









HEINRICH LEUTHOLD

GESAMMELTE DICHTUNGEN  
IN DREI BÄNDEN

EINGELEITET UND NACH DEN HANDSCHRIFTEN  
HERAUSGEGEBEN VON

GOTTFRIED BOHNENBLUST

MIT DREI BILDNISSEN UND ZWEI FAKSIMILES



ERSTER BAND

FRAUENFELD 1914

DRUCK UND VERLAG VON HUBER & CO.

544g

# HEINRICH LEUTHOLD

Vol. 1

## GEDICHTE

MIT EINEM BILDNIS NACH DEM GEMÄLDE  
VON LENBACH UND ZWEI FAKSIMILES



300232  
5 34  
17

FRAUENFELD 1914

DRUCK UND VERLAG VON HUBER & CO.

**DAS ORIGINALGEMÄLDE LENBACHS BEFINDET SICH IM  
BESITZE DER ZÜRCHER KUNSTGESELLSCHAFT**





# HEINRICH LEUTHOLD

## I.

### DER GANG DES ÄUSSERN LEBENS

„Ein armer Wanderer, zart und hart...“  
(W. Jensen von H. Leuthold.)

Goethes Leben schien manchem seiner Freunde ein Gedicht, das noch besser sei als was er seine Gedichte nenne. Anderer Leben scheint ein einziger Gang in die Tiefen der Qual, um einen Krug reinen Quellwassers heraufzuholen.

Heinrich Leuthold hat es am Ende seiner Tage selber ausgesprochen, er habe das Lied seines Lebens verfehlt. Solch harte Einsicht soll man schweigend ehren. Und es bleibt ergreifend, daß aus dieser Nacht der Not und Schuld heute noch so reines Licht zu uns herüberstrahlt.

Vom äußern Leben soll hier nur das wenige Tatsächliche gesagt werden, was aus den bisherigen biographischen Forschungen, dem Briefmaterial des Nachlasses und einzelnen weiteren Mitteilungen geeignet ist, das Verständnis des Dichters und vor allem des Werkes zu erleichtern. Denn wenn irgend ein Schicksal uns lehren kann, uns nicht an das Vergängliche, sondern an die dauernde Gabe zu halten, so ist es das Leben Leutholds.

## 1.

Heinrich Leuthold von Schönenberg ist am 9. August 1827 in Wetzikon bei Zürich geboren. Vier Jahre darauf ward die Ehe der Eltern geschieden; der Vater, der eine Sennerei betrieb, starb 1853 im Armenhaus; die Mutter,

eine Zigeunernatur, verheiratete sich bald wieder mit einem Hürlimann von Hirzel, von dem sie sich von neuem schied, zuchtlos, ewig geschäftig und ohne allen Halt und Erfolg. Die Erziehung war schlecht, von Verständnis keine Rede; nur die Güte der Großmutter machte eine Ausnahme. Später tritt ein freundlicher Erzieher dazu, der Sekundarlehrer Kaspar Sieber, der, in der Folge Regierungsrat geworden, noch auf dem Totenbett für des Schützlings Gedichte sorgte. Dort findet der Knabe frühe Anregung und hört Goethe, Schiller, Lenau und Herwegh nennen und lesen. Verbittert, von der Mutter Müßiggänger gescholten, weiß er auch zu den Altersgenossen kein Verhältnis zu finden. Flüchtig flammt eine Jugendliebe auf.

Die Tragik des weltfremden Künstlertums ist schon in Versen des Zwanzigjährigen offenbar, und bis zum Ende ist er über die Stellung nicht hinausgekommen:

„Aus einer Welt von Idealen  
Die ich mir einst geschaffen hab,  
Riß — aus dem Himmel in die Hölle —  
Die Wirklichkeit mich frech hinab.

Umsonst sucht hier man wahre Liebe,  
Und wahre Freundschaft, wahres Glück —  
O Welt, gib mir den Himmel wieder,  
Den ich mir selbst gemacht, zurück!“

Ohne die gewöhnliche Vorbereitung vermochte es Leuthold, von 1847 an die drei deutschschweizerischen Hochschulen zu besuchen. In Bern wirkte Ludwig Seeger, in Basel Wilhelm Wackernagel, wie der seit kurzem dort lehrende Jakob Burckhardt anregend auf ihn. Denn das bißchen Jus wog nicht schwer; eigentlich galt der Kunst schon jetzt alles Streben. Die junge Frau eines Advokaten, Emma Brenner, zieht ihn in ihr Haus, läßt sich seine jubelnde Liebe eine Weile gefallen, rückt dann von den Höhen der Poesie, wo sie zu Zeiten schlangenwandelt,



in den Alltag zurück und ist für den bitter Enttäuschten nicht mehr vorhanden.

Im Winter 1848 auf 49 wandert er nach Zürich. Aber aus dem Plane, in rettende Arbeit unterzutauchen, wird wieder nichts. Eine nachhaltige Leidenschaft ist es, die ihn ergreift und bald das politische Interesse wie den Willen zu fester Lebensgestaltung zurückdrängt. Im Stile Herweghs dichtet er politische Lieder und Episteln, von einem ungeschichtlichen Universalismus später zu einer ausgesprochen nationalen Begeisterung gelangend; Briefe und Gedichte eines Flüchtlings Oskar Falke, der 1851 im Zürcher Gefängnis saß, weisen auf die Gesellschaft, in der er sich bewegen mochte. Übrigens wird eines der schönsten Ghaselen Leutholds durch diese Erwähnung als so früh entstanden bezeugt. Eine Zürcherin aus vornehmem Geschlechte, Karoline Schultheß, von ihrem Gatten Trafford nach unglücklicher Ehe geschieden, zieht ihn an; lange wirbt er; lange hält sie zurück, und schließlich gibt sie ihr Schicksal doch in seine Hand. Er hat ihr nichts als seine Lieder gegeben; sie schenkte ihm eine Tochter und bewahrte ihm unter schwersten Umständen die Treue.

Schön und frech, ein wahrer Wildling, erscheint er den andern. Auch Widerwillen erregt er; doch kommt ihm dieser nur als böswillige Verkennung vor. Seine Studien gelangen zu keinem Abschluß; nach einem Aufenthalt in der französischen Schweiz, dem der Dichter sprachliche und literarische Bereicherung verdankt, treffen wir ihn mit Lina in Chambéry, im Winter 1854/55 in Turin, im Sommer 1855 in Genua. Platens neapolitanischen Studien folgend, sammelt er Stoff zu einer Geschichte Genuas; aber nur ein Kreis von Sonetten gerät. In San Girolamo entstehen die Lieder von der Riviera.

Von Zucht ist keine Rede. Daß er die viel besprochene pädagogische Stellung nie bekleidet, wußte Bächtold aus

vertraulichen Mitteilungen naher Angehöriger. Auch das staatliche Examen machte er nicht, obwohl er durch einen Bruder Linas dazu auf zwei Jahre sichergestellt war. Von erschütterter Gesundheit finden sich jetzt schon Spuren. Aber der Süden und südliche Liebe haben dem Zaudernden doch einen starken Inhalt gebracht: Was er da singt, hat er erlebt, und der süße Klang dieser Weisen ist mehr als Nachempfindung und lauter Worte Schall: so singt nur, wessen Seele glüht und leuchtet.

## 2.

1857 ist auch dieser Rausch vorüber. In Basel rät Jakob Burckhardt dem ehemaligen Schüler, die Rechtswissenschaft bleiben zu lassen und sich ganz der Kunst zu widmen. Er geht, an Geibel empfohlen, nach München, wird in die Gesellschaft der „Krokodile“ als „Alligator“ aufgenommen und findet sich so in den gewünschten Kreisen: neben Geibel zählen Heyse, Dahn, Wilbrandt, Grosse, Lingg, Hopfen samt andern zu seinen guten Bekannten. Von seinem Leben und Treiben erfährt niemand etwas; sogar der Aufenthalt im Süden gilt als Dichtung. Er sucht sich mit eigener Arbeit durchzuschlagen, rezensiert, kritisiert, sammelt seine Gedichte und will Geibel und Heyse einen Band Übersetzungen widmen (1859). Heyse hatte dafür besonderes Wohlwollen gezeigt, auch dem König Max einige Stücke vorgelesen, und dieser hatte mit einer Anspielung auf den „Tell“ gemeint, dieser Leuthold vermöge die Leute zu bewegen, vor ihm selber den Hut zu ziehen. Von den eigenen Plänen gelingt keiner; doch erscheinen 1862 bei Cotta mit Geibels Unterstützung seine „Fünf Bücher französischer Lyrik in deutscher Nachdichtung“; und im Münchner Dichterbuch bringt Geibel dreizehn Lieder Leutholds, freilich so selbtherrlich verbessert, daß nur Abhängigkeit innerer und äußerer Art

des Dichters Einverständnis begreiflich macht. Die „Fünf Bücher“ führten übrigens kurz vor dem Erscheinen zu heftigen Erörterungen, und zwar, da Geibel damals in Lübeck war, brieflich; wir stellen aber fest, daß sie sich durchaus nicht um Geibels willkürliche Verbesserungen drehten, ja daß Geibel auf Leutholds Veranlassung die Namen im Register strich, die dessen überwiegenden Anteil hätten dartun können.

Unterdessen hat des Dichters politische Begeisterung sich wieder geregt: Der Nationalverein ist entstanden, und er leitet das Feuilleton von Carl Braters Süddeutscher Zeitung, zeichnet auch vorübergehend als Chefredaktor und zieht 1862 mit der Zeitung nach Frankfurt a. M. Des Dichters schöne Ode auf Brater wird noch verständlicher, wenn man aus dessen Briefen den gütigen Menschen kennen lernt, immer bereit, Leutholds Mißtrauen zu beschwichtigen und ihm weiter zu helfen. Nachdem aber sein jüngster Bruder Gotthilf Stöbel bei einer Rauferei erstochen worden, ist Leuthold trostlos und reist in die Schweiz, erkrankt indessen auf einer Fußreiße an einem Brustleiden.

Daß er nach Frankfurt nicht zurückkehrte, hatte freilich noch andere Gründe. Hebbel schrieb aus Paris sehr mit Recht an Elise Lensing: „Man kann einer der ersten Dichter und einer der letzten Journalisten sein.“ Leuthold hat es mehrfach versucht, beiden Herren zu dienen; er schrieb, wenn er in Stimmung war, gut und zündend; seine Kritik in Kunstsachen war gefürchtet wie geachtet; aber er konnte an diesen Dingen des Tages feilen, bis niemand mehr nach dem Inhalt fragen mochte, konnte Programmartikel zurückhalten, bis das erste Blatt erschienen war, und was solcher Unmöglichkeiten mehr waren. Eine Anzahl Aufsätze von seiner Hand hat Adolf Wilhelm Ernst in seinen Neuen Beiträgen gesammelt; im Nachlaß ist davon fast nichts zu finden. Von bleibender Bedeutung sind sie entschieden nicht.

Zunächst finden wir den Dichter also wieder in München. Wilhelm Hertz erzählt in einem Brief an Bächtold, wie er einmal in seine Vorlesung gekommen und, als von Beowulfs Bestattung gesprochen wurde, in Schluchzen ausgebrochen sei. Vom Oktober 1864 bis zum Februar 1865 hat Leuthold bei der Schwäbischen Zeitung nochmals einen Versuch als Tagesschriftsteller gemacht, aber mit noch weniger Glück. In einem Briefe an Lina kommt seine bitter grimmige Stimmung voll zum Ausdruck: kaum hat er sich eingerichtet, überwirft er sich mit der Leitung, vorab mit dem energischen Kröner, der sich natürlich auch über ihn schwer beklagt; aber Leuthold kennt kein Entgegenkommen, keine Anpassung. „Entweder — schreibt er an Lina — mußte ich jeden Dreck mit meinem Namen decken, oder mich unfehlbar aufreiben, indem ich alles selber machte.“ Dann klagt er über die „durchaus dilettantische Einmischung Krönners.“ „Ich erschien nicht mehr in den Comite-sitzungen, ließ die Schreiben des C. unbeantwortet und benahm mich sehr cavalièremment gegen die Leute. So war der Bruch unvermeidlich.“ Seine Ersatzansprüche will er aber nicht geltend machen, weil ihm das widerstrebt. „Wenn nur diese materiellen Fragen nicht wären!“ Lieber zieht er ohne Sicherheit wieder nach München, wo Lina, Rita und die Mutter seiner harren, die nicht, wie er wünschte, nach Stuttgart kommen wollten.

Trübe Jahre warten auf ihn. „Wirr und geistig abgestorben“ fühlt er sich. Vom Dichten ist seit den ersten Münchner Tagen keine Rede mehr; das öde Treiben des Tages hat seine Quellen verschütten lassen. Auch zu den Freunden findet er kein Vertrauen und stößt manche helfende Hand höhnend zurück. Die bierduselige Münchner Atmosphäre scheint ihm schuld an seiner dumpfen und resignierten Stimmung; Stuttgart hatte ihm wohl getan, ihn auch mit Raabe und Mörike bekannt werden lassen. Die Münchner Schule ist ihm jetzt eine Kleinkinderbewahrungs-

anstalt. Eine Staatsstelle und einen Posten als Redaktor in der Schweiz, die ihm Sieber verschaffen will, lehnt er ab; krank und verbittert, fühlt er sich zu allem untüchtig und zugleich von allen verstoßen.

Von eigenen Dichtungen erschien in diesen Jahren fast nichts, nur einige Übersetzungen in der Freya, Gedichte und Übertragungen nebst einem Aufsatz über Brizeux in der Cornelia (um diesen Beitrag war er von Fentsch flehentlich gebeten). Übrigens schreibt er 1875 an Honegger, er habe seit Jahren alle Anfragen der Art abgelehnt, so daß die Angabe der biographischen Skizze, es sei „eine große Anzahl zerstreuter Gedichte in Zeitschriften, Albums, Almanachen und Anthologien zu finden“, sonderbar scheint.

Und doch findet er jetzt noch den Mut, sich in die antike Welt und die alten Sprachen zu vertiefen. Er liest griechische Tragiker und Homer, auch römische Dichter, bis zu entlegenen Gebieten vordringend; noch einmal hofft er, seine Grenzen zu überwinden und eine Dichtung großen Stils zu schaffen, wie er sie schon als Jüngling seiner Heimat verheißen.

### 3.

Und der Geist ist wirklich noch einmal über ihn gekommen. Denn die Liebe kam noch einmal. Die Baronin Alexandra von Hedemann hat in ihren eigenen Memoiren Licht genug über sich und ihre Beziehungen zu Heinrich Leuthold verbreitet. Uns bleibt festzustellen, daß diese Liebe, so vieles uns daran peinlich ist, ihm manche Erleichterung des nahenden Verderbens verschafft und einen neuen Liederquell erweckt hat. Aus den klassischen Studien geht 1868/9 das Epos „Penthesilea“, sein „Kronjuwel“, hervor; am Tage der deutsch-französischen Kriegserklärung vollendet er die Darstellung der Sempacher Schlacht in Nibelungenstrophen; das Jahr 1871 bringt neben

vielen Liedern das rhapsodische Fragment „Hannibal.“ Zeitgedichte, Epigramme, Sprüche, Oden und Elegien stehen daneben: eine zweite Blütezeit wie einst in der Jugend die Genuesertage. In dieser Zeit soll er einem Zürcher in München auch Anfänge eines Lustspiels vorgewiesen haben, wie denn das Drama sein großer Traum war. Von „Versuchen im Dialekt“, die ein Heft nach der Überschrift enthalten sollte, ist nichts vorhanden.

Nach 1872 freilich entweicht der Zauber. Des Dichters Hoffnung, die Baronin heimzuführen, erweist sich als aussichtslos; einigermaßen mag er die traurige Rolle geahnt haben, die er in diesem Hause spielte und über welche die Nachwelt so unbarmherzig belehrt werden mußte. Auch ersparte Alexandrine dem wütenden Pfaffenfresser die Enttäuschung nicht, daß sie der Freundschaft zum Fürsten Hohenlohe zufolge katholisch wurde. Der Trunk, die alte Zuchtlosigkeit und Verwilderung stürzen ihn in endloses Elend; vergeblich hofft er auf eine heilbringende ägyptische Reise, vergeblich schreibt er wilde Anklagen wider Schicksal, Welt und Heimat in seine Hefte, vergeblich rafft er sich zu schwungvoller Entsagung auf. Seine Wutanfälle werden auch den Nächsten furchtbar. Wie schon die Mutter den Knaben einen geschäftigen Müßiggänger gescholten, so ist ihm nun die Dichtung, ja das Ideal überhaupt in der modernen Welt das Stiefkind, das verstoßen ist. Im Sommer 1876 lebt er im Tirol noch einmal auf. Ein Jahr später, im August 1877, bringt ihn die Baronin ins Burghölzli bei Zürich. Dr. Freivogel hatte von München aus Schweizer Freunde auf des Dichters Zustand hingewiesen, der trostlos geworden war, seit Fürst Hohenlohe die Stadt verlassen und offenbar seine Unterstützung eingestellt hatte. (Vorher hatte er bei der Baronin gewohnt, und war dann vom Fürsten eine Zeitlang versorgt worden.) Die Nacht ist hereingebrochen, schwach erhellt durch die Teilnahme der Freunde, wie Sieber, Rüegg,

Keller, Bächtold, Honegger, und durch die Genugtuung, ein Bändchen seiner Verse, das Keller und Bächtold besorgt, in der Hand zu halten. Am 1. Juli 1879 erlöste ihn der Tod. „Er lag in einem langen Sarge“, schreibt Keller an Widmann, „das Gesicht mit seinen beruhigten Leidenschaften und Ansprüchen durch den Tod wieder hergestellt, plötzlich sogar wieder in die durch Paralysis verlorene Intelligenz getaucht.“ Er ruht auf der Rehalp. Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer schritten neben einander hinter seiner Bahre.

## II.

### DER DICHTER

O wüßten sie, wie der Genuß, der Seele Wohllaut  
hinzustreun  
Im Liede, eine göttliche, erhabene Verschwendung ist!  
Doch weitab liegt das Ziel des Ruhms; schon muß  
auf hoher Stufe stehn  
Der Dichter, um erst einzusehn, wie fern er der  
Vollendung ist.

Leuthold.

**N**icht von dem Charakter des Mannes ist hier zu reden. Viele seiner Freunde, auch scharfe Gegner haben ihn in Erinnerungen und Romanen geschildert, und die Bilder gleichen sich so wenig wie Lenbachs Jugendporträt und Papperitzens grausig realistisches Blatt. Ob der gutmütige, nach Liebe und Verständnis, auch nach unbedingter Freiheit des Lebens Ringende, oder der Verbitterte, an seinen Grenzen so schwer wie am Gegensatz zur Zeit Leidende eben den Eindruck bestimmte, darauf kam es an, und darum liegen auch die Urteile so meilenweit auseinander.

Das Begleitwort zu des Dichters Werk ist nicht der Ort,

Anekdoten und Zensuren über ihn vorzubringen. Mag das tun, wer will und muß. Hier spreche der Künstler, nicht der Mensch.

Aber ob Heinrich Leuthold ein Dichter sei, selbst das ist heute noch bestritten. Wer ihn von Jugend auf liebte, mag das schwer verständlich finden. Begreiflich wird es nur vom Standpunkt der Kritik aus, die den Verlauf der Geistesgeschichte jedes Gebietes als ein Ganzes betrachtet und jeden einzelnen nur dann zu Recht bestehen läßt, wenn er über die früher gegebenen Elemente und Erscheinungen wesentlich hinausgeht. Originalität heißt für diese Betrachtungsweise Eigenart, und diese wird an der Neuartigkeit gemessen. Wer dann so viel gelernt, ja gelegentlich nach Vorbildern gearbeitet hat wie Leuthold, wer die Unklugheit hat, Reimlisten zu hinterlassen, die das Handwerkliche so klar zeigen (wiewohl Spitteler gesteht, Reimlexika gebraucht zu haben!) — der ist gerichtet. Daneben bleibt aber die Anschauung möglich, der Carlyle einmal den kühnen Ausdruck gab: „Das Wesen der Originalität liegt nicht darin, daß es etwas Neues sei.“ Sie fragt danach, ob das Werk als ein vollendetes wahre Größe oder Schönheit oder beides darstelle. Und von dem gegenwärtigen Werte aus bejaht sie auch die Frage nach dem wahren Grunde des Werkes, mag nun der Weg bis hinauf in die Wirklichkeit so weit sein als er will.

So wird auch über den Dichter Leuthold gestritten. Gilt er doch den einen als echtster Künstler, als ausgeprägtester Lyriker — „jeder Zoll ein Dichter“, und daneben wird achselzuckend sogar von seinen „guten Freunden“ behauptet, er sei gar kein originelles Talent, ja er sei nichts als Übersetzer, auch wo er zu dichten vorgebe. *Ist Heinrich Leuthold ein Dichter?* Diese Frage steht heute noch zur Diskussion. Sie ist nun endlich zu lösen.



## 1.

Gottfried Keller hat sich über Leutholds Gedichte zuerst öffentlich geäußert, als sie, von Jakob Bächtold unter seiner Mitwirkung ausgewählt, auf Weihnachten 1878 erschienen waren. Er sagte damals in der Neuen Zürcher Zeitung, trotz der stofflichen Beschränkung und der durchaus persönlichen Grundlage, trotz der akademisch anmutenden, historisch mitbestimmten Form sei das Buch etwas Neues, und das Neue liege in seiner Vollendung. Ja — das Buch ist ihm die beste schweizerische Sammlung: Conrad Ferdinand Meyer gab seine Gedichte erst 1882, Keller selber seine große Sammlung 1883 heraus; von seinen Anfängen schweigt er. Und die Vollendung scheint ihm auch kein Wunder: Das Buch *hat* ein Schicksal, weil es ein Schicksal *ist*.

Diese Würdigung, jetzt in Kellers Nachgelassenen Werken aufbewahrt, gehört heute noch zum Besten, was über Leuthold geschrieben ist. Nun hat Emil Ermatinger kürzlich in den Süddeutschen Monatsheften gezeigt, daß Keller sich dies Urteil abringen mußte: die ganze Erscheinung lehnte er instinktiv ab, den Menschen ziemlich restlos, und den Künstler liebte er zum mindesten nicht. Das ist verständlich genug, und der Deutung Ermatingers ist kaum weiteres beizufügen. Nur behalten wir uns vor, Kellers öffentliches Urteil nach wie vor für besser zu halten, als was er sonst in Augenblicken weniger umfassenden Bewußtseins mag geäußert haben. Zweckrezension hin oder her — Ernst muß es ihm gewesen sein; auf diese Voraussetzung brauchen wir bei Keller nicht zu verzichten. Zudem ist durch einen lebenden Zeugen, Herrn Reinhold Rüegg, überliefert, daß die Handschrift Keller zuerst einen sehr starken Eindruck gemacht und erst nachträglich kritischen Bedenken gerufen habe. Also bleibt es auch den spätern brieflichen und mündlichen

Äußerungen gegenüber bestehen, daß er sich bei seinem öffentlichen Urteil über Widerwillen und Fremdheit zu gerechter Würdigung erhoben hat.

Die Abneigung des Realisten, dem das Leben die Kunst, nicht die Kunst das Leben war, findet sich in der Geschichte der Leutholdkritik mehrfach wieder, aber oft ohne Kellers Zurückhaltung ausgesprochen. Bächtold hat entgegen Kellers Rat und Willen der dritten Auflage der Gedichte jene verdrießliche Abhandlung vorausgeschickt, die er so bitter büßen mußte: nicht nur Keller ließ über seinen Ärger keinen Zweifel, sondern all seine uneigennütigen Bemühungen hat man ihm darob vergessen wollen. Der Herausgeber läßt zwar seinen Dichter noch als solchen gelten; doch ist hier nicht nur Stoff, sondern Gehalt vermißt: Tüchtigkeit und Ursprünglichkeit fehle; schon hier fängt die Motiv- und Zeilenjägerei an, und die überdies unvollständig abgedruckte Epik wird ganz abgelehnt.

In den neunziger Jahren kam nach Fenners kritisch biographischer Skizze, die auch eine warme Würdigung des Dichters ist, aber von Bächtolds professoraler Autorität gedrückt scheint, Adolf Wilhelm Ernsts Dichterporträt Leutholds, dem 1897 nach sechs Jahren die Neuen Beiträge mit Übersetzungen und kritischen Arbeiten folgten. Das Buch ist enthusiastisch und der Abdruck mancher Lieder, die Bächtold nicht gab, verdienstlich; aber reif ist das Urteil nicht. Fehler und Schiefheiten wie die Meinung, *gereimte* sapphische Strophen sollen den *Rhythmus* schärfen, wollen wir nicht aufzählen; wenn aber Leutholds strenges Kunst- und Formbewußtsein als etwas Don-Quixotenhaftes bezeichnet wird, so zeigt sich eben doch die alte Unfähigkeit der alyrischen Natur, die lyrische zu begreifen: hier ein maßloser Respekt vor dem „Mann, der so Gedichte machen kann“, daneben ein verwundertes Kopfschütteln, wenn das lyrische Erleben sich folgerichtig als Sonderwert geltend macht und, eben im

Bewußtsein seiner Unaussprechbarkeit, um den vollkommenen Ausdruck ringt.

Die eingehendste und feinste Analyse Leutholdscher Dichtung hat Saitschik in seinen Meistern schweizerischer Dichtung gegeben. Wie selten ist heute das Gefühl für *das Schöpferische* der Form, das hier zu finden ist; wie gerecht ist alles gesehen, wie schön die billige Schärfe vermieden, mit der die Mangellosen das Stiefkind des Glücks maßregeln! Wohl ist hier Leuthold ein Dichter für Dichter genannt; aber allgemein zugänglich ist doch die Deutung: „In Leutholds Poesie haben sich die plastische Form der sinnlich-ruhigen Antike und die Glut der in unruhigen, gebrochenen Linien sich bewegendem Moderne zu einem künstlerischen Gepräge vereint, in dem der lyrische Geist unserer Zeit einen seiner feinsten und abgeklärtesten Ausdrücke gefunden hat.“

Auch an andern Würdigungen hat es seither nicht gefehlt. Betz gibt eine solche in den Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte; Literarhistoriker wie Bartels und Richard M. Meyer, die sich ihre Urteile gewiß nicht gegenseitig abschreiben, wissen beide dem Dichter gerecht zu werden; auch in Vorträgen wie denen von Knellwolf und Helbling wird für sein Verständnis gearbeitet.

Dem entgegen machten sich schon lange Stimmen geltend, die wieder an Kellers persönliche Abneigung und Bächtolds Abhängigkeitsbeweise erinnern. Hier weiß einer von seinem Neid und seiner Spottsucht, dort einer von seinen maßlosen Leidenschaften zu erzählen. Das bedeutet in einer Zeit, wo Werke höchstens als Anhang zum „Leben“ des Dichters in Betracht kommen, allerdings unendlich viel. Wem es aber zufällig um die Werke allein zu tun ist, der geht dankend weiter. Ermatingers Beitrag zur Psychologie des Künstlers Leuthold im Schweizerischen Jahrbuch von 1906 ist nun freilich ungleich ernster: als ein tief enttäuschter Bewunderer zieht er

Bächtolds letzte Folgerung: es handle sich auch in den Gedichten nur um einen *Übersetzer*. Es ist ein wesentlich realistisches Schema entworfen, in das der „Formalist“ nicht paßt: weder umfassendes Erleben, noch ernstes Studium, überhaupt keine ethischen Bedingungen sind vorhanden, und zu allem finden sich Analogien. Diese Methode wird nun von den Gedichten auch aufs Leben ausgedehnt: daß er die Jurisprudenz nicht praktisch genug findet (Goethe), als Student schon verliebt ist (Goethe und andere), sich nach Italien sehnt und wirklich hinfährt und so fort. Ob nun tatsächlich solche Ähnlichkeiten nur Kopie sein können? Und ob es nicht noch einfachere Erklärungen für Studentenliebe und Italienfahrten gibt?

Ermatingers übrigens gerade durch die Strenge des Gedankens fördernde Arbeit hat schon damals und seither mehrfach Widerspruch gefunden, den er auch selbst offenbar gewürdigt und berücksichtigt hat. In den Süddeutschen Monatsheften spricht er ausgeglichen und gerecht: „Leuthold übertrifft Platen, Geibel und den Lyriker Gottfried Keller an heißer Leidenschaft; man spürt seinen Gedichten an, daß ihr Verfasser im Süden gelebt und geliebt hat, und es würde in der neuern deutschen Lyrik eine schmerzliche Lücke entstehen, wenn wir Leuthold nicht hätten.“ Auf diesem Boden wird man auch der Gegenwahrheit zustimmen, daß Keller einen ganz anders kraftvollen Wirklichkeitsatem ausströme.

Ganz auf Ermatingers früheren Spuren wandelt indes Margareta Plüß, die einer hohen philosophischen Fakultät zur Erlangung der Doktorwürde sämtliche Gedichte, Stellen, Wendungen und Stimmungen vorgelegt hat, die Leutholds Abhängigkeit und Unselbständigkeit beweisen sollen. Nachdem die Anregungen allgemeiner Natur und die Reminiszenzen im einzelnen aufgezählt sind (sie ließen sich übrigens u. a. durch Vergleichung mit antiken Vorbildern und mit den französischen und englischen Übertragungen,

vorab nach Byron, V. Hugo und Béranger, noch erweitern), wird gefolgert, er sei ein „überflüssiger Dichter“; er habe sich selbst nie gefunden, habe kein Blut in den Schwingen. Die Arbeit ist sehr kundig und fleißig gemacht. Aber das muß angesichts dieses Betriebes wieder einmal gesagt werden: Wenn etwas zerschnitten werden kann, ist noch nicht bewiesen, daß es nicht vorher ganz war. Ganz naturgemäß entschwindet einer solchen Betrachtung das Ganze, also der künstlerische Wert, vollkommen. Sie will ja die Teile heimweisen, will auflösen, scheiden, nicht schauen, verbinden. Der eine stellt fest, daß Mörike vom Volkslied, von Goethe, der Romantik, der Antike tiefe Anregung empfangen hat und zieht ihm das vom eigenen Guthaben ab; der andere freut sich dessen, was in Mörike aus all dem geworden ist. Ich halte beides für berechtigt — welche Betrachtung wäre auch *nicht* berechtigt?! — aber zur *künstlerischen* Würdigung führt der Weg nicht, der vom geschaffenen Werte aus zu seinen Elementen *zurück*-strebt.

Endlich hat sich mit großer Schärfe in diesem Sinne Eduard Korrodi ausgesprochen, indem er in den Süddeutschen Monatsheften (1910) mit viel Kenntnis und Scharfsinn Leutholds Mängel dartut, ohne doch seinem wesentlichen Vorzug gerecht zu werden.

## 2.

Leuthold hat nie ein Hehl aus den Anregungen gemacht, die er empfangt. Früh hat er Goethe und Schiller gelesen, bald auch Uhland, Lenau und Herwegh. Er nennt, zitiert, besingt sie; auch ein Sonett auf Byron kennen wir jetzt; in den Ghaselen erscheint dieser mit Goethe als Sonne, die den Planeten die Bahn vorzeichnet. Sehr früh kommt Heines Einfluß hinzu und nimmt Verschiedenes in sich auf, so das Volksliedmäßige, das zuerst den ironischen Ton noch

nicht hatte; auch das Echt-Romantische ist von da an selten. Am stärksten ist Heines Wirkung in den siebziger Jahren fühlbar: Leuthold hat in ihm sowohl den „Romantiker“ als den Ironiker bewundert. Unerfreulich ist das Rhetorische, das die politische Lyrik Herweghs und Freiligraths einschwenmt: da finden sich so greuliche Vergleiche wie der vom Rütli als dem schweizerischen Bethlehem; der strenge Künstler hätte das nie geduldet. Bald tritt dann — mit Geibel — Platen hinzu, für den Leuthold wirkliches Verständnis hat; er ist ihm zwar der formale Vollender neben Goethe als dem Meister vollendeten Gehaltes; aber bei dieser bequemen Einseitigkeit steht er nicht still: „Denn, mag man auch die Reinheit deiner Töne antiken Marmorbildern oft vergleichen, ist immer ihre Seele doch das Schöne.“

Daher stammt die Vorliebe für Sonett und Ghasel, obwohl für jenes ja außer ihm Goethe, die Romantik, die Übersetzung romanischer Lyriker, auch Geibel in Betracht kommen, für das Ghasel (Daumers) Hafis selber, der schon in einem Basler Gedicht genannt wird. Dann wirken rhythmische Anregungen nach: das Metrum der Penthesilea, das verschiedener Romanzen findet sich bei ihm; dazu lassen sich Parallelen aus den Sonetten beibringen. — Wenn man dabei nur nicht vergessen wollte, zu sehen, daß die Differenz den Anklang an Bedeutung weit übersteigt! Einfach sinnlos ist es, Leutholds Hymnen auf Platens seelenvolle Strenge und seine künftige Auferstehung im kalten Vaterlande als „widerwärtige Selbstbespiegelung“ aufzufassen. „Nicht dir bin ich vergleichbar, hoher Platen“ — „der Schönheit gab ich ganz mich hin; doch weiß ich freilich, daß aus mir ein Goethe nimmer an Gehalt und auch an Form kein Platen wird“ — damit hält er sich doch wohl genügend in der Distanz, und von seinem Vorzug gegenüber Platen, dem vollern Klang und der tiefern Leidenschaft, ist überhaupt nie die Rede.

Auch Freiligrath ist schon genannt worden. Er (wie Seeger und Geibel) wirkten am erfreulichsten als Anreger zur Übertragung; vielfach wählten beide dieselben Vorlagen, und Leuthold benutzt seine Anthologie „The rose, thistle and shamrock.“ Der junge Keller, „der wie wenige das deutsche Wesen kennt“, steht daneben. Geibels Einfluß reicht so weit, daß Leuthold sich seine Handschriften von ihm bessern ließ und seine Texte auch dann nach seinem Willen druckte, wenn gelegentlich der Hauptgedanke in die Geibelsche Tonart übersetzt, d. h. für Leuthold unwahr geworden war. Auch die französischen Lyriker vom Ausgang des Ancien régime bis auf die Parnassiens haben auf ihn gewirkt. Freilich, wenn man unter seinem Nachlaß eine Übersetzung von Sainte-Beuve findet und das Sonett zunächst beim Durchlesen für ein Gedicht Leutholds hält, so beweist das einmal nur soviel: der Inhalt ist für beide wahr; die Form kann es auch sein — und der Schluß ist die Bewunderung vor der Natürlichkeit, in der Leutholds Nachdichtung wie neu erscheint. Reizt ihn ein fremdes Gedicht zum Nachschaffen, so wird das ohne weiteres mitgeteilt: „Das Genie, veranlaßt durch ein Sonett von Emil Deschamps.“

Wie wenig äußerlich seine Beziehung zur Literatur ist, zeigt endlich das Verhältnis zur Antike. Der gewesene Sekundarschüler von Wetzikon mußte sich die sprachlichen Kenntnisse schwer genug erwerben: aber er wollte das Ziel und fand den Weg. Homer, Äschylus, Sophokles, auch die Lyriker stehen ihm im Vordergrund. Schöne Übersetzungen und die eigenen Oden sind die Frucht; dazu kommt der Stoff der beiden Epen.

Die Frucht antiker Studien nenne ich diese Sachen und meine damit doch nicht, es handle sich um Gelehrten-dichtung. Denn es gibt auch der Tradition gegenüber ein lebendiges Verhältnis. Kein wirklicher Künstler ist ganz ohne sie denkbar; keiner allerdings darf in ihr untergehen.

Aber gerade die Vereinigung unüberbrückter Gegensätze, des Ironisch-Romantischen und des Streng-Gebannten der Antike, des Platenschen Ideals, ist doch eine eigenartige Schöpfung, wenn die neue Verbindung Leben hat.

Farbe findst du und Schwung bei den Neuern und prahlende  
Reime;

Aber den Zauber der Form lehren die Alten dich nur.

An Formgefühl hat es den Alten nicht gefehlt, wohl aber an dem Aberglauben, als sei jeder formlose Eigenwille menschlich gehaltvoller als die allgemeine, einfache, dauernd wahre Gestalt.

Leuthold empfand wohl, daß er sich mit dieser Entwicklung von dem durchschnittlichen Geschmacke noch weiter entferne, als das schon durch seine Wendung von der politischen Rhetorik zum Sonett und Ghazel geschehen war. Damals hatte er seine handschriftlich vorhandene Sammlung mit dem Bekenntnis schließen wollen:

Drum, wie auch fremder Rat mich und Erfahrung  
Oftmals auf jenen Feldern suchen heißt,  
Wo, wie ein Hirt, die Herde treibt zur Nahrung  
Und nur des Stoffes Scholle pflügt der Geist,  
Doch, fest vertrauend, daß die Offenbarung  
In meiner Brust sich einst als wahr erweist,  
Statt vor des Tages Götzen, dem sie frönen,  
Knie ich, ein Schüler, am Altar des Schönen.

Jetzt läßt er in den Spielmannsliedern „das verständige Volk“ sagen:

Der lachende Frohsinn gebricht  
Deinen künstlichen Akkorden.  
Das sind die Weisen des Volkes nicht;  
Du bist uns fremd geworden. —

Da ist der Gegensatz sehr schön formal dargestellt: die künstlichen Akkorde sind rhythmisch gleichmäßige Gefüge, während „die Weisen des Volkes“ bis heute an



dem germanischen Prinzip der freien Senkung festhalten: das quantitative und das akzentuierende Empfinden stoßen sich ab. Wo ist außer Hölderlin ein deutscher Meister, der antike Strophen von dieser Reinheit und Klangfülle gebaut hätte? *Reinheit* sage ich, nicht pedantische Strenge, die sich Selbstzweck ist und nur der Regel genügen will. Aber ohne die Durchführung streng quantitativen Gefühls ist eben die Nachahmung alter Formen Unfug. Platen natürlich erreicht die Linie auch, aber die Fülle des Tones nicht.

Endlich kommen zu den Einflüssen romanischer Lyrik noch einige schottische, vielleicht durch Freiligraths Übersetzungen vermittelte.

Nun nehme man noch Leutholds eigenes Geständnis hinzu, er habe die schon genannte Penthesilea nicht erfunden, vielmehr Homer gelesen und den späten Versmacher Quintus von Smyrna benützt, und gedenke angesichts des Hannibal dessen, daß ein Stück davon in Milieu und Stimmung an Flauberts „Salammbô“ erinnert . . .

### 3.

Genug! Wirklich genug! Also Antike und Moderne, Klassiker und Romantiker, Germanen und Romanen und Orientalen, Arier, Juden und Judengenossen hat der Mann gekannt und merklich von ihnen gelernt? Wie kann da von einer Erwägung originaler Begabung überhaupt noch die Rede sein? Alles ist doch klar: der Purpurmantel der Dichtung ist nur äußerlich um fremde Stoffe geworfen, gewandt, und nur das . . . Aber „Muse, gib mir *Stoff!* . . .“

Gemach! Denen, die Leuthold trotz allem als Dichter werten, kann unmöglich daran liegen, Tatsachen zu übersehen oder zu verschleiern. *Amicus Plato, magis amica veritas*. Aber an die Tatsachen allein wollen wir gebunden sein, nicht dazu noch an eine realistische Theorie, die ebenso einseitig ist wie ihr idealistisches Gegenbild.

Zunächst will uns scheinen, der Versuch, Abhängigkeiten einfach dem Bestande gleicher Motive, Rhythmen, Reime und Worte nach aufzuweisen, und ferner Übereinstimmungen in der Art der Welt- und Lebensbetrachtung auch sofort als Abhängigkeit zu fassen, führe von selber ad absurdum. Das Resultat muß doch Bedenken erregen, das sich bei der Anwendung dieses Schemas sogar auf Mörike ergibt!

Die Anklänge sind also nicht zu bestreiten. Aber was beweisen sie gegen den Dichter im ganzen?

Jakob Burckhardt hat in seiner Jugend anonyme Gedichte herausgegeben, in denen sich folgende Serenade findet!

Klare Mondnacht, senke den stillsten Schlummer  
Auf dies Haus! Traumgenius, schütte gaukelnd  
Aus dein Füllhorn über der Allerschönsten  
Heimliches Lager.

Ungehört soll leisen Gesanges Klaglaut  
Ihr vorbeiziehn; über die weiße Stirne  
Gleite kein unwilliger Zug, da sie nicht  
Achtet des Sängers.

Aber horch, von deiner geweihten Schönheit  
Im Gebüsch fern singen die Nachtigallen,  
Dir zum Ruhm rings duften die Rosenbeete,  
Flüstern die Pappeln.

Draußen geht, des Lied du verschmähst, zur Fremde  
Hingewandt. Fern unter entlegnen Zonen  
Wird ein Gott ihm geben Gesang, zu preisen,  
Hehre, dein Antlitz!

Die „Ferien“ sind 1849 erschienen. Leuthold war Burckhardts Schüler, stand ihm nahe, hörte auf seinen Rat und hat auch seine Gedichte gekannt. Nun hat er über 20 Jahre später folgende Strophen gedichtet, die in der Handschrift neben andern Überschriften auch den Titel „Serenade“ tragen:

Schweigen rings; im Garten der Villa plaudert  
Nur der Springquell; zwischen verschlafnen Büschen  
Lauschen Marmorgötter, und überm Meere  
Zittert das Mondlicht.

Reiz und Anmut teilen dein heimlich Lager;  
Deinen schwanweiß schimmernden Hals umnachtend,  
Löst sich stromfallähnlich die Fülle dunkel  
Flutenden Haares.

Schlaf umfängt dein zauberverbreitend Antlitz,  
Deiner Glieder griechisch geformten Bau nun,  
Und ins Herz dir träufelt der holde Traumgott  
Sanftes Vergessen.

Das ist für Bächtold eine „Anleihe.“ Zufällig bezeugt Leutholds Tochter, daß der Dichter die Ode Burckhardts damals auf dem Pult gehabt und voller Bewunderung gefragt habe, ob er wohl auch je etwas so Schönes werde machen können. Gewiß: wir stellen uns die Entstehung eines glühenden Gedichtes etwas anders vor. Die Hauptsache ist aber wohl, was es schließlich *ist*. Jakob Burckhardt hat von seinen Versen später wenig genug gehalten und hätte ohne allen Zweifel Leutholds Gedicht über das seine gestellt. Dazu kommt aber, daß die Situation so verschieden ist, als sie es bei einer Serenade überhaupt sein kann: dort ein Verschmähter, der singend oder Lieder suchend in die Ferne zieht, hier keine Rede davon; der Traumgott träufelt ihr zwar auch sanftes Vergessen ins Herz, aber des Tages, nicht des Geliebten. Gleich ist das Versmaß, das aber auch Burckhardt nicht gehörte, die Form der Serenade und das heimliche Lager — nichts als die äußerlichste Situation, nicht mehr als bei jeder musikalischen Serenade auch vorausgesetzt ist.

Oder Geibel läßt seinen Landsknecht sagen:

He Bäuerlein, Bäuerlein, schürz dich nun,  
Den Krug tu aus dem Keller,  
Tu an den Spieß das Huhn!

Drei Würfel und ein Karten,  
Die sind in jedem Schank,  
Es kommt, mir aufzuwarten,  
Ein Dirnlein schlank und blank.

Dabei mag einem freilich Leutholds „Trinklied eines fahrenden Landsknechts“ einfallen:

Viel lieber sind dem Zecher  
Als Kelch und als Monstranz  
Das Huhn am Spieß, der Becher —  
Drei Würfel sind dem Zecher,  
    Zecher, Zecher,  
Der wahre Rosenkranz.  
Kein Pfaffe macht indessen  
Uns mit der Hölle schwer;  
Wir lesen selber Messen  
Und halten Christenlehr . . .  
    Herr Wirt, noch eine Kanne,  
    Noch eine Kanne her!

Gegeben: ein Huhn am Spieß und drei Würfel. Wer aus diesen „Anleihen“ dieses freche, aber doch unübertrefflich gelungene Landsknechtslied schafft, ist nicht mehr und nicht weniger als ein eigener Künstler.

Auch bei den Ähnlichkeiten, die Ermatinger als Beweise völliger Unselbständigkeit anführt, hat man oft den Eindruck, sie werden überschätzt. Tasso sagt:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt  
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Leuthold sagt zu den Künstlern:

Gesegnet bist du, Priesterstand des Schönen!  
Dir gab ein Gott, das Flücht'ge festzuhalten  
Und mit dem Tod das Leben zu versöhnen.

Der Kritiker findet den Anklang verzeihlich. Wir möchten indes feststellen, daß Gott hier zwar beiden etwas gibt, vor allem aber etwas völlig anderes: zwei wesentlich

verschiedene Anschauungen vom Wesen des dichterischen Vorgangs werden geäußert. Die *Differenzist* allein ausschlaggebend. Was bedeutet ihr gegenüber der äußere Anklang?

Mit einem Sonett Platens auf das tote Venedig vergleicht Ermatinger das sechste genuesische Sonett Leutholds:

Nur selten finden auf der Enkel Brauen  
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,  
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

Leuthold spricht von Genua:

Doch eurer Größe schöne Totenmäler,  
Die Schätze seltner Kunst, Archive, Villen  
Ließt ihr zurück als eures Ruhms Erzähler.

Ist das wirklich die selbe „Pointe“? Heißt es nicht dort: *seltener* mehr sieht man an den Enkeln die alten Züge; hier: ihr habt uns eure Werke gelassen, da ihr zu den Toten geht? Näher läge noch der Vergleich mit dem Sonett „Venedig“; aber auch da wird die Betrachtung anders gewandt:

Ein Tor, der um Vergangenes sich kümmert,  
Sieht er das Volk hier in Palästen wohnen.

Besonders deutlich läßt sich an der „Entsagung“ zeigen, wie falsch allgemeine Schlüsse aus richtigen Einzelbeobachtungen sein können. Margareta Plüß findet, das Gedicht sei „in seiner kontemplativ rhetorischen Art durchaus Geibel nachempfunden, der es liebt, einen Gedanken von allen Seiten anzufassen und bis zum letzten Tropfen auszupressen.“ Nur Lamartines „Enthousiasme“ habe wegen der Zeilen vom Schattenhaften des Ruhms noch Anteil daran. Man kann sogar noch weiter gehen. Der Gedankengang, daß Glück, Ruhm und Liebe schwinden und nichts sind gegen den in sich gefestigten Geist, ist schon für die Stoa einer der gemeinsten Gedankengänge; auch bei Byron und Hugo hat ihn Leuthold gelesen und

übersetzt (freilich zu Gunsten der Liebe umgebogen). Und die Strophenform samt dem Refrain hat Leuthold oft bei Béranger gefunden, wenn auch das „*Maudit printemps, reviendras-tu toujours*“ in den fünf Büchern französischer Lyrik von Geibel übersetzt ist. Und doch zeigt sich das Ganze als geschlossenes Kunstwerk von einheitlicher Stimmung, vollem Klang, energischem Drängen und von ergreifender Wahrheit. Wie wenig geibelhaft es ist, ist geradezu beweisbar. Geibel druckte nämlich im Münchner Dichterbuch an Stelle des Refrains:

*Mein stolzes Herz*, sei du dir selbst genug  
den allerdings aus seiner Seele stammenden:

*Verlangend Herz*, sei du dir selbst genug.

Daß das etwas ganz anderes sei, kann nicht bestritten werden. Und daß die Änderung den Nerv tötete, hat auch Adolf Frey zugegeben, so sehr er sonst die Geibel'sche Redaktion zu schützen geneigt ist. Selbst wer in den Handschriften gelesen hat, wie Leuthold aus den Zeilen

Das Glück ward manchem über Nacht beschieden;  
Ich aber buhlt umsonst um seinen Kuß

nachher die andern macht:

Wo ist das Glück? Mir ward es nie beschieden,  
Und nie hab ich gebuhlt um seinen Kuß —,

(wie er sonst etwa zaudert, ob er sein Geschick „hart“ oder „mild“, das Haar der Geliebten „dunkel“ oder „blond“ nennen solle) — selbst der wird sich dem Ganzen gegenüber dem Gefühl einer höhern Wahrhaftigkeit nicht entziehen können und wollen. Was bedeutet es *dem* gegenüber, daß auch *andere* den Ruhm als schattenhaft erfanden und die Steigerung in ähnlicher Weise liebten?

Einige verblüffende Erinnerungen finden sich in der Sammlung von Margareta Plüß. Man mag sie bedauerlich finden, vergesse aber nicht, etwas näher zuzusehen,

wie die Ähnlichkeit durch willkürlich herausgerissene Worte künstlich gemacht ist. Ein Beispiel:

M. Plüß schreibt (S. 50): Am Schluß der „Ode an das Meer“ ist ein Bild aus Geibels „An den Schlaf“ benützt. Die betreffenden Verse bei Geibel lauten:

„Und wie das Meer — —

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

Trümmer und Leichen  
Ans Ufer flutet.“

Leuthold:

— — „Du speist an den Strand als Antwort  
Trümmer und Leichen.“

Setzen wir die Texte her, wie sie wirklich heißen (wozu doch wohl auch der Zusammenhang gehört).

Geibel redet den Schlaf an:

„Wie Meereswogen  
Umfängst du mich kühlend,  
Und wie das Meer  
In seinem Schoße  
Nichts Fremdes herbergt,  
Und faules Gewächs,  
*Trümmer und Leichen*  
Rastlos wieder  
Ans Ufer flutet:  
Spülst du die Sorgen  
Alle des Tages,  
Die kranken Gedanken  
Zurück ans Gestad.“

Leuthold hat von der Gewalt und Unergründlichkeit des Meeres gesungen und schließt:

... Oft wie Atemzüge des großen Weltgeists  
Weht's aus deinen Tiefen; mir ist, als hört' ich  
Heil'ge Laute, welche der Schöpfungssagen  
Rätsel mir lösen.

*Doch umsonst mit sterblichem Mund beschwör ich  
Jene Geister über den Wassern schwebend;  
Frag umsonst . . . du speist an den Rand als Antwort  
Trümmer und Leichen.*

Was sollte das Meer denn wohl anderes an den Strand speien, nachdem es vorher Flotten und Heere verschlungen hat:

*„Doch die eignen Söhne verschlangst du, fraßest,  
Perserflotten, punische Kriegstriremen,  
Warfst Trafalgars Raub zu des zweiten Philipps  
Stolzer Armada.“*

Die „Trümmer und Leichen“ sind also kein aus Geibels völlig andern Liede geholtes „Bild“, sondern eine natürliche, einfache, große Anschauung. Warum wird dem Dichter nicht auch Genesis I 2 vorgehalten: „Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern?“

Höchst lehrreich sind in dieser Hinsicht auch die epischen Werke. Nach Ermatinger hätte Leuthold den Stoff zum Hannibal aus Flauberts „Salammbô“ geschöpft. Soweit ich sehe, deckt sich hier der Inhalt mit dem jenes Buches von der schwärmerischen Tochter des Hamilkar zum geringsten Teil; Salammbô kommt gar nicht vor; im Mittelpunkt steht eine ganz andere Persönlichkeit; der Plan hat mit dem Flauberts kaum etwas zu tun; was er gegeben haben mag, ist Schmuck, nicht Wesen.

Die Penthesilea hat Leuthold freilich so wenig erfunden als Kleist. Homer kannte zwar wie nur namenlose Musen, so nur namenlose Amazonen. Erst später erscheinen die zwölf Jungfrauen des seltsamen Staates, dessen Geschichte Trogus Pompeius bis auf die Zeit Alexanders zu erzählen weiß. Das spätere Altertum liebte die Geschichte von der kriegerischen jungen Königin, die nach Hektors Tod vom Pontus her den Troern zu Hülfe gekommen, aber von Achilles erschlagen worden sei. Properz sagt in gedrängtem



Kontrast, wie nach dem Tode ihre Schönheit den Sieger bezwungen habe:

*Aurea cui postquam nudavit cassida frontem,  
Vicit victorem candida forma virum.*

Wir wissen auch, daß die Plastik den Achilles gern darstellte, wie er über diesem Leichnam klagt, so herbe Schöne unerkant vernichtet zu haben. Ausführlich und langweilig genug erzählte die Geschichte der Epiker Quintus von Smyrna, der im IV. Jahrh. n. Chr., wie Goethe in der Achilleis an den Schluß der Ilias anknüpfend, versuchte, den Kampf um Ilion weiter zu berichten: Das Behagen des fleißigen Kopisten ist das Erquicklichste an ihm.

Wenn Ermatinger mit Karl Frey weitgehende stoffliche Übereinstimmung Leutholds mit Quintus feststellt, so ist nichts dagegen zu sagen. Hingegen wird, wer sich die Mühe nimmt, des Griechen 830 Hexameter mit den zwölf Gesängen des Schweizers eingehend zu vergleichen, doch einiges dazufügen müssen. Sind die alten Bilder gut, wie das der Bienen im Frühling für die Troerinnen, die der Amazone nachstürzen wollen, so übernimmt er sie; aber die Königin unter ihren Genossinnen vergleicht er nicht mit dem Mond in der Nacht, sondern mit dem Sturm, und die fallende Bremusa nicht mit einer gefällten Esche, sondern mit einer zerblättern Rose. Viel wichtiger ist aber die künstlerische Ordnung, die Leuthold in den Stoff brachte, zwecklose homerische Nachahmungen streichend, die Erzählung kräftig steigernd, die Handlung durch das Zusammentreffen mit Nestor retardierend, durch das ebenfalls erfundene zweimalige Auftreten Kassandras eine schwere lyrische Note einfügend, im Rhythmus in merkwürdiger, aber durchaus nicht sinnloser Weise das seltsam Aggressive, Heftige, Zerspellte der Fabel ausdrückend. Damit ist das Epos noch lange nicht hinreißend, und seine lyrischen Stellen werden immer das Beste und einzig Be-

wundernswerte daran sein; aber die organische Form des Ganzen verlangt als Leutholds Werk gewertet zu werden. Dahinter tritt die Frage nach der Herkunft des Stoffs zurück. Sogar unser Homer war ein Homeride, und mancher, der auch aus der blauen Luft zu dichten wußte, fand doch zu Zeiten, selbst Homeride zu sein, auch nur als letzter, sei schön.

Dazu kommt aber ein Zweites. Ermatinger vergleicht natürlich, wie schon Gottfried Keller, die Penthesilea Kleists. Er stellt als entscheidend das fest, Kleist habe den Fall zum Typus des Geschlechterkampfes erhoben, bei Leuthold aber sei diese Möglichkeit kaum geahnt.

Die Sache liegt so: Leuthold hat den Zug erfunden, daß die Amazone, von der Schönheit Achills gerührt, die Waffe sinken läßt und sich nicht mehr wehrt; der Held erkennt dann freilich zu spät, was sie gewesen: das ist wieder die alte Sage. Dann aber wird seine Reue — ein Motiv, das gar nicht „im Sande verläuft“ — zur Triebfeder der ganzen folgenden Handlung, die allerdings jenseits des Werkes liegt; ihr Verlust wird dem des Patroklos gleichgesetzt; der Freund ist nun gerächt, und alles andere will er ihr zum Opfer tun. Und die Quelle? Bei Quintus überlegt sich das königliche Weib, ob sie ihrem Gegner Geld anbieten solle; er aber tötet sie im Zorn. Nachher merken zuerst die Diener, wie schön sie war, und ihrem Urteil zufolge läßt sich auch Achilles zu nachträglicher Anerkennung herbei.

Kleist allerdings hat die Fabel umgegossen — gleichgültig, ob das von Anfang an sein Wille war, oder ob die ersten Szenen noch auf eine konservativere Fassung deuten. Das Entscheidende ist aber wohl nicht, daß der Kampf zwischen Achilles und Penthesilea zum Typus für den Kampf der Geschlechter wird, sondern daß Penthesilea den Achilles tötet, nicht er sie. Mag man das nun nach bekannten Mustern sexual-pathologisch oder anders

zu deuten für gut halten, mag der zweite Kampf mit der bereits aufgeflamnten Liebe direkt kausal zusammenhängen oder nicht, jedenfalls ist die Fabel hier nicht in einzig möglicher Weise festgelegt, sondern in einer — gewiß möglichen und anregenden — Fassung geboten. Leutholds Fassung steht der alten Sage näher, stellt aber auch eine Belebung und Entwicklung dar. Kleists Wendung ist bei Leutholds Stellung zum Weibe für ihn ganz undenkbar. Und eine antike Sage in das Gegenteil ihres Sinnes zu verkehren, ist ohne allen Zweifel zulässig, aber doch kaum vorgeschrieben.

#### 4.

Diese scheinbar etwas weit führenden Nachweise waren notwendig, um den Gegnern Leutholds gerecht zu werden, und um ihm nichts zu geben, worauf er keinen Anspruch hat.

Nun soll ihm aber auch bleiben, was sein ist.

Die Kunst ist nicht ein Wissen von Formen, deren Anwendung Schönheit schaffte. Vorhandensein der Form beweist nichts.

Die Kunst ist aber auch nicht Darbietung irgend eines Stoffes, dessen Darstellung Schönheit schaffte. Neuer oder alter Stoff: gleichviel, als solcher bedeutet er keine Kunst.

Kunst ist Darstellung des innern oder innerlich geformten Lebens in der Welt der Erscheinung. Diese Darstellung ist Befreiung des Schaffenden und befreit auch den Betrachter; denn sie löst auch ihn aus der Zufälligkeit äußerer Beziehung und Bindung, und stellt ihn der Erscheinung frei gegenüber. So ist die Kunst das Korrelat lebendiger Philosophie (diese allerdings nicht als Summe dürftiger Einzelwissenschaften verstanden): beide schaffen, weil beide sich vom toten Stoff und den toten Stoff durch sich befreien. Alles Erlebbare ist auch als

darstellbar anzusehen; aber kein Stoff und keine Form als solche bedeutet den künstlerischen Vorgang. Sondern das Leben so zu formen und die Form so lebendig zu erzeugen, daß beide identisch und untrennbar erscheinen, das ist Kunst. Wer aber sagt uns, wo das geleistet ist? Deine lebendige Seele. Wer sagt uns denn, welches natürliche Leben wirklich sei, wenn nicht unser eigenes Leben, das sich selbst erkennt und was ihm gleich ist? Lebendige Werte erweisen sich nur durch lebendige Wirkung. Stoffe und Formen kann eine äußere Forschung nachweisen, registrieren, katalogisieren, zählen und zuweisen — lebendige Werte nicht. Das Reich des Schönen ist keine Anatomie.

Wir stellen also nicht dem Realismus einen formalistischen Idealismus gegenüber. Eine Ästhetik, die diese Gegensätze nicht umfassen kann, mag sich begraben lassen. Verehrung und Dank den Großen, die uns neue Reiche erobern. Aber kann sie nur bewohnen, bebauen und darin ernten, wer sie erobert hat? Heißt nicht Erobern auch Schenken? Ist nicht Finden auch Zeigen? Lebt und schafft nicht in jedem das Ganze, also auch jeder im Ganzen und für das Ganze?

Welcher antike Dichter war original, wenn historische Bedingtheit in Stoff und Form das ausschließt? Wäre das der Sinn geschichtlicher Entwicklung, die sich um die dürftige Vergänglichkeit eines Dieners und Trägers wenig kümmert, der alles Frucht und alles Samen ist? Die unoriginellste Dichtung ist das Volkslied: da ist alles Gemeingut, oft schon die Entstehung im Wettstreit der Genossen; dann Stoff, Sprache, Form; nicht einmal feste Tradition gibt es. Und ist das etwa *nicht* Dichtung?

Nun ist es nicht so, daß ich Kunst sagte und Technik meinte. Was nicht lebendig erzeugt ist, lebt auch nicht. Aber ist nun etwa die Stärke und Tiefe, ist die Intensität des Erlebens dasselbe wie die Breite und Weite des Lebensgebietes? Wie typisch ist die antike Lyrik! Ist sie keine

Kunst? Ist Catull kein Dichter? Und er hat doch gelernt, übersetzt, nachgeahmt und daneben nichts als ein paar kleine Lieder gesungen. Schadet es dem Dichterwert Eichendorffs und des Wandsbecker Boten, daß ihr Gebiet klein ist, wie das eines deutschen Kleinfürsten ihrer Zeit? Was will es für Mörikes wunderbare Sonette heißen, daß andere vor ihm Liebessonette genug geschrieben haben? Ist Goethe nicht mehr Dichter, weil er gesteht, daß einst Properz ihn begeistert (man denke, solche Literatendichtung!), oder weil er erzählt, die übliche Wirkung eines guten Werkes auf ihn sei der Reiz, etwas ähnliches zu machen? Ist nicht vielleicht die Kunst, so tief sie im Leben des einzelnen ruht, eine Brücke vom verborgenen Grunde des einen zu dem des andern, ein unsichtbarer Weg vom einzelnen Erleben zum allgemeinen Leben? Und kann nicht eine Morgenglocke die andere wecken? Ist nicht alle Priorität vollkommen gleichgültig gegenüber der Wirklichkeit des gemeinsamen Lebens?

Um der Intensität des Lebens und der leuchtenden Reinheit klingender Form willen liebe ich Leutholds gute Lieder, manche Sonette und Ghaselen, auch Oden und Elegien. Er sammelt im kleinsten Punkte die größte Kraft. Um dieser starken, intimen Wirkungen willen ist er mir Dichter, nicht Übersetzer; Künstler, nicht Techniker.

Das wollen wir nicht verhehlen: Es hängt mit dieser Intensität der formalen Wirkung zusammen, daß der Glanz bei langer Betrachtung etwas verblaßt, daß das Ohr übersättigt sich abwendet. Schon bei des Dichters eigenem Vortrag war das so. Aber es trifft doch vor allem zu, wenn man sich so häufig und andauernd mit dem Stoffe zu befassen hat, wie ein Herausgeber oder ein Verfasser quellenkritischer Studien. Dann drängt sich neben und vor das Vollendete das Minderwertige, Unfertige, Tastende, Nachempfundene. Nach einiger Zeit ist die Ermüdung vorbei, und die edlen Formen leuchten und klingen wieder.

Und solange bei denen, die Lyrik genießen und beurteilen wollen, das Auge das Ohr noch nicht völlig ersetzt hat, solange für melischen und melodischen Ausdruck des Geschauten noch ein Verständnis da ist, geben wir Heinrich Leuthold nicht preis. Wahrhaftig, es sind ihrer nicht viele, die ihn zu ersetzen vermöchten!

Eine ähnliche Intensität hat auch das *Bekennnis-mäßige* seiner Dichtung. Nicht überall, gewiß. Aber wir suchen das Positive; derer, die die Toten begraben, gibt es genug. Schon aus den bisher gedruckten Liedern, vorab den Ghaselen und Oden, sind Konfessionen von großer Eindringlichkeit bekannt:

Im sichern Hafen land ich nie;  
Mich selber überwand ich nie.  
Des Lebens Wechsel such ich auf,  
Doch seinen Reiz empfand ich nie.  
Mein Herzblut rieselt hin im Lied,  
Dies wunde Herz verband ich nie.  
Wohl hab ich oft geklagt, jedoch  
Mein herbstes Weh gestand ich nie:  
Die Schönheit, die ich früh geliebt,  
Die göttliche umwand ich nie.  
Da wollt ich folgen der Vernunft,  
Doch ihren Wink verstand ich nie;  
Wieviel ich in der Welt erstrebt,  
Den Stein der Weisen fand ich nie.

Man wird uns den Nachweis ersparen, daß des Dichters Leben unter dem Gesichtspunkt freier Sitte und höchster Selbstzucht ziemlich das Gegenteil dessen ist, was wir suchen und, wenn es uns gegeben ist, auch finden mögen. Aber Kunst ist Gnade, nicht Verdienst, und auch aus finstern Tiefen sprudeln reine Quellen. Sollte ein äußerlich verfehltes Leben in die Tiefen des Daseins nicht vielleicht sicherer und gründlicher führen als eine ruhige Existenz? Kein Zweifel: *cantare amantis Deum est*. Aber

auch Not und Leid lehren singen, und die Kunst war von je die Tochter des Hungers und der Sehnsucht. Der Jubel ist ihr Sohn, nicht ihr Vater.

Liebe, Freundschaft, Frühling und Herbst, Tod und Leben, Staat und Vaterland: freilich — diese Stoffe kannte die griechische Lyrik von Anfang an, kannten Catull und Horaz, kannten die Lyriker der Renaissance, kannten Klassiker und Epigonen. Ist es darum nicht mehr wahr, daß wir alle darin stehen? Ist das Leben nicht vielleicht wesentlich derselbe Gang von einem Dunkel zum andern über feine, hohe, lichte Brücken . . . ? Leuchtet nicht auch uns die Sonne Homers und drohen nicht auch uns die Pforten des Todes? Ist nicht auch uns darüber hinaus die Welt des Vaters Haus mit vielen Wohnungen?

Wem die Lyrik nicht bei Goethe anfängt, sondern eine internationale und durch alle Zeiten gehende Erscheinung ist, der fragt überhaupt einen Dichter weniger nach der Zahl seiner Lehrmeister und Anklänge, als nach den Werten seines Werkes. Von der individualisierenden, dazu noch realistisch beschränkten Kritik aus fielen ganze lyrische Literaturen dahin. Wo ist in der mittelalterlichen Lyrik dieser Begriff des einzelnen und seines Eigentums? Was wird aus dem „Stabat mater“, dem „Dies irae“, dem „Te Deum“, wenn sie an diesen Maßstäben gemessen werden? Alles Stoffliche ist Tradition, die Form fast durchweg auch; nur die Glut ist persönlich; alles ist Gefühl. Das aber ist auch fühlbar und ein unzweifelhafter Wert.

*Altitudo, quid hic iaces*

*In tam vili stabulo?*

*Qui creasti caeli faces,*

*Alges in praesepio.*

*O quam mira perpetrasti,*

*Iesu, propter hominem,*

*Tam ardentem quem amasti,*

*Paradisi exulem!*

Was ist neu daran? Kein Wort, keine Anschauung, kein Rhythmus — wer weiß, ob sich nicht auch die Reime sonst nachweisen lassen! Aber wer wagt — all das sei, wie es wolle — zu bestreiten, daß das Lied *wirkt*?

Und sollten wir wirklich unter Leutholds Werk vergeblich nach Liedern suchen müssen, die wirken, nicht durch hohles Pathos und leeres Wortgeklingel, sonst echt und ehrlich durch erlebten Inhalt, der sich seine Form organisch schuf?

Man lese etwa unter den *Liedern* die Waldeinsamkeit, den Waldsee (und zwar ohne Verbesserungen!), die Klage am Grabe eines Kindes, des Kindes Abendgebet, die stolze „Entsagung“, die Mittagsruhe, den Blätterfall, Eglantine, die beiden Gedichte „Am Meere“ (von denen das erste bisher immer gekürzt und das zweite unterschlagen wurde, während der Gegensatz des spielenden und stürmischen Meeres im selben Metrum vorzüglich gelungen ist), Am Strand, das Trinklied eines fahrenden Landsknechts, — unter den *Sonetten* vor allem das groß geschaute (bisher unbekante) Cogoletto und Corsica, Columbus und Napoleon in einer Vision zusammenbringend:

„Zwei bleiche Riesenschatten sah ich thronen  
Auf diesen Wassern, einen Ketten tragen;  
Des andern müder Hand entfallen Kronen“;

aber auch das auf seine Großmutter, das durchaus erlebt und zudem schön ist und sich durch den Hinweis auf Lenas „Seelenkranken“ durchaus nicht erledigt, und manche Sonette aus dem Süden — unter den *Ghaselen* gleich das erste „Nach Westen zieht der Wind dahin“, das der Dichter noch in seiner langen Nacht vor sich hin sagte; dann das herrlich klingende: „Es sehnet sich mein Herze bang“, „Stumm, traurig wandle ich fortan“, „Lenztrunken strömt die Nachtigall“, „Ich weiß, wie wenig es mir nur gelungen ist“ — unter den *Elegien* vor allem den herrlichen „Sonnenuntergang“ — unter den *Oden* die



gewaltige „An das Meer“, die „Meerfahrt“, die rhythmisch wie musikalisch entzückenden asklepiadeischen Strophen, unter den gedanklichen den energisch entsagenden „Abschied“ — aus der *Epik* vorab den Hannibal, und man frage sich dann nochmals, ob man nicht Grund habe, für dies Vollkommene zu danken, statt mehr und anderes gerade von dem zu verlangen, der gab, was er konnte. „Des Wohlklangs Wonne allein tut's nicht“ — aber wo wahres Erleben so wohl klingt, gibt man doch dem alten Horaz recht: *Non satis est pulchra esse poemata, dulcia sunt.*

Selbständigkeit wird immer heißen, selber auf fremden Schultern stehen. Geschichtslosigkeit heißt nicht absolute Größe, sondern Wurzellosigkeit. Und für Stoff und Form, deren Identität allein einen Wert in der Kunst bedeutet, kann nie ein anderer Maßstab gelten als der: Erlebtes und lebendig Erzeugtes lebt, und Totes kommt nicht wieder. Bleibend aber ist der lebendige Wert auch nur dann, wenn er das Zufällige abzustreifen und das Allgemeine auszudrücken imstande war. Das aber hat Leuthold zuweilen vermocht. Gibt man es auch nur für zwölf Gedichte zu — mehr wird auch Claudius und mancher andere nicht auf die Nachwelt bringen. Wägen aber und nicht zählen soll man, was sie boten, und wer sie wertet.

„Ströme von Wohllaut“ hat er fließen lassen. Wir danken sie ihm. Denn nicht was er nicht hatte, dichten wir ihm an, nicht was ihm versagt war, verlangen wir von ihm. Bescheidener hat nie ein Dichter von sich gesprochen: „Doch niemand weiß, was ich im stillen litt an dem Bewußtsein meiner Nichtigkeit.“ Ihm war sein Leben verfehlt; er hatte weder das ethische noch das religiöse Stadium zum ästhetischen zu fügen verstanden. Aber ob man nun in seiner Hingabe an die Pflege der schönen Form einen ethischen Wert anerkenne, oder nicht: das Gebiet des Ästhetischen kennt er und schildert er aus Erfahrung und vollendet. Mag man ihn den Dichter für

Dichter oder für Musiker nennen, mag ihn auch der Kenner attischen Wesens leichter würdigen können — (Spitteler vertonte seine Lieder, während er Prometheus und Epimetheus schrieb, und der klassische Philologe Mähly verteidigte ihn gegen den Germanisten Bächtold) — von einer ausschließlichen Bedeutung Leutholds für diese Kreise kann keine Rede sein. Wie er es voraussah, ist er kein Goethe und auch kein Mörike, Keller, Meyer an Gehalt geworden. Ob auch „an Form kein Platen“? Er ist weniger reich, persönlich weniger fest und sicher, aber an Klang und Leidenschaft ihm oft überlegen.

„Vielleicht wird man mir einst gerecht, wenn mit dem Tod  
der Keim zu dem,  
Was ich erreichen hätt' gekonnt, wie, was ich wirklich war,  
vorbei.“

Heute haben wir die zeitliche Entfernung von ihm gewonnen. Sein Lied ist auch in die Heimat gedrungen; sie hat darauf gehört und es lieb behalten, auch als Größere und Reichere kamen, sangen und bildeten. Warum sollte sie es auch nicht? Es ist nie zu viel Schönheit in der Welt. Menschen und Dinge stoßen sich, geistige Werte ergänzen sich.

### III.

## ÜBER DIE AUSGABE DER GEDICHTE

### 1.

Die Pflicht eines Herausgebers ist im allgemeinen einfach die, das Werk so zu gewinnen und herzustellen, wie es der Schöpfer gewollt und vollendet hat. Wo die Überlieferung es ungenau oder verstümmelt auf uns gebracht, hat er den Spuren der echten Form nachzugehen, bis er den maßgebenden Künstlerwillen erkannt hat.

Läge die Sache bei Leuthold so, dann wäre die Ausgabe seiner Gedichte keine so verwickelte Aufgabe und der Fall wäre keine editorische Einzelheit, wie er es tatsächlich ist. Denn nicht nur hat der Dichter keine Sammlung seiner Werke besorgt, sondern die Hälfte seiner Sachen hat er nie fertig gemacht, vielmehr sie mit vielen Lesarten stehen lassen, und die andere Hälfte ließ er sich von Geibel verbessern, damit dieser sie im Münchner Dichterbuch und in den Fünf Büchern französischer Lyrik der Ehre würdig befinde, unter seinem Namen gedruckt zu werden. Als man den Dichter krank in die Heimat gebracht, ließ der schon dem Tode nahe Regierungsrat Sieber, der einst sein Lehrer gewesen, die Handschriften aus München nach Zürich kommen. Reinhold Rüegg sollte die Sammlung besorgen, verzweifelte aber an dem trostlosen Zustand des Nachlasses, und der junge Germanist Bächtold, der den Dichter als Student in München kennen gelernt, übernahm den mühevollen Versuch, von Gottfried Keller unterstützt. Er hielt sich an die von Leuthold gegebenen und so nachgedruckten Geibelschen Fassungen und glaubte sich auch berechtigt, durch Streichungen und — allerdings seltene — Änderungen dem Geschmacke des Dichters nachzuhelfen. Daß er eine Auswahl bot, war zunächst das einzig mögliche, und im allgemeinen hat er entschieden, von Keller beraten, gut gewählt; übrigens war die etwas knappe Zahl in der zweiten Auflage um 18, in der dritten und vierten um 13 Stücke, in der fünften um den vollständigen Text des Hannibal vermehrt.

An diese Form hatte man sich allgemein gewöhnt, als Dr. Arthur Schurig im Inselverlag vor zwei Jahren eine neue Ausgabe ankündigte, die auf den Urtext zurückzugehen und das Unterdrückte mitzuteilen versprach. Die Anregung, dieser Pflicht endlich nachzukommen, bleibt seinem Versuch als wahres Verdienst. Daß er trotzdem

eine Enttäuschung war, lag an der überhasteten, fehler- und lückenhaften Arbeit. Über die Mängel des Buches will ich frühere Ausführungen nicht wiederholen; in diesem Zusammenhang ist einfach festzustellen, daß eine Leuthold-Ausgabe, in der — von einzelner abgesehen — alle Übertragungen, die meisten Ghaselen, Distichen und Sprüche fehlten, das übrige aber in unfertiger Ordnung und nicht ohne Willkür, wenn auch mit Geschmack, vorgebracht wurde, keinen abschließenden Wert haben konnte. Was sich daher der Dichter einst vorgenommen, aber nie getan, die Gedichte ins reine zu schreiben, zu sichten und ein Buch aus den vielen Heften und Zetteln zu machen, blieb immer noch eine Forderung. Das Material, also die Handschriften (mit Ausnahme zweier von A. W. Ernst mitgeteilter Elegien und einiger Gelegenheitsverse), besitzt nach Bächtolds letztem Willen die Zürcher Stadtbibliothek. Und als der Hubersche Verlag, der es zuerst mit dem fast Unbekannten gewagt, während Cotta und Göschen das Buch abgelehnt hatten, mich ersuchte, die vollständige getreue Ausgabe zu besorgen, konnte ich mich der Ehrenpflicht nicht entziehen. Ihr Reiz lag in der Schwierigkeit; denn aus den zahllosen Lesarten die schönste und schwerwiegendste zu finden — also das Gedicht aus einem Entwurf zu einem Ganzen abzuschließen, ist Sache des Dichters; eine Ausgabe aber nach den Anforderungen vollständiger und geordneter Mitteilung herzustellen, ist die des Philologen. Von dieser Schwierigkeit aus ist auch diese erste ganze und echte Ausgabe zu werten. Was der Dichter hätte tun müssen, kann kein Gelehrter an seiner Stelle mit zwingender Eindeutigkeit tun. Er muß wählen, was ihm das beste scheint. Allerdings kann er durch eigene Übung, jahrelange Einfühlung und wiederholte Überlegung zu einer gewissen Sicherheit gelangen. Aber dieser Teil der Aufgabe war subjektivem Ermessen nicht nur zugänglich, sondern ohne solches gar nicht zu lösen. Ein Gedicht

von zwölf Zeilen mit zwanzig verschiedenen Lesarten würde niemand sonderlich erbauen. Die „erste“ wählen, hieße alle Besserungen ausschließen; die „letzte“ ist oft nicht als solche kenntlich, und zudem bedeuten die spätern Wendungen nicht selten eine Ablassung des ersten Einfalles.

Die andere Seite der Arbeit, die philologische, war nicht viel einfacher. Druckte man einfach das Ganze ab, so entstand eine Wildnis, wo vorher ein beschränkter und gestutzter, aber immerhin ein Garten gestanden hatte. Eine Ausgabe, die, um wissenschaftlich zu sein, den guten Ruf des Dichters mordete, schien aber nicht wünschenswert. Es lag dazu auch keine wissenschaftliche Verpflichtung vor, da der Dichter selber eine Sichtung bei der Herausgabe voraussetzt, da er ferner eine solche bereits ausgeführt hat, indem von der ersten Sammlung wenig mehr in der zweiten steht. Lehrreich ist auch der Parallelfall Kellers. Wie streng verwies er Unreifes aus seiner letzten Ernte! Wollte man, wie es andere empfahlen, einfach die Bächtoldsche Auswahl noch etwas stärker vermehren, so blieb das Ganze auf dem Boden der Willkür, und die Stimmen derer, die in der Unterdrückung des übrigen Nachlasses nur bösen Willen sehen wollten, wären nie verstummt. Außerdem war inzwischen durch Ernst, M. Plüß, Schurig u. a. viel Neues mitgeteilt worden, das in der Sammlung nicht mehr fehlen durfte. Ich habe die Lösung gewählt, angesichts der künstlerischen Ungleichheit des Materials die eigentliche Ausgabe, den ersten Band, als Auswahl bestehen zu lassen und diese nur durch sorgfältig gewählte Stücke zu mehren, das übrige aber als Anhang beizugeben. Man braucht diesen also weder zu vermissen, noch sich dadurch stören zu lassen.

Diese Scheidung betrifft aus der Zeit der Reife alle Gedichte und aus der Jugend alles das, was in des Dichters beiden Reinschriftbänden steht. Den zweiten, der auch

eine Auswahl aus dem ersten enthält und ihn als Ganzes dadurch unverbindlich macht, unverändert wiedergegeben, schien zwar erst Pflicht, erwies sich aber doch als unmöglich. Nicht nur stehen einzelne Lieder mehrmals darin, zeigen also, daß auch das Fertige hier nicht fertig ist, sondern einiges hätte durch Sprachfehler und Unreife den Eindruck schwer geschädigt. Wer in einem bedeutenden lyrischen Bande folgende Verse lesen müßte:

„Ihr kennt sie, die alte Weise  
Vom bleichen Fischerknab.“

oder

„So übertaut wie Geisterkuß  
Die Seel mir ihrer Rede Fluß,  
Daß ich mich frag in heil'ger Scheu,  
Ob sie vielleicht ein Engel sei.  
Dann denk ich ängstlich forschend nach,  
Was ich je Böses tat und sprach,  
Und nehm mir vor, in Zukunft rein  
Und würdig ihrer Huld zu sein.“

der würde selbst an dem Guten zu zweifeln anfangen, besonders wenn auch dieses stark bestritten ist. Also war auch hier die Trennung in Auswahl und Anhang notwendig. Das Bekannte habe ich, wenn irgend möglich, im ersten Band stehen lassen, auch anderes, was mir wirksam schien, beigefügt; den Rest bringt der Anhang. Außerdem ist aber auch von den Skizzen und Entwürfen, die Leuthold weder ins reine schrieb, noch jenen Sammlungen einverleibte, alles irgendwie Wertvolle daselbst mitgeteilt. Lächerliche Knabenverse und inhaltlose Fragmente wird niemand vermissen. Sonderlich bei den Sonetten, Oden und Zeitgedichten war die Auswahl schwer zu bestimmen; bei jenen beiden steht der Widerwille gegen Gedankenlyrik, bei den Zeitgedichten der berechtigtere gegen Gelegenheitsdichtung im Wege. Ich habe aber

nicht vergessen mögen, daß Leuthold sich für das gnomische Sonett auf Dante, Petrarca, Shakespeare, Goethe, Platen, Keller, für die gnomische Ode auf Horaz, Klopstock, Hölderlin berufen kann, auch wenn er damit außerhalb des Zeitgeschmackes steht; und was die politische Dichtung der reiferen Zeit angeht, so bleibt Gottfried Kellers Urteil zu beherzigen: „Das subjektive Pathos eines politischen oder religiösen Streitgedichtes ist, wenn das übrige Zeug daran nicht fehlt, gerade so poetisch wie die objektive historische Ballade und vielleicht oft noch wertvoller wegen der größern Unmittelbarkeit.“

## 2.

Oben wurde festgestellt, daß von den Liedern der spätern Zeit, von den Oden, Romanzen, Distichen, Sprüchen, klassischen Übersetzungen, sowie von Hannibal keine Reinschrift bestehe, daß vielmehr der Text aus dem Gewirr zahlloser Varianten erst mußte gewonnen werden. Um aber nicht willkürlich zu entscheiden und die andern Möglichkeiten nicht einfach fallen zu lassen, habe ich sie sämtlich im kritischen Apparat mitgeteilt. Natürlich ist die kürzeste Form der Mitteilung gesucht worden.

Viel schwieriger gestaltete sich die Frage, wie sich der Text zu den während Leutholds Leben gedruckten Fassungen zu verhalten habe. Adolf Frey hat geradezu gefordert, daß die Geibelschen Redaktionen und namentlich auch die Kürzungen, die nach Freys Überzeugung Keller Bächtold vorgeschlagen hat, beibehalten werden müßten, erstere, da Leuthold sich fügte und die Sachen auch nachher wieder so drucken ließ, letztere, weil an unvollendeten Fassungen vollzogen. Und Ermatinger betrachtet ebenfalls die Drucke der von Leuthold an Honegger gesandten Sachen als bindend.

Warum wir uns diesen gewichtigen Räten nicht haben

anschließen können, muß genau begründet werden. Adolf Frey gibt selber zu, daß Geibel gelegentlich nicht nur änderte, sondern bis zur Unwahrheit verschob. So machte er in der „Entsagung“ aus den Versen:

„Die Seele, welcher Wohllaut einst entschwebte,  
Ist worden ein mißstimmtes Instrument.“

die folgenden:

„Die Seele, die melodisch einst erbebte,  
Ward ein verstimmt, entsaitet Instrument.“

Hier sind zwei Bilder verworren und vermischt: entweder ist das Instrument verstimmt und klingt falsch, oder es ist entsaitet und klingt gar nicht. Wenn der dem ältern Gönner Anhängliche und Verpflichtete sich solches gefallen ließ, so mögen wir das begreiflich finden oder nicht — jedenfalls haben *wir* diese Rücksicht nicht zu nehmen, wenn doch die Handschriften vorliegen und wir die Möglichkeit haben, bei Geibel Geibel und bei Leuthold Leuthold zu lesen. Mag das Streben des Schweizers nach vollendet klarer Form zu beurteilen sein, wie es jeder für sich tun muß: er *war* doch realistischer, leidenschaftlicher, rauher als Geibel, und wir wollen ihn lesen wie er schrieb. Zudem muß doch die Meldung Fenners zu denken geben, der irre Dichter habe über das fertige Buch zuerst gewettert, nicht nur, weil der Cottasche Löwe fehlte, sondern weil er über Untreue gegen sein Werk klagte. Die Geibelschen Fassungen sind übrigens im Anhang mitgeteilt. — Auch zu den weitgehenden Kürzungen konnte ich mich nicht verstehen. Das Gefühl spricht deutlich, wenn in den Handschriften von fremder Hand das „Weg!“ am Rande erscheint. Ich habe diese kategorische Bemerkung zunächst für eine Notiz Leutholds gehalten, und Sulger-Gebing ist mir hierin gefolgt (Euphorion XVIII, 548 ff.). Eine genaue Untersuchung der verschiedenen Züge in den Randglossen hat aber keinen Zweifel übrig gelassen,



daß es sich hier um Bächtold handelt. (Sonst haben Geibel, Bächtold, einmal Keller und andere hinein geschrieben.) Auch Kellers Kunst ehren wir an ihrem Orte; und gesetzt auch, Bächtolds Athetesen gingen sicher alle auf ihn zurück, doch müßten wir den Handschriften vor fremdem Kunstwillen den Vorzug geben. Folgerichtig müßte man dann übrigens das Ave Maria, das Leuthold selber 1866 ganz hat drucken lassen, wieder auf die Hälfte reduzieren, wie das in den ersten Auflagen der Gedichte geschah, auf die Keller noch Einfluß haben konnte; Bächtold ist aber davon später selber abgegangen und hat das Ganze gedruckt, wie er ja auch in der Penthesilea und im Hannibal ruckweise nachgab.

Schwerer ist Ermatingers Einwurf zu entkräften. Denn in abstracto ist er unbestreitbar. Zweifelhaft macht erst der Augenschein im Einzelfalle. Allerdings hat Leuthold selber an den Zürcher Professor Honegger die Gedichte und Übersetzungen gesandt, die dieser im IV. Bande der Schweizerischen Nationalliteratur und im Schweizerhaus, einem Taschenbuch für das Jahr 1877, mit einer biographischen und werbenden Abhandlung veröffentlichte. Was den Nachdruck aus dem Münchner Dichterbuch und den Fünf Büchern französischer Lyrik angeht, so ist davon oben gehandelt: für Leuthold bestand so wenig wie früher die Unabhängigkeit, sich gegen Geibels Verbesserungen zu schützen (Noch 1875 spricht er in höchster Verehrung von ihm; am 26. Juni 1872 entwarf er eine sapphische Ode an ihn mit der Bitte, seine „weltunkundige Heidin“ Penthesilea in die christlichgute Gesellschaft“ empfehlend einzuführen); zudem sandte er die Bücher einfach zum Abdruck.

Anders liegt es bei den handschriftlichen Sachen: je einem Gesang aus Hannibal und Penthesilea, 9 Gedichten, einer Übersetzung aus dem Italienischen, 7 Distichen und 11 Sprüchen für das Sammelwerk und 9 Ge-

dichten für das Taschenbuch. Hier wäre zunächst wirklich bedingungslose Anerkennung am Platze.

Sieht man aber näher zu, so fällt erstens die fehlerhafte Fassung des Druckes auf. Schon im III., noch von R. Weber besorgten Bande (1866) hatte es im „Ave Maria“ geheißen: „Die Liebe sei mein Eigentum“ (statt „Evangelium“!).

„Gesegnet bist du, Priesterhand des Schönen!“ wird nun bei Honegger der Kunst zugerufen (statt Priesterstand). „Am Meere“ beginnt:

„Der Hauch, der die schäumende  
Meerflut bewegt,  
O, wie er das träumende  
Herz mir bewegt“ . . .

Der identische Reim ist natürlich bei Leuthold unmöglich. Ähnliches findet sich auch in den Gedichten, die Honegger im Schweizerheim herausgab. Doch das könnten Nachlässigkeiten und Mißverständnisse sein. In der Ode „Den Kindern des Glücks“ heißt aber die erste Strophe:

„Euch wog, ihr Sonntagskinder, die Gunst des Glücks  
Mit Titeln, Gold und Orden die Lieder auf;  
Und sorgenlos in voller, schöner Muße  
Könnt ihr wie Priester den Musen dienen.“

Wie kommt Leuthold, in der vollkommenen Nachbildung antiker Odenform von wenigen erreicht, dazu, die dritte Zeile durch unnötige Adjektive zu lang werden zu lassen? Die Handschrift zeigt es: „voller“ und „schöner“ sind Varianten, die sich offenbar sogar in Honeggers Druckexemplar fanden. Der gute, aber nicht sonderlich kundige Mann druckte einfach beides ab.

Zu dieser Unzuverlässigkeit kommt aber ein weiteres. Der Begleitbrief Leutholds an Honegger, dessen sorgfältig korrigierter Entwurf beim Nachlaß liegt, hat sich erhalten und befindet sich im Besitz des Herrn Professor Hunziker

in Winterthur. Daraus ergibt sich zweifellos, daß Adolf Freys Annahme, Leuthold sei damals noch gesund und für seine Entschließungen verantwortlich gewesen, hin-fällig ist. Frühere und neueste biographische Mitteilungen gehen parallel mit den Klagen Leutholds über seinen erbärmlichen Zustand, in dem er die Sachen nur flüchtig aus dem Gedächtnis niedergeschrieben habe. Immerhin ist das eine Fassung des Dichters. Steht ihr aber die vollständige Handschrift mit der datierten Eintragung entgegen, so kann wohl nicht unklar bleiben, daß wir uns an diese zu halten haben und die dort angegebene gelungenste Lesart wählen müssen. Das Verzeichnis der übrigen gibt zudem jedem die Möglichkeit der Vergleichung, und von großer Bedeutung ist keine dieser Abweichungen. Doch ließ sich z. B. der Anfang der zweiten asklepiadeischen Ode nach einer andern Lesart knapper und geschlossener geben.

### 3.

Ein letztes Problem bildeten die Übersetzungen. Aus der ersten Zeit stammen die französischen, englischen, italienischen, ungarischen Stücke und einige „altdeutsche“ Versuche. (Die Übertragung aus dem Arabischen hat Leuthold als völlig frei unter die eigenen Gedichte versetzt.) Für eine 1859 geplante, Geibel und Heyse zuge dachte Sammlung sind sie abgeschlossen worden, wodurch die Grundlage für unsern Text gegeben ist. Aus dem Mittelhochdeutschen finden sich in den Skizzenheften einige Proben, von denen eine innerlich unfertige Übertragung von Walthers „Unter den Linden“ und eine Umschrift des Volkslieds „Es ist ein Schnee gefallen“ heute kein allgemeines Interesse haben können. Hadloub hatte Leuthold früh beachtet, aber von seinen Liedern nur vereinzelte Strophen übertragen. Zwei derselben, die den Eindruck

eines Ganzen machen, nahm Bächtold auf, und so sind sie beibehalten.

Anders liegen die Dinge bei den Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, die aus der zweiten Periode, aus den Jahren 1868—71 stammen. Hier sind die Lesarten so zahlreich, daß oft einer Seite Text eine ganze Seite abweichender Formulierungen für genau denselben Inhalt entspricht. Unser Text ist durch sorgfältige Erwägung an Hand des Originals hergestellt. Die andern Wendungen alle mitzuteilen, konnte hier als überflüssig gelten. Denn wo der Text selber seit Jahrhunderten bekannt ist und im wesentlichen feststeht, kann eine Übertragung nur fertig, nicht im Entwicklungszustand hervortreten; und durch das gegebene Original sind tiefgreifende Unterschiede der Bedeutung ohnehin ausgeschlossen.

Leuthold selber schrieb einst an Geibel, was wir dem Leser der Übersetzungen sagen: „Die vielen abweichenden Lesarten in diesem Sinne will ich Dir ersparen.“

\* \* \*

Die Übertragungen aus dem *Französischen* erscheinen zum erstenmal in der Ausgabe der Gedichte. Bächtold hatte die Aufgabe offenbar als erledigt betrachtet, da Geibel die von ihm gewählten Stücke durchgearbeitet, gebessert und in den Fünf Büchern herausgegeben hatte. Theodor Vetter hegte längst die Absicht, auf die Handschriften zurückzugehen, und wollte die Arbeit diesem Werke zugute kommen lassen. Weil ihn Krankheit daran gehindert, habe ich auch diesen Teil noch besorgt.

Daß für diese Übertragungen dasselbe gelte wie für die Gedichte, ist an sich klar. Gestützt wird unser Urteil hier noch durch Leutholds Verhalten, der in der *Cornelia* zu Lebzeiten Geibels seine Fassungen druckte, als er noch imstande war, sie druckfertig zu machen. So haben auch wir durchweg seinen Text zugrunde gelegt, so oft auch

Geibels feilende Hand geglättet und gerundet haben mag: das ist fremde Zutat, und nicht selten ist auch Kraft und starke Farbe der Regel zum Opfer gefallen, damit ja kein Fremdwort, keine mundartlichen Formen („altet“ für „altert“, „Hüfte“ für „Hüften“), kein Emjambement stehen bleibe.

Eine druckfertige Niederschrift des Dichters lag natürlich auch hier nicht vor. Wohl aber fand sich ein Verzeichnis, das, abgesehen von den falschen Daten, zugrunde gelegt werden konnte. Wo die Stücke vom Dichter gedruckt waren, galt diese Fassung, sonst die Reinschrift; wo auch eine solche fehlte, blieben die Abschriften und Entwürfe übrig. Unkorrigiert ist fast gar nichts in die fünf Bücher übergegangen: da mußten die Lesarten im Apparat wiedergegeben werden, wenigstens da, wo Geibel nicht sich als alleinigen Übersetzer angibt (A. W. Ernst, Neue Beiträge 27 ff.). Es zeigt sich dann freilich beim Vergleich, daß oft bei den Leuthold zugeschriebenen Nummern kein Stein auf dem andern geblieben ist, während seine Entwürfe auch da zu erkennen sind, wo Geibel sich den überwiegenden Anteil oder die ganze Arbeit nachträglich zuerkannt hat. Aber seine Güte gegen den unbekanntem Anfänger und dessen dauernde Dankbarkeit mahnen ernst, aus diesem Irrtum keine leichtfertigen Schlüsse zu Ungunsten des Mannes zu ziehen, der übergroßen Ruhm mit unverdientem Hohne hat entgelten müssen.

#### 4.

Endlich ist von der Anordnung des so gewonnenen Textes zu reden. Bächtold hat sogar dafür Vorwürfe gemerzt, daß er in das Chaos einige Ordnung brachte und den „Vermischten Gedichten“ „Lieder von der Riviera“, „Trinklieder“, „Zeitgedichte“ (später vorübergehend mit den Vermischten vereinigt), „Vaterländische Gedichte“,

Romanzen, Ghaselen, Sonette und Gedichte „In antiker Form“ folgen ließ, woran sich Sprüche und Epigramme, Episches und später die Übersetzungen schlossen. Schurig wollte die chronologische Ordnung an Stelle der inhaltlichen setzen, hat das aber nicht durchgeführt; nicht nur sind die Lieder der frühern und spätern Zeit nicht reinlich geschieden; die Ghaselen sind zerstreut, die Sonette, Oden und Elegien aber vereint geblieben, wenn auch wieder nicht völlig.

Für uns kam es zunächst auf Leutholds Absicht an. Er wollte nach eigener Aussage die Sachen „sichten und ordnen“, und die Reinschrift der ersten und die Entwürfe der zweiten Zeit sind stofflich gruppiert, bis ins Minutiöse hinein. Dieser Grundsatz ist also beizubehalten; aber auch hier muß die Absicht erst durchgeführt werden.

Ich habe also die Ordnung nach innerer Zusammengehörigkeit, nicht nach der zeitlichen Folge, zugrunde gelegt. Es folgen sich Lieder, Zeitgedichte und Episteln, Gedichte in erzählendem Tone („Studien und Romanzen“, „Balladen“), Sonette, Ghaselen, Oden, Elegien, Sprüche, Episches, Übertragungen.

Innerhalb dieser Ordnung war erstens die Gruppierung in Zyklen soweit als möglich beizubehalten und durchzuführen: Die Lieder enthalten Liebeslieder, Seelieder, Waldlieder, Wanderlieder, Lieder von der Riviera, Auf Gräbern und vier einzelne, wozu aus der späten Zeit die Lieder von der Riviera zweiter Kreis, die Trinklieder und viele einzelne treten. Auch die vom Dichter gewollte Gruppierung der Sonette ist beibehalten, ebenso die der Oden nach formalen Rücksichten (er schrieb die alkäischen, sapphischen, asklepiadeischen Oden in verschiedene Hefte).

Trotzdem ist Schurigs Anregung nicht unbrauchbar. Innerhalb der durch Leuthold gegebenen Ordnung können die Lieder und Ghaselen der ersten und der späten Zeit sehr wohl getrennt werden; solche Übersichtlichkeit fehlte

bei Bächtold, und das störte den Eindruck bisweilen. Die Sonette gehören alle der ersten, die Oden, Elegien, Sprüche und das Epische ganz der zweiten Schaffenszeit an, die so weit von der ersten abliegt und sich von ihr wesentlich unterscheidet. Also werden die Gruppen in sich chronologisch geordnet, und es ergibt sich folgende Übersicht:

*Lieder der frühen Zeit (1848—57)*

Vaterländische Gedichte (wozu später einzig „Die alten Schweizer“ treten).

Liebeslieder

Seelieder

Waldlieder

Wanderlieder

Der Lieder von der Riviera Erster Kreis

Auf Gräbern

Vier einzelne

*Lieder der späten Zeit (1869—72, Anhang bis 76)*

Der Lieder von der Riviera Zweiter Kreis

Trinklieder

Übrige Lieder

*Episteln und Zeitgedichte*

*In erzählendem Tone*

*Sonette*

*Ghaselen:*

Der Ghaselen Erster Kreis (1849—55)

Der Ghaselen Zweiter Kreis (1869—72)

*Oden:*

Asklepiadeische Strophen

Alkäische Oden

Sapphische Oden

*Elegien*

*Sprüche:*

Ritornelle

Distichen

Sprüche

*Episches:*

Penthesilea

Die Schlacht bei Sempach („Winkelried“)

Hannibal

*Übertragungen* (nach den Sprachen des Originals geordnet).

Die Datierung der einzelnen Gedichte ergibt sich für die zweite Periode aus des Dichters Skizzenheften, woraus Bächtold die Daten schöpfte, die er unter die Gedichte zu setzen pflegte. Ich habe sie natürlich in das Register verwiesen, bin ihnen aber auch da nachgegangen, wo die Reinschrift undatiert ist. Aus Bleistiftskizzen ließ sich denn auch wirklich vieles feststellen, gelegentlich auch mittelbar durch briefliche Erwähnung, so bei den Ghaselen, deren „30“ schon im Jahre 1851 genannt werden, also viel früher als man bisher annahm.

Einzelne Gedichte, wie das ligurische Volkslied, das Mädchen von Debreczin, stehen in den Handschriften sowohl unter den eigenen wie den übertragenen Sachen. Es schien nun richtig, sie unter die eigenen zu setzen, wo der Dichter die neue Form als so frei betrachtet, daß sie nicht mehr als Übersetzung zu gelten habe. In gewissem Sinne trifft das freilich auch auf andere zu, und es ist wenig einsichtig, die Eigenheit dieser Nachdichtungen dem Meister der Übertragung zum Vorwurf zu machen.

Endlich habe ich, soweit wie mir irgend erreichbar war, die erste Druckstelle der Gedichte angegeben: ob Reithardts Kalender, die Süddeutsche Zeitung, das Münchner Dichterbuch, die Fünf Bücher, Weber-Honeggers Nationalliteratur und das Schweizerhaus, die Freya, die Cornelia, das Deutsche Dichterheim, die deutsche Dichtung, die verschiedenen Auflagen der Gedichte, die beiden Werke Ernsts, Nord und Süd oder Schurig's Inselausgabe darauf Anspruch haben, oder ob wir gänzlich Unbekanntes bringen. Unter diesem sind nicht wenige Sachen wertvoll;



was wir sonst um der Vollständigkeit willen mitteilen, steht im Anhang.

Eine letzte Schwierigkeit betraf schließlich die Überschriften, die im Nachlaß ohne jede Regel gesetzt sind oder fehlen. Einer pedantischen Bindung an diesen Zufall widerstreitet nicht nur die bisherige Praxis aller Herausgeber (außer Honegger), sondern vornehmlich der Schaden eines solchen Verfahrens für die Übersicht und den äußern Eindruck des Buches. Da zudem Leuthold offenbar vorhatte, bei einer endgültigen Ordnung auch hier einheitlich zu verfahren, habe ich, wo es dringend nötig schien, die Überschrift ergänzt, dies aber im Inhaltsverzeichnis angegeben; wo die zyklische Gruppierung es überflüssig scheinen ließ, habe ich es aber unterlassen. Auch mochte ich nicht wie Bächtold möglichst viel Zitate dazu verwenden, weil das noch stärker den Schein der Abhängigkeit erweckt. Den Text hingegen zu bessern, was Schurig wie Bächtold gelegentlich taten (jener mit mehr Geschick), habe ich immer abgelehnt, auch wo der Dichter selber vielleicht noch geändert hätte.

In einigen Fällen war es nicht ganz leicht, dieser Regel treu zu bleiben.

„Uns aber laßt zechen . . . und krönen  
Mit Laubgewind  
Die Stirnen, die noch dem Schönen  
Ergeben sind“ —

so wird längst gesprochen und gesungen. „Die Stirnen derer, . . .“ schrieb der Dichter aber allemal, und dem mußte ich folgen. Die wenigen Stellen, wo ich offenbare Versehen in Ordnung gebracht habe, finden sich im Verzeichnis der Lesarten aufgeführt. Ausgesprochene Liebhabereien, wie die fast beständige volle Schreibung metrisch gekürzter Formen („ewigen, heiligen“, wo „ew'gen, heil'gen“ zu lesen ist), glaubte ich nicht streichen zu dürfen, da der Dichter sie gelegentlich sogar in Abschriften hinein-

korrigierte. In den Gedichten des ersten Bandes bin ich auch möglichst seiner Interpunktion gefolgt, die freilich weder vollständig noch folgerichtig ist. Hingegen in den epischen Werken, die nur in Abschriften vorliegen, und in den Übertragungen bin ich nach den heute geltenden Regeln verfahren.

So sucht denn diese Ausgabe die notwendige Auswahl mit der erwünschten Vollständigkeit, die Pietät gegen die Überlieferung mit den Anforderungen eines geschlossenen Werkes zu verbinden. Der ehrliche Wille hat uns geleitet, dem toten Dichter zu geben, was er im Leben nie gesehen, *seine Lieder in seinem Ton*. Und das soll uns genügen.

\* \* \*

Bei der mühevollen Arbeit, die sich nun drei Jahre hingezogen hat, habe ich mehrfach wertvolle Mithilfe gefunden, für die ich auch an dieser Stelle danken will. Herr Oberbibliothekar Dr. Hermann Escher in Zürich hat mir durch großes Entgegenkommen die Benutzung des Nachlasses erleichtert; Herr Prof. Dr. Sulger-Gebing in München stellte mir eine Reihe von Textvergleichen zur Verfügung; Frau Hedwig Bohnenblust hat ebenfalls an der Vergleichung und Gewinnung des Textes Anteil; sie, sowie die Herren Prof. Dr. Rudolf Hunziker und Redaktor Müller-Bertelmann haben die Bogen mitgelesen. Den Herren Carl Spitteler, Prof. Dr. Adolf Frey, Dr. F. Zollinger, Prof. Dr. Theodor Vetter, Prof. Dr. Harry Maync, Redaktor Reinhold Rüegg, Prof. Dr. Schollenberger und Fräulein Rita Schultheß in München verdanke ich einzelne Mitteilungen. Josef Victor Widmann, der vor Jahrzehnten schon für Leuthold geworben hat und der auch dieser Ausgabe wieder seine Teilnahme schenkte, vermag der Dank dafür nicht mehr zu erreichen.

Im Frühjahr 1913.

*Dr. Gottfried Bohnenblust.*

LIEDER  
DER FRÜHEN ZEIT  
(1848—1857)



# VATERLÄNDISCHE GEDICHTE

## AUF DEN ALPEN

Der Frühling ist auferstanden;  
Hoch steh ich über den Landen,  
Ob mir die Kuppen von Eise,  
Hier zackige Felsenfluh.  
Und unten blühen die Matten;  
Die Sennerin ruht im Schatten,  
Sie singt eine Hirtenweise  
Und jauchzt und jodelt dazu.

O könnt' ich in diesen Gauen  
Mir eine Hütte bauen!  
Nach Lorbeer und nach Palmen  
Ging' nimmer mein Begeh'r;  
Die Sehnsucht nach dem Süden  
Begrüb' ich in diesem Frieden;  
O daß ich auf diesen Alpen  
Ein froher Hirte wär'!

Talwärts die Schritte lenk ich,  
An Lenz und Liebe denk ich;  
Mein Herz ist fast gebrochen  
Vor Wonne und Frühlingslust;  
Es fallen die Blütenflocken,  
Es läuten die Herdenglocken,  
Und werdende Lieder pochen  
An meine junge Brust.

# HEIMWEH

## I.

Ihr Berge der Heimat  
Mit ewigem Schnee,  
Ihr blühenden Dörfer  
Am heimischen See,  
Ihr Zeugen der Jugend,  
Ich rufe euch zu:  
O Land meiner Väter,  
Wie lieblich bist du!

Das Alphorn der Heimat,  
Wie tönt es so hell!  
Es silbert melodisch  
Vom Felsen der Quell,  
Es jodelt der Senne  
Auf Matten und Fluh;  
O Land meiner Väter,  
Wie lieblich bist du!

O Heimat, du süße,  
Möcht wieder dich sehn,  
Deine grünenden Auen  
Und lachenden Seen,  
Da fände ich Frieden,  
Da fände ich Ruh;  
O Land meiner Väter,  
Wie lieblich bist du!

Das Weh, das allmählich  
Das Herze mir bricht,

Die Menschen, die fremden,  
Begreifen es nicht.  
O lasset mich singen  
Und weinen dazu;  
    Du Land meiner Väter,  
    Wie ferne bist du!

II.

Mit kosenden Frühlingswinden  
Beim dämmernden Zwielihtschein,  
Da schleichst du dich in mein Stübchen  
Und in mein Herze hinein;  
Du nahst dich so geisterleise  
Wie eine liebliche Fee,  
    Heimweh, du wunderbares,  
    Du banges, süßes Weh!

O Zauber, der gelinde  
Durch meine Seele fließt,  
Wie eine uralte Sage,  
Die halb verschollen ist!  
Mir ist's, als ob ich mein totes  
Großmütterchen wieder säh';  
    Heimweh, du wunderbares,  
    Du banges, süßes Weh!

Und Bilder umgaukeln mich lose,  
Mir wird so wohl, so weh;  
Ich träume von Wellengekose,  
Von unserer Berge Schnee,

Von einer einsamen Rose  
An meiner Heimat See;  
Heimweh, du wunderbares,  
Du banges, süßes Weh!

## HEIMKEHR

Und wiederum die reine Luft  
Von deinen Bergen atm' ich ein,  
Und wiederum, o Schweizerland!  
O süße Heimat! bist du mein!

Ein Alphorn klagt gedämpften Tons  
Herüber von dem Felsenhang,  
Ein fernes Herdenglöcklein klingt,  
Und meine Seele wird Gesang.

In eine Äolsharfe ist  
Verwandelt wieder mein Gemüt,  
Darüber wie ein linder Hauch  
Der Zauber deiner Sagen zieht!

## NACH DEM SONDERBUNDSKAMPF

Und wieder fließen die Adern der Schweiz,  
Die im Froste des Winters erstarret;  
Es hat Europa, es hat die Welt  
Auf den Ausgang des Kampfes geharret.



Ihr wißt, wer ihn focht, sofern ihr versteht  
Im Buche der Bücher zu lesen;  
Es ist die Freiheit, der Lenz der Zeit,  
Der göttliche Odem gewesen.

Der Odem des gleichen Gottes ist's,  
Der schon dem Moses erschienen,  
Und dem die Völker der künftigen Zeit  
Im gemeinsamen Tempel dienen.

Der Jehova der Alten, der Geist der Natur,  
Die christlich-mystische Dreiheit,  
Sie alle münden in ein Gesetz  
Der unendlichen Weltenfreiheit.

Ernst ist die Zeit und nicht gemacht  
Zum eiteln Wörterspiele;  
Es gibt nur einen, nur einen Gott,  
Doch der Götzen gibt es viele.

Und wieder hat seinen Willen der Herr  
Den Völkern, die sich versündigt,  
Von den Alpen, wie einst vom Sinai,  
Im Donner der Neuzeit verkündigt.

Euch nahet ein Moses, drum seid bereit!  
Schleift Eure Schwerter und Lanzen!  
Wie lange noch wollt ihr ums goldene Kalb,  
Ihr mündigen Völker, tanzen?

## UFENAU

**E**in Lüftchen spielt, ein lindes  
Gekos des Abendwindes  
Wie Flüstern eines Kindes  
Um deine grüne Au.  
An deinen Busen schwellen  
Wie sanfte Spielgesellen  
Des Sees leichte Wellen  
So friedlich und so blau.

Um die Kapelle schwanken  
Die grünen Efeuranken,  
Elegische Gedanken  
An die vergangne Zeit;  
Die klugen Schlangen lauern  
In den verfallnen Mauern;  
Ein leis-wehmütig Trauern  
Hat rings den Ort geweiht.

Einst in der Zeiten Brandung  
Warst du ein Port der Landung  
In lieblicher Gewandung  
So einsam und so still;  
In Fehden und in Streiten,  
Die einst die Welt entzweiten,  
Im Epos jener Zeiten  
Ein liebliches Idyll.

Heil dir, du grüne Aue,  
Im tiefen Wogenblaue,  
Du Bild vom Schweizergaue,  
Du freundlich Ruheziel!

Du, einst dem edlen Hutten  
Vor Fürsten und vor Kutten  
Zu friedlichem Verbluten  
Ein schützendes Asyll!

So bist du, Schweiz! wie weiland  
Noch heut dem deutschen Heiland  
Asyl und schützend Eiland,  
Der Freien Paraklet!  
Die Adern Deutschlands rinnen  
In blutigem Freiheitsminnen,  
Indes von deinen Zinnen  
Die weiße Fahne weht.

#### DIE ALTEN SCHWEIZER

**D**ie alten Schweizerbauern,  
Die schlugen tapfer drein,  
Sie rissen die stolzen Mauern  
Der Zwingherrnburgen ein.  
Es schloß kein Tor so gut,  
Sie haben es aufgeriegelt,  
Und haben mit ihrem Blut  
Die alten Bünde besiegelt.

Von Praktiken, von schlaun,  
Von süßem Minnespiel,  
Von zartem Dienst der Frauen  
Verstanden sie nicht viel.  
Sie hatten wenig zu schaffen  
Mit Schauturnier und Tanz;

Sie trugen ihre Waffen  
Im Dienst des Vaterlands.

Sie pflegten nicht zu kriechen  
Um eitle Herrengunst,  
Sie waren keine Griechen  
In Wissenschaft und Kunst;  
Sie hielten in Gefahren  
Nicht allzulange Rat,  
Sie schlugen drein, sie waren  
Ein grobes Volk der Tat.

Nur unter sich im Bunde,  
Dem Glanz der Höfe fern,  
Sitzend auf eigenem Grunde,  
Als ihre eignen Herrn,  
So lebten sie frei und schlicht  
In Hütten nur und Häusern  
Und fürchteten sich nicht  
Vor Königen und Kaisern.

Unkundig meist der Schrift,  
Lakonisch in der Rede,  
War ihnen Zung' und Stift  
Das Eisen in ehrlicher Fehde,  
Womit sie Zug um Zug  
Schulwidrig, doch in Hieben,  
Die leserlich genug,  
Auf Feindesrücken schrieben.

Wie mancher Fürst die Hände  
Nach diesem Land erhob,  
Ein jeder fand am Ende  
Dies Bergvolk fast zu grob.

Sie stürmten mit ihren Panieren  
Stets gradaus im Gefecht;  
Aufs Rückwärts-Konzentrieren  
Verstanden sie sich schlecht.

Sie waren nicht gewählt  
In Formen, nicht fein an Sitten,  
Sie haben die Feinde gezählt,  
Erst wenn sie den Sieg erstritten.  
Sie fochten in der Schlacht  
Mit Kolben und Hellebarten,  
Was aber habt ihr vollbracht  
Mit euren Redensarten?

# LIEBESLIEDER

## I.

Als ich zum ersten Mal dich sah,  
Wie war so scheu mein Gruß!  
Geboten hätt' ich gern mein Haupt  
Zum Schemel deinem Fuß.

Du sahst mich an; es drang dein Bild  
Mir tief ins Herz hinein;  
Ein Seufzer hob den Busen mir:  
O Gott, o wärest du mein!

Da machtest du zum König mich  
Durch deinen ersten Kuß;  
Und wieder ward zum Bettler ich,  
Da ich dich meiden muß.

## II.

Als der Sommersonne Glut  
Noch auf den Gefilden ruhten,  
Fühlt von Poesie und Liebe  
Ich den Busen überfluten.

Um die Mauer gelb und traurig  
Seh ich nun die Rebe ranken,  
Herbstwind weht durch mein Gemüte  
Und verwelkt sind die Gedanken.

Gib mir jenes Meer der Wonne,  
Gib mir wieder meine Lieder,  
Süße Maid, o gib mir eine  
Jener Sommernächte wieder!

III.

HIN!

Dort, wo durch grüne Täler  
Hinab sich wälzt der Rhein,  
Dort schauen sonnige Hügel  
Ins üppige Land hinein.

Und was ich von dem Leben  
Je Süßes empfangen hab,  
In einer lauen Mondnacht  
Mir dort mein Liebchen gab.

Und seit ich von jenen Tälern  
Und Höhen ferne bin,  
Ist alle Lust des Lebens  
Und alle Freude hin.

Ein Schifflin irret einsam  
Herum auf blauer See; —  
Die Leute, die kalten Leute,  
Was kümmert sie mein Weh?

IV.  
BEI RAGAZ

Dort, wo der Rheinstrom breit und trög hinflutet  
durchs Markgrafenland,  
Dort knüpften wir ein inniges, ein eng umschlingend  
festes Band.  
Hier, wo er voll von Jugendmut dahin sich stürzt in  
raschem Lauf,  
Hier wurde unsre Liebe kalt, hier hörte unsre Liebe  
auf.  
Ins Leben noch vor einem Jahr stürzt ich hinein  
mich rasch und wild.  
Da war ich stolz, da war ich kühn, war ganz des  
jungen Rheines Bild.  
Doch seit, wie dieser Strom sich gießt ins blaue,  
ruhig große Meer,  
Ich mich so ganz verlor in ihr, find ich mein eigen  
Selbst nicht mehr.

V.

Ich habe Land und Leute,  
Ein Königreich ist mein;  
Ich liebe dich, du Holde!  
Willst du nicht Königin sein?

Meine Phantasie und Dichtung,  
Das ist mein Königtum,  
Und dieses Reich erstreckt sich  
Um die ganze Erde herum.



Ich hab einen großen Hofstaat  
Und Mädchen, dich zu bedienen;  
Es harren deiner Befehle  
Stanzen, Sonette, Terzinen.

Sind liebliche Gestalten,  
Gar zierlich anzuschauen;  
Meine schlanken, schmucken Ghaselen  
Das sind deine Kammerfraun.

Ich gebe dir Land und Leute,  
Mein Königreich ist dein;  
Ich liebe dich, du Holde!  
Willst du nicht Königin sein?

## VI.

Oft kamen sie mit Fragen, sagten mir,  
Sie hätten, mich zu kennen, längst ersehnt,  
Und gar verbindlich dankte ich dafür  
Und hab gegähnt.

Wenn der mich stolz, ehrgeizig jener nannte,  
Der Dichter, Träumer, schwieg und lachte ich,  
Es galt mir gleich, ich wußte ja, es kannte  
Nicht einer mich.

Da kamst du, lieblich, wie im Maienglanz  
Die Blume, eine Fürstin, stolz und groß;  
Du fesseltest dies Herz, das plötzlich ganz  
Sich dir erschloß.

Dein sinnig Aug sah in die dunkle Tiefe  
Hinab; — mein Herz glich einem wüsten Meer;  
Zerschellte Schiffe, Klippen, Felsenriffe,  
Nacht rings umher.

Kein Hafen rings, kein grüner Platz der Landung,  
Nur Flut, gepeitscht von Aeols Riesenkraft;  
Hoch ging die See; es war die wilde Brandung  
Der Leidenschaft.

Dies Meer hast du, die Wogen brausend-wild  
Verwandelt nun mit zaubrischer Gewalt  
In klare Silberflut, die nur dein Bild  
Dir widerstrahlt.

Gleich einem stolzen Schwan ziehst du dahin  
Auf dieser Flut, und tauchest du hinein,  
So findest Liederperlen du darin,  
Die einzig dein.

## VII.

○ leg den Schmuck aus deinem Haar,  
Die Perlen weg und Edelstein,  
Und diese Spangen, wirf sie hin,  
Weil ich dir alles möchte sein.

Du ragst aus der Gespielen Schar  
So hoch hervor, sie sind so klein;  
Die dir befreundet, gib sie auf,  
Weil ich dir alles möchte sein.

O wärst du arm und heimatlos,  
Verwaist wie ich, wie ich allein!  
Wie wär ich reich und glücklich dann,  
Weil ich dir alles dürfte sein.

VIII.

Die Liebe, die mir im Herzen brennt,  
Sie gleicht dem Blitz, der durch Wolken strich,  
Wie der feurige Blitz am Firmament,  
So, Angiolina! so lieb ich dich.

Wie langsam versengend am Himmel ruht  
Des Südens glühender Mittagsbrand,  
Meine Liebe gleicht der verzehrenden Glut  
Der Sonne auf gelbem Wüstensand.

Dies Herz, das liebend dein Bild umfängt,  
Es lodre und glüh' und verzehre sich,  
Bis es langsam zur Wüste, zu Asche versengt,  
So, Angiolina! so lieb ich dich.

IX.

Die Blume bricht des Nordwinds Hauch,  
Der Schmerz an meinem Herzen frißt;  
Ob glänzender dein Elend auch,  
Ich weiß, daß du doch elend bist.

Mein Herz, das heiß für dich gepocht,  
Birgt einen Schatz von reinem Gold;

Du hätt'st zu heben ihn vermocht,  
Du aber hast es nicht gewollt.

Wir könnten beide glücklich sein;  
Du weißt es wohl und willst es nicht.  
O mög' es nimmer dich gereun!  
Leb wohl! Dies sei dein letzt Gedicht.

X.

Vorüber ist der schöne Jugendtrug,  
Da dämmernd erst, doch süß, wie Sang der Lerchen,  
Ich eine Zauberwelt im Busen trug,  
Der ersten Liebe kaum verstandne Märchen.

Wie anders jetzt! An meinem durst'gen Mund,  
Vom Wein der Liebe schäumend, schwebt der Becher;  
Ich aber trink ihn gierig bis zum Grund,  
Und heitre Lieder sing ich seliger Zecher!

Wohl troff von Wonne meines Lebens Mai,  
Von Veilchenduft und süßem Minnekosen;  
Doch da der Lenz, der schöne Lenz vorbei,  
Bekränz ich mir das Haupt mit jungen Rosen.

XI.

Ich bin so müd, als ging's mit mir zur Neige;  
Der Herbsthauch deiner Seele hat entblättert  
Die einst so üppig frühlinggrünen Zweige,  
Durch die die Lerche Poesie geschmettert.

O, du bist hart! Was konnte dich bewegen,  
Die junge Welt in meiner Brust zu morden?  
Einst war dein Wort ein milder Gottessegen;  
Wir waren reich; nun sind wir elend worden.

Ein einzig Wort von dir war zaubermächtig;  
Die Lieder, die in meiner Seele ruhten,  
Der Dichtung Lichtstrom, hell und farbenprächtig,  
Begann so reich, so voll hervorzufuten.

O, sprich es noch ein Mal! Du kannst nur wollen,  
So wird mein Herz sich willig dir erschließen,  
Und sieh! Aus meiner Seele Tiefen rollen  
Die schönsten Perlen wieder dir zu Füßen.

## XII.

### ERSTE LIEBE

Des Lebens Frühlingsblütendrang,  
O süßer Duft, o holder Mai,  
O blaue Luft, o Jugendklang,  
Ach, wie schon lang seid ihr vorbei!

Ein froher Geist hat mich beseelt  
Wie milder Morgensonnenschein,  
Mir spiegelte die ganze Welt  
In ihrem Aug sich klar und rein.

Saß oft mit ihr im hohen Gras,  
Den Lieblingsdichter in der Hand;  
Draus sollt ich ihr erklären, was  
Ich selber wohl noch nicht verstand.

Wenn, eine Nymphe schlank und fein,  
Sie an der Silberquelle stand,  
So quälte mich des Durstes Pein,  
Schnell eilt ich an der Quelle Rand.

Aus ihrem Krug ein frischer Trank,  
Des Auges Blick erlabte mich,  
Wofür ich wiederum zum Dank  
Mit schön Rebekka sie verglich.

In einem Hause wohnten wir,  
Uns schied nur eine dünne Wand;  
Drauf schrieb die ersten Verse ihr,  
Die ich erfand, die schwanke Hand.

Was ich geschrieben und gefühlt,  
Die Zeit hat es schon längst gebleicht,  
Und meinen Busen schmerzdurchwühlt  
Ein herbstlich kalter Wind durchstreicht.

Des Lebens Frühlingsblütendrang,  
O süßer Duft, o holder Mai,  
O blaue Luft, o Jugendklang,  
Ach, wie schon lang seid ihr vorbei!

Und die Erinnerung davon,  
Die mir im wunden Herzen lebt,  
Ist eines Glöckleins Silberton,  
Der über einer Wahlstatt schwebt.

# SEELIEDER

## I.

Es brennet heiß des Mittags Glut,  
Der Weih sich hoch im Aether wiegt,  
Und über blauer Wellen Flut  
Die leicht beschwingte Schwalbe fliegt.

Und schüchtern aus dem Schilfrohr schaut,  
Das rings vor ihrer Schönheit bebt,  
Die Lilie, eine zarte Braut,  
Um die ein bunter Falter schwebt.

Ein Knabe schaukelt sich im Kahn,  
Der von dem grünen Strande flieht,  
Und seine Spuren kreuzt der Schwan,  
Der durch die hellen Wogen zieht.

Wie sich Natur in holder Pracht  
So sanft, so zahm und milde stellt!  
Hat doch der Sturm erst gestern Nacht  
Ein Schiff an steilem Fels zerschellt!

Nun sieht man Silberwölkchen ziehn,  
Getragen von des Zephyrs Wehn;  
Er säuselt fromm und sanft dahin,  
So ganz als wäre nichts geschehn.

Des Himmels blau und rein Gebild  
Schaut lächelnd auf das Wrack im See;  
So schaut ihr Auge blau und mild  
Herab auf meines Herzens Weh.

## II.

### DIE KAPELLE AM STRANDE

Langsam und kaum vernehmbar teilt  
Die wellenlose Flut der Kiel; —  
In meiner Seele zittert nach  
Der Ton von einem Saitenspiel.

Horch! Dieser sanft gedämpfte Laut,  
Der Erd' und Himmel mild versöhnt,  
Das Abendläuten ist's, das fern  
Von der Kapelle niedertönt.

Bescheiden von dem Felsgrund sieht  
Sie übers Meer so endlos weit; —  
So schauet wohl ein fromm Gemüt  
Hinüber in die Ewigkeit.

## III.

### DER WALDSEE

Wie bist du schön, du tiefer, blauer See!  
Es zagt der laue West, dich anzuhauen,  
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee  
Wagt aus dem keuschen Busen dir zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur,  
Kein Kahn wird je durch deine Fluten gleiten!  
Gleich einer Dithyrambe der Natur  
Rauscht nur der Wald durch diese Einsamkeiten!



Wildrosen streun dir Weihrauch, ihr Arom  
Die schlanken Tannen, die dich rings umragen,  
Und die, wie Säulen einen mächt'gen Dom,  
Ob sich des Himmels blau Gewölbe tragen.

Einst kannt ich eine Seele, ernst, voll Ruh,  
Die sich der Welt verschloß mit sieben Siegeln,  
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,  
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln.

# WALDLIEDER

## I.

### LIEDERFRÜHLING

**D**er Lenz ist da,  
Und fern und nah  
Gibt's neue Weisen und Lieder  
Wie einst Merlin,  
So lausch ich hin,  
Und alles schreib ich nieder.

Hoch in der Luft  
Schmettert und ruft  
Früh schon der Sang der Lerchen;  
Wie er schwillt und stirbt,  
Wie die Grille zirpt  
In der Wiese ihr schnurrig Märchen,

Was die Schlange klug  
Ihre Kinder frug,  
Die im Sonnenlichte schillern,  
Was Hänfling und Fink  
Im Fluge flink  
Einander zwitschern und trillern,

Was die Amsel auch  
Erzählt im Strauch,  
Was die Drossel klagt dem Hollunder,  
Was den Rosen all  
Flötet die Nachtigall,  
Die lieblichsten Sagen und Wunder,

Was die Vögel gewußt,  
Die voll Wanderlust  
Aus dem Süden erst gekommen,  
Was im Walde tief  
An Märchen schlief,  
Hab alles, hab alles vernommen!

Hab es abgelauscht,  
Was lenzberauscht  
Die Glockenblumen läuten,  
Lieder und Melodien,  
Wie Merlin  
Kann ich sie deuten.

## II.

### WALDFRIEDEN

An einem hellen Frühlingstag,  
In einer stillen Morgenstunde  
Tönt mir der Lerche froher Schlag  
Wie eine süße Liebeskunde.

Der Himmel blau, die Luft weht lind  
Und buhlt ums junge Laub der Birken;  
Der Frühling sendet sein Gesind,  
Den Teppich der Natur zu wirken.

Der Schlehdorn steht in vollem Blust,  
Von duftigem Harz die Föhren triefen —  
Und Bilder steigen aus der Brust,  
Die lang darin begraben schliefen.

Süß träumt sich's in der Morgenruh  
Von einem lenzdurchwehten Haine; . . .  
Die Wipfel rauschen leis dazu  
Wie eine betende Gemeinde.

### III.

#### WILDE ROSEN

Ob dieses Waldbachs lautem Tosen  
Weit überhängend ragt ein Ast,  
Hinstreuend seine duftige Last  
Von aufgeblühten Hagerosen.

Mir ist, vor meiner Seele stünde  
Die Jugendzeit, da diesem Bach  
Mein Leben glich, das nun gemacht  
Hinfließt durch stille Wiesengründe.

Damals war es ein wildes Schäumen;  
Unstät zerriß ich jedes Band . . .  
Manch stilles Glück sah ich am Strand,  
Ach! und vermochte nicht zu säumen!

Jedoch zuweilen, sehnsuchtstrunken  
Hinströmend ihren duft'gen Hauch,  
Sind aufgeblühte Rosen auch  
An meine junge Brust gesunken.

IV.

Rings um mich keines Menschen Spur,  
Zuweilen ferne Schläge nur  
Der Nachtigallen durch die Föhren,  
Sonst tiefe Stille weit und breit;  
Ich glaub, durch diese Einsamkeit  
Den Pulsschlag der Natur zu hören.

V.

Vorüber zürnte das Gewitter,  
Noch hallen nach die dumpfen Schläge;  
Rings liegen auf dem Waldeswege  
Der sturmgeknickten Bäume Splitter.

Hier siehst du noch der Zweige Weinen,  
Noch tobt der Waldstrom in Empörung,  
Indes schon mild auf die Zerstörung  
Der Sonne lichte Strahlen scheinen.

So mag nach tief empfundenen Schmerzen  
Ein Strahl des Geistes oft erhellen  
Die Trümmer und die wunden Stellen  
In einem kranken Menschenherzen.

VI.

Wie ist der Wald verstummt, verlassen!  
Wie rings die Bäume sich entkleiden!  
Es scheint ein langsam stilles Leiden  
Die ganze Schöpfung zu erfassen.

Umsonst in diesen Einsamkeiten  
Mag ich auf meine Sänger lauschen,  
Ein welches Blatt mit sanftem Rauschen  
Nur hör ich mir zu Füßen gleiten.

Es schickt mir die Natur ein Zeichen,  
Dies welche Blatt als stumme Mahnung,  
Und eine leise Todesahnung  
Fühl ich durch meine Seele schleichen.

## VII.

### WALDEINSAMKEIT

**D**einen süßen, süßen Schauer,  
O Waldesruh!  
In meine Seele hauche  
Und traufle du!  
Laß mich träumen die Träume  
Der Jugendzeit;  
O Frieden, o Ruhe! komm über mich;  
Wie lieb ich dich, lieb ich dich,  
Waldeinsamkeit!

Marzveilchen bluhen, es treibt in den Bäumen  
Der junge Saft,  
Es zwitschern die Vögel, die Wipfel rauschen  
Märchenhaft, sagenhaft;  
O Geist der Natur, der die Brust mir  
Bezaubert und feigt,  
O Frieden, o Ruhe! komm über mich;  
Wie lieb ich dich, lieb ich dich,  
Waldeinsamkeit!

Feierlich sonntägliche Stille  
Und Frühlingszeit,  
Kein Mensch, keine Seele  
Weit und breit,  
Nur ein leiser, leiser Kummer  
Ist mein Geleit;  
O Frieden, o Ruhe! komm über mich;  
Wie lieb ich dich, lieb ich dich,  
Waldeinsamkeit!

VIII.

WALDVÖGELEIN

Waldvögelein, wohin ziehst du?  
Nach Süden möcht' ich mit dir!  
Waldvögelein, was fliehst du?  
Fliehst du vor mir?

Waldesgrün, gleich wie du,  
Lieb ich und Sonnenschein,  
Bin arm und doch reich wie du,  
Waldvögelein!

Wie du empfing auch ich  
Wohllaut und Melodein,  
Frei, ohne Sold sing auch ich,  
Waldvögelein!

Hüpfst du durch Busch und Strauch,  
Hast weder Rast noch Ruh,  
Hab keine Heimat auch,  
Bin unstät wie du!

IX.

HERBSTGEFÜHL

Die ganze Schöpfung steht in Trauer;  
Das Laub der Bäume färbt sich gelber,  
Und ach! Mir ist, als fühlt' ich selber  
Im Herzen kalte Winterschauer.

Wie ringsum alles stirbt und endet!  
Bei diesem Welken und Verderben  
Fleh ich: O Gott! laß mich nicht sterben,  
Eh ich ein schönes Werk vollendet.



# WANDERLIEDER

## I.

### MORGEN

Wie ist es schön, am frühen Tag  
Zu wandern und zu schweifen,  
Wenn rings umher in Busch und Hag  
Die Vögel singen und pfeifen!

Der Himmel blau, die Erde grün,  
Die Bäume voll Blütendolden,  
Indes von fern im Morgenglühn  
Die Alpen sich vergolden.

Vertausche deinen stummen Schmerz  
Mit jauchzend frischem Hoffen!  
Noch liegt ja, du verlangend Herz,  
Die ganze Welt dir offen!

## II.

### WANDERRAST

Hier ruht sich's gut, hier halt ich Rast,  
Der Wind spielt in den Bäumen;  
Da mag manch blütenbehängener Ast  
Von künftigen Früchten träumen.

Es lispelt ein hüpfend Lenzgedicht  
Der Quell zu meinen Füßen;  
Maßliebchen und Vergißmeinnicht,  
Sie lächeln mich an und grüßen.

Sie lächeln mich an voll Seligkeit  
Mit ihren Augen, den frommen . . .  
O schöne, goldene Jugendzeit,  
Wo bist du hingekommen?

III.

SCHWÜLE

**E**s brennt die Sonne glühend heiß  
Auf Gräser, lechzend und bestaubt,  
Hin welkt des Strauches Blütenweiß,  
Die Bäume neigen träg ihr Haupt.

So auf der Menschheit, schwer wie Blei,  
Liegt unsre Zeit; in Süd und Ost  
Nach Freiheit lechzt der Völker Schrei,  
Doch ihre Waffen frißt der Rost.

Sieh auf die Not der Kreatur,  
O Herr, in dessen Hand die Macht!  
Gib ein Gewitter der Natur,  
Und gib den Völkern eine Schlacht!

IV.

**M**it großen Tropfen sind die Erlen,  
Die dunkeln, hier am Bach betaut,  
Mit ihrem Sonnenauge schaut  
Natur durch diese lichten Perlen.

Fließt auch, wie mild gelöstes Sehnen,  
Noch sanft der Regen auf die Au,  
Schon ist der Himmel hell und blau; —  
So lächelt oft ein Kind durch Tränen.

V.

ABEND

Es dämmt schon; der Wein der Abendröte  
Färbt purpurn noch die weißen Wolkenflocken,  
Hinsterbend sanft verhallt der Ton der Flöte,  
Und fern verklingt der Schall der Herdenglocken.

Im Busch auch schweigt die liederreiche Kehle  
Der Drossel; oben funkeln schon die Sterne;  
Und schmerzlich süß zieht durch die müde Seele  
Die Sehnsucht nach dem Liebchen in der Ferne.

VI.

WANDERLIED

Und wieder jagt mich der Reisetrieb,  
Und wandern möcht' ich von Pol zu Pol;  
Drum, liebliches Kind, vielsüßes Lieb!  
Vielsüßes Lieb, leb wohl!

Noch einmal, gestützt auf den Wanderstab,  
Schau ich zurück, schau ich zurück;  
Duftige Blüten fallen herab  
Und hemmen meinen Blick.

Nun folg ich ohne Reiseziel  
Der Vögel Flug, dem Wolkenzug;  
Des Schönen hat die Welt so viel,  
Hat auch für mich genug.

Und trag ich gleich im leichten Kleid  
Kein schimmerndes Gold, kein schimmerndes Gold,  
Ist doch manch Herz, manch rosige Maid  
Dem wandernden Burschen hold.

Und der Vögel Schlag in Busch und Hag,  
Das Waldesdunkel, der Sonnenschein,  
Und der klingende, singende Frühlingstag  
Ist alles, ist alles mein!

## VII.

### ZUM ENGEL

**D**rei rüstige Burschen, frisch und jung,  
Durchzogen wir Dörfchen und Städtchen;  
Wir fanden der blühenden Freuden genung,  
Viel rosige Frauen und Mädchen.

Vielrosige Fraun und vielkühler Wein,  
Das war unser größtes Verlangen;  
In manchem Wirtshaus wohl kehrten wir ein,  
Hier blieben wir endlich hangen.

Der Engel nicht auf dem Wirtshausschild  
Mit seinem Lilienstengel,  
Uns hält hier zurück ein lebendiges Bild,  
Ein kleiner, gefälliger Engel.

Und Stunde, Tag und Woche verstreicht  
In Kosen und Küssen und Scherzen;  
Der Vater macht uns die Beutel so leicht,  
Die Tochter so schwer die Herzen.

VIII.  
EGLANTINE

Wie der Sturmwind, der über die Heide pfeift  
Ohne Rast, ohne Ruh, ohne sichere Statt,  
So mein heißer Sinn über die Erde schweift,  
So mein Herz, das keinen Freund, keine Heimat hat!  
Die sanfte, blaue Blume im wogenden Korn,  
Die zahme Blume ist nicht für mich — —  
Eine wilde Rose liebe ich  
Mit scharfem Dorn.

Ich grüß dich, du trotzig, schwarzäugig Kind!  
Du liebst die Liebe, ich liebe den Schmerz;  
Mein Sinn ist wie der brausende Wind,  
Ein wilde Rose sei dein Herz, —  
Drin lodre die Liebe, drin laure der Zorn;  
Einen Kuß, einen Kuß mir gib!  
Eine wilde Rose sei unsere Lieb'  
Mit scharfem Dorn!

Mein Sinn ist wie der brausende Wind . . .  
Was soll dein Zürnen, was soll dein Harm?  
Wo ist dein Trotz? — laß los, mein Kind!  
Laß los den weißen, den schwellenden Arm!  
Frische Morgenluft meine glühende Stirne küßt;  
Dem schäumenden Renner den hetzenden Sporn! . . .  
Eine wilde Rose mein Leben ist  
Mit scharfem Dorn.

IX.  
NEAPEL

1.

**D**en Vesuv, doch ohne Feuer,  
Seh ich, aber leider solo;  
Auf dem vielberühmten Molo  
Wandl' ich ohne Abenteuer.

Auch Gesindel hier, doch ohne  
Jene genialen Funken;  
Hie und da nur schlafestrunken  
Grinst mich an der Lazzarone.

In der Ferne, meerumschlungen,  
Ragt dort Capris felsig Eiland,  
Wo Sirenen hausten weiland,  
Und wo Platen jüngst gesungen.

Eine Barke zieht vom Stapel;  
Gähnend schau ich die Gesichter,  
Zum Beweis, daß selbst ein Dichter  
Sich gelangweilt in Neapel.

EINLADUNG

2.

**K**omm, verlaß das Land, das trübe!  
Unterm Himmel von Italien  
Wollen wir im Wein der Liebe  
Feiern unsre Bacchanalien.

Uns zu Häupten dunkle Pinien,  
Blaues Meer zu unsern Füßen,  
Will ich diese Wellenlinien  
Deiner schönen Glieder küssen.

Unter schatt'gem Lorbeerstrauche  
Brechen wir uns deutsche Lilien,  
Während süße Balsamhauche  
Wehn herüber von Sizilien.

Komm, o komme bald, du kleine  
Zage deutsche Zitterpappel,  
Komm in die Orangenhaine  
An dem Golfe von Neapel!

LAZZARONI

3.

Nicht allein in Rathaussälen  
Zwischen Akten voll von Schimmel,  
Hier auch unter blauem Himmel  
Wo sich Land und Meer vermählen,

Kann man seine Zeit verdehnen,  
Philosophisch voll Behagen  
Welten in dem Busen tragen  
Und ein All sich selber wähen.

Hier auch kann man müßig lungern  
Und mit Träumen sich erquicken;  
Nicht in kleinen Republiken  
Braucht ein Dichter zu verhungern.

X.

BEI NERVI

In diesen Silberhainen von Oliven  
Hab ich die Heilung aller meiner Wunden  
Und auch die heitre Lösung nun gefunden  
Von meines Lebens ersten Hieroglyphen.

Unstät und finster war ich einst im Norden; —  
Wie dieser Himmel fließen nun die Tage  
Mir blau und sonnig hin, und selbst die Klage  
Ist mir zu lieblicher Musik geworden.



# LIEDER VON DER RIVIERA

## I.

### IN EIN ALBUM

**G**enua! es geht die Rede,  
Ohne Fische sei dein Meer  
Und dein Land an Bäumen leer,  
Deine Männer senza fede.

Wären Wahrheit diese Lügen,  
Würde reichlich zum Ersatz  
Schon der eine seltne Schatz  
Deiner schönen Fraun genügen.

## II.

### AN ANGIOLINA

**W**andle schön und ohne Makel  
Durch des Lebens Garten hin!  
Vor dir tragend eine Fackel  
Schwebe mein Gesang dahin.

Einer Gottheit baut man Tempel,  
Die dem Menschen nie erschien,  
Doch dir ward der reinste Stempel  
Göttlicher Gestalt verliehn.

Alte Sagen, sie berichten  
Mit geheimnisvollem Laut:  
Auf sein Leben muß verzichten,  
Wer das Heiligste erschaut!

Diesen Zoll mit Wonnebeben,  
Meine Seele warf ich hin;  
Doch ein neu geweihtes Leben  
Hast du, Hohe! mir verliehn.

Wandle stolz und ohne Makel  
Schönheit strahlend wandle hin;  
Vor dir tragend eine Fackel  
Schwebe mein Gesang dahin.

III.

FÜR MUSIK

(Sampierdarena.)

Wenn des Leuchtturms milde Helle  
Überströmt die Meereswelle,  
Wenn der Sterne schimmernd Heer  
Ausstellt seine ersten Wachen,  
Dann, o Leben! treibt mein Nachen  
Heiter übers goldne Meer.

Reiche Ladung dann zum Molo  
Lenkt der braune Barcajuolo,  
Während ihm zur sichern Ruh  
Winkt vom Hafen die Lanterne;  
Doch mich locken schönre Sterne  
Einem süßern Ziele zu.

Wie Geräusch des Wellenschlages  
Leis verhallt der Lärm des Tages,  
Die Gewerke schlummern ein,  
Stumm die Darsena, der Bagno; —

Aber drüben am Bisagno  
Wacht und harrt die Liebe mein.

Nimmer schreckt mich Flut noch Brandung,  
Herrlich die verwegne Landung  
Lohnt sie, wenn ich bei ihr bin;  
Niemand größere Wonnen fand er,  
Wenn die Sehnsucht zog Leander  
Zu der schönsten Sestierin.

#### IV.

Der Rose gleich, die noch im Samt  
Der Knospe gestern lag verschlossen  
Und heut schon hoch emporgeflammt,  
Ist uns die Liebe aufgeschossen.

Heut blüht sie noch; drum nimm und gib!  
Schon morgen kann ihr Duft entschweben;  
Dann wird dein Herzblut selbst, mein Lieb,  
Die welkende nicht mehr beleben!

#### V.

### MITTAGSRUHE

Mit schattigem Kastanienwalde  
Senkt sich vom Apennin die Schlucht;  
Limonen schmücken vorn die Halde,  
Und Öl und Wein umkränzt die Bucht;

Ein dunkles Kloster liegt zur Seite,  
Der Weg von Blüten überschneit,  
Vor uns dehnt sich des Meeres Weite,  
Ein Sinnbild der Unendlichkeit.

Es greift die Welt mit keiner Kunde  
In unsern Frieden störend ein,  
Wir zählen weder Tag noch Stunde,  
Das ist ein süß Begrabensein.  
Das ist ein seliges Verbluten,  
Dem unsre Seelen sich geweiht;  
Natur wälzt ihre Wollustfluten  
Lautlos in unsre Einsamkeit.

## VI.

### WIE SCHÖN BIST DU!

Oft hab ich dich abends beim Beten belauscht,  
Wenn im alten Kloster die Orgel gerauscht;  
Drunten am Strand der Leuchtturm glomm;  
Hier die deine, draußen des Meeres Ruh;  
Dann ahnt ich, wie fromm,  
Wie fromm bist du!

Wenn, wie die Glocke, berührt vom Windhauch kaum,  
Deine schlummernde Seele anschlägt im Traum,  
Lächelnd umspielt dein Mündchen fein,  
Wie ein Falter flattert den Blumen zu,  
Dann fühl ich, wie rein,  
Wie rein bist du!

Und wenn du am Morgen, die Locken los,  
Jubelnd, reifschwellende Früchte im Schoß,  
Herabsteigst von den Olivenhöhn,  
Geschürzt das Kleid, taufeucht den kleinen Schuh,  
Dann beb ich, wie schön,  
Wie schön bist du!

## VII.

○ du glaubst wohl nicht an Heilige,  
„○ Denn auf deiner Stirn, der bleichen,  
Zuckt ein Zug hier, wie ein dunkel,  
Gottesleugnend Fragezeichen.

Glaubst wohl auch nicht, daß der Ablaß  
Menschen rein von Sünden wasche,  
Zweifelst gar wohl am Catino  
Und des Täufers heiliger Asche?“

„Laß, mein süßes Kind! die Heiligen  
Und des Glaubens Hieroglyphe,  
Laß mir die von deutschen Dichtern  
Breitgetretenen Motive!

Den Catino und des Täufers  
Asche — laß mir all den Plunder!  
Doch ich bitte dich, erkläre  
Lieber mir ein größer Wunder:

Wie ich, arm, verkannt und traurig,  
Als ein Bettler kam aus Norden,  
Und nun plötzlich reich und glücklich  
Wie ein König bin geworden;

Wie ich, der an tausend Wunden  
Litt, nun plötzlich neugeboren  
Wieder mich durch dich gefunden,  
Als ich selbst mich gab verloren."

### VIII.

Wie ein kristallner Bergesquell  
Hinemurmelt über braunen Kieseln,  
Fliehn uns die Tage silberhell,  
Wir lassen sie vorüberrieseln.

Sonntäglich feierliche Ruh  
Gießt uns Natur aus voller Schale;  
Die alten Wunden heilen zu  
Und neckend zählen wir die Male.

Nur, daß ich oft mich fragen muß:  
Genügt dir dieser träge Frieden?  
Hat bloß zu wonnigem Genuß  
Ein Gott dir so viel Kraft beschieden?

Sind diese Kränze, dieses Grün,  
Die Rosen, die dein Haupt umlodern,  
Nicht Blumen, die auf Gräbern blühn,  
Drin eingesargte Tote modern?

Ist nicht, im angestregten Krampf  
Der Zeit die Kräfte sich zu stählen  
Und mitzukämpfen jenen Kampf  
Der Menschheit — Pflicht begabter Seelen?

Und wenn, uns mahnend an die Welt,  
Die fernab liegt von diesem Eden,  
Ein Fremder sich zu uns gesellt,  
Dann wag ich kaum, mit ihm zu reden.

Solch Menschenantlitz kommt mir vor,  
Wie eine vorwurfsvolle Frage.  
— Und sinnend fahr ich dann empor  
Und denke der Tannhäusersage.

IX.

Mein Lieb erzählt, wenn im Verenden  
Dem Meer ihr Gold die Sonne lieh,  
Oft alte Sagen und Legenden;  
Zu leichten Weisen wandl' ich sie.  
Ihr schenk ich das zum Lied erblühte,  
Berauschend wie ein duftiger Wein.  
Dann wird für meine Liederblüte  
Die Blüte ihres Mundes mein.

Einst brachen wilde Sarazenen  
Verheerend ein in dieses Land,  
Die schönsten Fraun trotz Flehn und Tränen  
Weg schleppten sie vom Heimatstrand.  
Doch holten kecke junge Leute  
Die Räuber und Geraubten ein.  
So raubt ich sie, doch diese Beute,  
Gelobt sie, bleibe ewig mein.

Auf Schiffen, Krieger und Verkäufer,  
So zogen ihre Ahnen aus,  
Die Asche brachten sie vom Täufer,  
Die wunderwirkende, nach Haus.  
Doch blieb es tote Asche eben,  
Wenn auch gefaßt in goldnen Schrein;  
Ihr ward ein wunderwirkend Leben  
Und dieses Leben wurde mein.

Einst tauschte diese milden Auen  
Colombo mit der hohen See  
Und litt und kämpfte im Vertrauen  
Auf eine mächtige Idee;  
Lang irrte er durch die Wasserwüste,  
Nach Ländern suchend, die nicht sein,  
Doch eine Welt an dieser Küste  
Hab ich entdeckt, die einzig mein.

X.

ZUM ANGELUS

Was auch die Brust  
Dir gottbewußt,  
O Mensch! durchbebt,  
Gebet erhebt,  
Verklärt, verschönt,  
Des Tages Schluß . . .  
Die Glocke tönt  
Zum Angelus.



Du, dem die Welt  
Das Herz vergällt,  
Komm du hieher,  
Der hoffnungsleer,  
Verkannt, verhöhnt,  
Voll Überdruß —  
Die Glocke tönt  
Zum Angelus.

Der leichte Wind  
Entschlummert lind,  
Es küßt am Strand  
Sich Meer und Land,  
Die Brandung stöhnt  
Dampfleisen Gruß . . .  
Die Glocke tönt  
Zum Angelus.

Der Liebshauch  
Ist Beten auch,  
Den — wie ins All  
Die Nachtigall —  
Dein Herz versöhnt  
Ausströmen muß —  
Die Glocke tönt  
Zum Angelus.

## XI.

### LUCCIOLE

Schön ist die Nacht, wenn leuchtenden Gewands  
Durch die Limonen und Oliven hin  
In leichtem Tanz

Die Lucciole sich suchen und sich fliehn,  
Aufblitzend in dem dunklen Blätterkranz.  
Ist's Lieb, ist's Lust, was ihnen hat verliehn  
Den lichten Glanz?

Ich weiß es nicht, doch, o wie sehr gefällt  
Die Schar mir, die zum Leben, das hier blüht,  
Die Leuchte hält!  
So hat ja auch im eigenen Gemüt  
Manch dunkle Stelle dieser kleinen Welt,  
Manch blühende, von Lust und Lieb erglüht,  
Mein Lied erhellt.

Löscht auch der Morgen schon das kurze Sein  
Der kleinen Wesen aus, es duftet fort  
Und blüht der Hain;  
Jedoch, wenn einst mein Lied, das lichte Wort  
Erstirbt und auslöscht dieser flüchtige Schein,  
So wird's, daß meiner Seele Lenz verdorrt,  
Ein Zeichen sein.

## XII.

### NACH EINEM LIGURISCHEN VOLKSLIED

Mein Liebster keck ist ein Matros!  
Er kämpft mit Wind und Wasserhos,  
— Das Schiff zieht in die Ferne —  
Von seinem Schiff und meiner Brust  
Band er die Taue los.

Ich zöge gern mit Herz und Hand  
Das flüchtige Schiff zurück zum Strand;  
— Das Schiff zieht in die Ferne —  
Doch meine Sehnsucht treibt es nur,  
Es flieht schon weit vom Land.

Mein Liebster spannt das Segel quer;  
Wie rauscht sein Kiel durchs wilde Meer!  
— Das Schiff zieht in die Ferne —  
Ich weiß nicht, bringt ihn wiederum  
Ein guter Wind mir her.

Was baut ich auch, ein töricht Kind,  
Auf Häuser, die entführt der Wind!  
— Das Schiff zieht in die Ferne —  
Nun wein ich mir die Wangen blaß  
Und meine Augen blind.

Mein Liebster steuert südenwärts  
Die Flut empfindet nicht den Schmerz;  
— Das Schiff zieht in die Ferne —  
Er führt so kräft'gen Ruderschlag  
Und jeder trifft mein Herz.

Schlag er das Meer nur immerhin,  
Das treulos ist und falsch von Sinn!  
— Das Schiff zieht in die Ferne —  
Doch warum schlägt er auch dies Herz,  
Das niemand liebt, als ihn?

XIII.

DAS MÄDCHEN VON RECCO

Dort stand die herrliche Gestalt am Strand;  
Dem Schleier gleich, der Land und Meer umwob,  
So der Bizotto ihren Leib umwand,  
Ein Duftgewand,  
Das kecken Spiels die Tramontana hob.

Hin zog ein Schiff. Ein Jüngling stand am Mast,  
Er jubelte und schaute kaum zurück;  
Es schien, als fühlt' er sich erleichtert fast  
Von einer Last,  
Als träumte er von einem künft'gen Glück.

Sie aber wandte hastig sich, sie kam;  
Welch schlanker, welch harmonisch schöner Leib!  
Auf ihrem Antlitz mischten wundersam  
Sich Zorn und Scham;  
Halb war sie Kind noch, halb ein blühend Weib.

Fern trieb sein Schiff. Vor seinem Auge stand  
Die reiche Welt, ein täuschend Farbenspiel,  
Indes hier eine Perl' aus seiner Hand  
Ihm in den Sand,  
Vielleicht die einz'ge seines Lebens fiel.

Es dunkelte; — die Brandung jauchzte wild.  
Am fremden Strande schritt ich sinnend hin;  
Mein trotz'ger Sinn ward weich gestimmt und mild  
Von diesem Bild;  
Mir war's, als läg ein ganzes Leben drin.

XIV.  
IM STURM

Ein unsichtbares Ungetüm,  
Herblies der Mistral schneidend scharf,  
Der all des Meeres Ungestüm  
An Korsikas Gestade warf.

In dunkeln Wirbeln schnob der Dampf  
Ohnmächtig brausend aus dem Schlot;  
Das eine Rad war außer Kampf,  
Und auf der Seite lag das Boot.

Das war ein namenloser Schreck,  
Ein Fluchen, Klagen und Geschrei!  
Ich aber stand auf dem Verdeck  
Und bot die Brust dem Sturme frei.

Das Leben gibt — fühlt' ich zur Stund —  
Mein zahlungsfähig Ich nicht hin,  
So lang ich für so manches Pfund  
Saumselig noch sein Schuldner bin.

## AUF GRÄBERN

Es ist ein unbarmherziger Gott,  
Der diese Bahn den Armen wies,  
Der auf das Kind des Elends noch  
Den Fluch geworfen des Genies.

### AUF DEN TOD EINES JUNGEN DICHTERS

#### 1.

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,  
O Volk, da wohnt dein Poet!  
Der Sturmwind nur ist sein Gesell,  
Der rauh durch die Mansarde weht.

Ein schlechtes Bett, ein Stuhl, ein Tisch,  
Das ist sein einziges Gerät;  
Ein Fluch auf seine Armut ist  
Sein Morgen- und sein Nachtgebet.

Ein wilder Fluch war sein Gebet; —  
Er hüllte sich in diesen Fluch,  
Der ihn erwärmt mit heißem Haß,  
Ein Mantel — jetzt sein Leichentuch.

#### 2.

Sie kam zu ihm in stiller Nacht,  
In lichter, gottgeweihter Stund;  
Sie schlang um ihn die Arme sacht,  
Und küßt' ihn leise auf den Mund.

Wie eine keusche, hohe Braut  
Mit reinem Feuer liebt' er sie;  
Von seinen trunknen Lippen taut  
Der Perlenquell der Poesie.

Der Zeisig lockt', die Lerche schlug,  
Und um ihn duftete der Lenz;  
— Da schreckt die Not, die Not ihn auf,  
Der ekle Kampf um Existenz.

Und seine Braut soll dienen gehn,  
Die Muse, dieses edle Weib,  
Als Freudendirn auf offnem Markt  
Feil bieten ihren schönen Leib?

Nein, nimmermehr! Ha, wie der Zorn  
Auf seiner Stirne da gelobt!  
Groß war sein Stolz, groß wie sein Geist,  
Doch größer, größer war die Not. —

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,  
O Volk, da wohnte dein Poet;  
Ein Fluch auf seine Armut war  
Sein Morgen- und sein Nachtgebet.

Der Nahrungssorge ekler Wurm  
Schlang würgend sich um sein Genick;  
So litt dein Kind, so starb dein Kind,  
Du Volk der freien Republik!

Und wieder ruht er in der Truh,  
Ein funkelnd reiner Diamant,  
Ein lichter, gottestrunkner Geist,  
Den seine Heimat nie gekannt.

## AUF EINE TOTE

**H**a! dieser Reize reicher Überfluß  
Ist schon so frühe in den Staub gesunken!  
Es hat der kalte Tod mit seinem Kuß  
Schon deiner Seele heißen Wein getrunken!

Noch einmal seh ich diesen Körper an,  
Halb voll Bewundrung, halb voll stummer Rührung,  
Den die Natur verschwendrisch angetan  
Mit jeder Schönheit weiblicher Verführung.

Ihr, die ihr nie in der Natur noch last,  
Seht diese Blüte, früh geknickt vom Baume,  
An der dies Leben wild vorbei gerast,  
Gleich einem kurzen, heißen Fiebertraume.

Sie treten zischelnd an den Totenschrein  
Und werfen, voll von stummem Eigenruhme,  
Herzlos auf die Gefallne Stein um Stein  
Und höhnen diese früh geknickte Blume.

Sie wissen nicht, was eine Kreatur,  
Der für des Lebens Brandung nur als Steuer  
Die Leidenschaft verliehn von der Natur  
Und deren Seele ein verzehrend Feuer,

Ein maßlos Lieben, das kein Namen nennt,  
Das im Momente eines Flammenkusses  
Die Welt umarmt und zu verzehren brennt  
Die ganze Summe irdischen Genusses.



Sie wissen's nicht; sie leben christlich-kühl,  
Fromm spekulierend auf jenseitige Löhnung,  
Nach temperiertem Schicklichkeitsgefühl  
Und nach dem Stundenplane der Gewöhnung.

Sie wissen's nicht, die jede Woche gleich  
Zweimal geliebt nach ihren Ehepflichten,  
Und die am Sonntag nach dem Himmelreich  
Den Blick mit obligater Rührung richten.

Sie wissen's nicht; sie kennen nicht die Qual  
Der Leidenschaft und ihre wilden Gluten,  
Die diesen leicht zerbrechlichen Pokal  
Des Menschenleibes schäumend überfluten.

Ich aber starr auf diesen Tempel hin,  
Der, früh entweiht, verfallen der Vernichtung;  
Und um den Leib der schönen Sünderin  
Werf' ich den Purpurmantel meiner Dichtung.

### AM GRABE EINES KINDES

Dem Armen, der in Not und Jammer,  
Dem Reichen in der goldnen Kammer,  
Uns allen naht der Tod und schwingt  
Den Hammer,  
Und was im Herzen klagt und singt,  
Verklingt.

Was Großes auch der Mensch empfinde,  
Was er erstrebt, was er erfinde:

Sein Tun und Denken sind nur Rauch  
Im Winde; —  
Der höchste Ruhm, was ist er auch?  
Ein Hauch!

Will ich damit den Schmerz vergleichen,  
Die Not, der Hoffnung junge Leichen,  
Fühl ich den Mut zum Leben fast  
Entweichen:  
Dann wünsch ich oft von so viel Last  
Mir Rast.

Wohl denen, die zu Grabe wallen  
Beim Sang der Jugendnachtigallen,  
Die, eh aufs blonde Haupt der Schnee  
Gefallen,  
Des Lebens Ziel erreicht, noch eh  
Sein Weh.

## AVE MARIA

Mit ihren Wonneschauern naht sie sacht,  
Auf leichten Sohlen schleicht sie mild einher,  
Die sanfte Zauberkönigin, die Nacht,  
Und ihres Sternenmantels stille Pracht  
Ausspannt sie langsam übers Mittelmeer. —  
Vom Kirchlein, einsam auf dem Fels am Strand,  
Weht leises Läuten über Meer und Land;  
Sonst alles still; — nur durch das Schilf spielt lind  
Der Abendwind.

Ave Maria!

Nun lehnt der braune Schiffer stumm am Mast,  
Und sinnend starrt er in die offne See;  
Er denkt der Seinen bei der Abendrast,  
Und ihn, des Meeres stäten, rauhen Gast,  
Erfaßt ein banges, ungewohntes Weh.  
Ob er sie wiedersehen wird, ob nicht,  
Die ferne Heimat, ach! er weiß es nicht;  
Er betet leis — und Tränen rieseln lind —  
Für Weib und Kind:

Ave Maria!

Der finstere Bandit im Apennin  
Läßt ruhn die Beute, die er heut geraubt;  
Das Abendläuten, fremd ergreift es ihn;  
Er schlägt das Kreuz, liegt reuig auf den Knien,  
Geneigt sein trotziges, verfemtes Haupt.  
Des Tages Sorgen warf er über Bord;  
Die Hände, die noch blutig sind von Mord,  
Er streckt sie himmelwärts; — durch seine Seele geht  
Ein stumm Gebet:

Ave Maria!

Ich aber steure lässig meinen Kahn;  
Des Weltengeistes Odem lausch ich stumm,  
Und meine Seele taucht, ein weißer Schwan,  
Sich in der Sehnsucht stillen Ozean;  
Die Liebe sei mein Evangelium; —  
Im Norden fern im engen Kämmerlein  
Weint jetzt ein blondes Kind und denket mein;  
Die jedes Glück, die mir den Frieden lieh  
Und Poesie,  
Sei begrüßt, Marie!

### DEN MORALISTEN

Seht, schon kam der Frühling wieder —  
S Knosp und Blüten, seid mir sittlich,  
Hört nicht auf verbuhlte Lieder,  
Laßt mir unenthüllt die Glieder!  
Doch sie öffnen ihre Mieder,  
Ihre knappen, unerbittlich.

Jene Falter, jene losen —  
Welch Ereignis, welch Ereignis!  
Wie sie schwärmen, wie sie kosen  
Um verrufene junge Rosen,  
Jene kleinen Heimatlosen  
Ohne Paß und Sittenzeugnis!

Mag's euch immerhin mißfallen,  
Frömmler, Narren und Philister!  
Doch zensurfrei laß ich schallen  
Meines Herzens Nachtigallen;  
Denn ich weiß ja, trotz euch allen  
Sind Natur und Kunst Geschwister.

Kuppelt immerhin zu Pärchen  
Eure zahmen, dürftigen Jamben,  
In Legenden sucht und Märchen  
Eure Sittlichkeit zu pferchen;  
In die Lüfte, wie die Lerchen,  
Schleudr' ich meine Dithyramben.

## DES KINDES ABENDGEBET

Der Tag ist um,  
Und wiederum  
Hat deine Macht  
Dein Kind bewacht.  
Und fort und fort  
Bet ich zu dir:  
O Herr, mein Hort!  
Sei du mit mir.

In deiner Hut,  
Wie bin ich gut!  
Kein Vögelein  
Ist dir zu klein,  
Mein Kindeswort  
Dringt auch zu dir:  
O Herr, mein Hort!  
Sei du mit mir.

Dich fleh ich an,  
Zeig mir die Bahn;  
Laß fromm und rein  
Mein Leben sein.

An jedem Ort  
Steh ich vor dir:  
O Herr, mein Hort!  
Sei du mit mir.

## ENTSAGUNG

Fast ward mit jedem Tag, den ich erlebte,  
Ein Wunsch, ein Hoffen von mir abgetrennt;  
Die Seele, welcher Wohllaut einst entschwebte,  
Ist worden ein mißstimmtes Instrument.  
Doch wie der Gram, mein täglicher Begleiter,  
Mir auch die Stirn gefurcht mit seinem Pflug,  
Ich schau zurück, ein Mann, und lächle heiter;  
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

Zwar ist es nicht das Land der Hottentotten,  
Wo einst die Wiege meiner Jugend stand,  
Doch teilnahmloser fast als jene Rotten  
Empfing mich mein gefeiert Vaterland.  
Und dennoch hemm ich nicht dies heiße Lodern  
Der Brust, die immer für die Heimat schlug;  
Gib ihr, doch lerne, nichts von ihr zu fodern;  
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

O Ruhm! wie lange hab ich ohn' Ermatten  
All meine Sinne nur auf dich gewandt;  
Das volle Leben tauscht ich an den Schatten,  
Den ich als wesenlos zu spät erkannt.  
Wen einmal nur die Macht des Flügelschlages  
Des Lieds beseligend nach oben trug,  
Der kann verschmähn die Kränze eines Tages;  
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

Die Liebe, die mich frühe angezogen  
Mit allem Zauber, diese Schmeichlerin,  
Sie hat mich um mein bestes Selbst betrogen,  
Und meine schönste Jugend nahm sie hin;  
Doch Kenntnis auch vom innersten Gemüte  
Verlieh mir dieser liebliche Betrug;  
Mir blieb die Frucht; fahr hin, du welke Blüte!  
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

Wo ist das Glück? Mir ward es nie beschieden,  
Auch hab ich nie gebuhlt um seinen Kuß,  
Und nie gekannt die Weisheit, die zufrieden  
Mit träger Ruh und flüchtigem Genuß.  
Sie klebt am Stoff, mir aber wurden Schwingen,  
Ihr ward die Lust am Dasein, mir ein Zug  
Des Geistes, der einst Odem gab den Dingen —  
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

So sei mir denn, o Einsamkeit! willkommen,  
Mach mich tatkräftig, willensstark, gesund;  
Der Trieb zum Höchsten blieb mir unbenommen;  
Frisch auf, mein Herz! und wuchern laß dein Pfund!  
Wirf weit von dir das klagende Erinnern  
An eine Welt, die dir nur Wunden schlug!  
Trägst du nicht eine eigne Welt im Innern?  
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.





LIEDER  
DER SPÄTEN ZEIT  
(1869—1876)



# DER LIEDER VON DER RIVIERA

## ZWEITER KREIS

### I.

**E**s flüstert in den Zypressen  
Am verfallenen Gartentor;  
Nie kann, wer dich einmal besessen,  
Vergessen,  
Was er an dir verlor.

Es weht um die Lauben, die düstern,  
Wie verhaltene Sehnsucht nach dir,  
Ich höre ein Grüßen und Flüstern,  
So lüstern,  
Als wohntest du noch hier.

### II.

**E**s ist nicht vieles verwandelt,  
Die Dinge gehn ihren Lauf;  
Es sprossen, wo du gewandelt,  
Noch immer Rosen auf.

Ihr blühenden, wilden Rosen,  
Eure Blätter unter Liebkosen  
Meerüber entführt der Wind,  
So wie uns unter Verlangen  
Und süßem Gewähren vergangen  
Die glücklichsten Tage sind.

III.

Der Atem will mir stocken,  
Mein Kind, mir ist so bang . . .  
Hörst du das Kichern und Locken  
Wie fernen Sirenengesang?

„Ich hör nur den Ölwald rauschen,  
Und fernhin tost das Meer.“ —  
Deine glühenden Küsse berauschen  
Die Sinne mir allzusehr.

IV.

Die Frühlingsstürme pflügen  
Und furchen durchs Meer sich Pfad;  
In großen Atemzügen  
Brandet die Flut ans Gestad.

Die Planken sind ausgehoben,  
Die Pfähle sind weggerafft;  
Wie schön ist das Meer im Toben  
Entfesselter Leidenschaft!

So pocht an meinem Herzen  
Dein Busen wellenbewegt . . .  
Es muß ein starkes Herz sein,  
Das so viel Glück erträgt.

V.

Leb wohl, zerfallne Vigne,  
Einst rosen- und weinumlaubt!  
Was schüttelst du, greise Pinie,  
Zum Abschied so trüb das Haupt?

Ein Schwarm von wilden Bienen  
Zieht summend aus und ein,  
Und selbst aus den Ruinen  
Erbliht ein neues Sein.

Und ob du auch entschwunden,  
Du märchenhafte Zeit —  
Ich habe mich wieder gefunden,  
Seit ich mich von ihr befreit.

Von Mut und kühnem Hoffen  
Ist jeder Puls geschwellt . . .  
Wo Herz und Auge offen,  
Ist offen auch die Welt.

Doch du, die ich einst besessen,  
Fahr hin, ich ward ein Mann  
Und lernt ein Weib vergessen,  
Das mich verraten kann.

VI.

AM MEERE

Der Hauch, der die schäumende  
Meerflut erregt,  
O wie er das träumende  
Herz mir bewegt!

Es wälzen sich Hügel  
Von Wogen daher;  
O wüchsen mir Flügel,  
Ich flög' über Meer!

Einst hört ich durch tosendes  
Branden der Flut  
Zuerst dein liebkosendes:  
„Bist du mir gut?“  
Und denk ich der Zeiten,  
So fühl ich gerührt  
Die heimlichsten Saiten  
Der Seele berührt.

Schon glühn, überm dunkelnden  
Ufer entfacht,  
Hoch oben die funkelnden  
Leuchten der Nacht;  
Dort strahlt im Gewimmel  
Der glänzendste Stern . . .  
Doch du und der Himmel,  
Wie seid ihr so fern!

# TRINKLIEDER

## I.

### LENZLIED

Dem Pulte, den Bücherschränken  
Enteil geschwind!  
Laß alles Grübeln und Denken,  
Als das, wo unter den Schenken  
Die besten sind!

Die Frühlingswinde, sie kosen  
Und wehn gelind . . .  
Uns mahnen die Falter, die losen,  
Daß uns Mädchenherzen und Rosen  
Erschlossen sind!

Und triffst du in Blütenlauben  
Ein reizend Kind,  
Und läßt es sich Küsse rauben,  
Beweis ihm, daß, die da glauben,  
Noch selig sind.

Doch hörst du den Bogen klingen  
Des Gotts, der blind,  
Entfalte zum Fluge die Schwingen,  
Die Dichtern und Schmetterlingen  
Verliehen sind!

II.

**G**reift zum Becher und laßt das Schelten!  
Die Welt ist blind.  
Sie frägt, was die Menschen gelten,  
Nicht, was sie sind!

Uns aber laßt zechen und krönen  
Mit Laubgewind  
Die Stirnen derer, die noch dem Schönen  
Ergeben sind!

Und bei den Posaunenstößen,  
Die eitel Wind,  
Laßt uns lachen über Größen,  
Die keine sind!

III.

IN DER SCHENKE

**N**icht auf den Schülerbänken,  
Hier hören wir Kolleg,  
Es führt allein durch Schenken  
Zur Wissenschaft der Weg.  
Vom Professorenstuhle  
Ist alle Weisheit blaß . . .  
Hier ist die hohe Schule . . .  
In vino veritas!

„Geh hin“, sprach mein Herr Vater,  
„Werd ein gelehrtes Haus,  
Und sauf der alma mater  
Die Milch der Weisheit aus!“



Doch find ich höh're Klarheit  
In diesem goldnen Naß . . .  
Kommt, die ihr forscht nach Wahrheit! . . .  
    In vino veritas!

Das hergebrachte Wissen  
Schlagt, Freunde, aus dem Sinn!  
Verbessert die Prämissen:  
Ich trinke — Schluß: ich bin!  
Entlauft den Fuchtelruten,  
Schwört allem Schlechten Haß  
Und haltet euch am Guten! . . .  
    In vino veritas!

Hier quillt, euch auszurüsten  
Mit echtem Mannesstolz,  
Des Geistes Milch aus Brüsten  
Von deutschem Eichenholz.  
Und leeren sich die Krüge,  
Legt euch ans Mutterfaß!  
Trinkt, bis vertilgt die Lüge — — —  
    In vino veritas!

## VI.

### IM KLOSTERKELLER

#### 1.

**H**ier scheidet die Klosterpforte  
Dich ab vom Weltgewühl;  
An diesem gottseligen Orte  
Wie ist es schattig und kühl!

In diesen wölbigen Hallen  
Wie ist es kühl und frisch!  
Ich sitze mit Wohlgefallen  
Am gastlichen Klostertisch.

Die Fratres erwidern in feister  
Zufriedenheit meinen Gruß;  
Mit dem Klosterkellermeister  
Steh ich auf vertrautestem Fuß.

Er ähnelt ein wenig Sankt Peter;  
Und tritt er durchs Kellertor,  
Süßduftend steigt wie Äther  
Die Blume des Weins empor.

2.

Jüngst weilten wir lange zu zweien  
Im dunkeln Kellergelaß;  
Da standen in langen Reihen  
Ehrwürdig Faß an Faß.

Und als ich, kostend wie Kenner,  
Manch prüfenden Trunk getan,  
Da starrten die Dunkelmänner  
Verdächtig und drohend mich an.

Die alten und die jungen,  
Sie schienen tief empört  
Und sprachen in fremden Zungen,  
Wie ich sie noch nie gehört.

Da ward geschrien und gestammelt  
Von Trichtern, Bütten, Gefäß,  
Beinah, als wäre versammelt  
Ein Philologenkongreß.

Doch Stille dem Streit, der begonnen,  
Gebot ein gigantisches Faß;  
Es lauschten Oxhoft und Tonnen  
Seinem tiefen, dröhnenden Baß.

Da sprach es und rief mich bei Namen —  
Mir standen die Haare zu Berg —:  
„Du, von dem ungläubigen Samen,  
Hör mich, du vernünftelnder Zwerg!

Ihr lästert und schreit nach Reformen  
Und rüttelt am Glauben dreist  
Und sprecht von den toten Formen  
Und dem allesbelebenden Geist.

Und erscheint euch einmal der Urgeist  
In unverfälschter Gestalt,  
Der reine, echte Naturgeist,  
Verliert ihr allen Halt!“ — —

Und weiter in diesem Stile  
Ging's fort in geläufigem Fluß . . .  
So stand einst, vor dem Konzile  
Der hilflose Ketzler Huß.

Des Wortes beredteste Meister  
Umstürmten mich da zu Hauf . . .  
Mir war, als stünden die Geister  
Der alten Propheten auf.

Ich zog voll Ehrfurcht die Mütze  
Und schlotterte mit dem Knie  
Und sprach: „Ich bedarf einer Stütze . . .  
Wo aber find ich sie?

Die Kirchenväter schnarchen,  
Es schimmelt der Pentateuch . . .  
Ihr gewaltigen Patriarchen,  
Ich halte mich an euch!”

V.

Freiheit, unter deinem Flügel  
Soll das deutsche Volk gedeihn!  
Halte du die Wacht am Rhein,  
Schütze seine Rebenhügel!

Preise jeder die Erkerne! . . .  
Lieblich, rosenduftumhaucht  
Aus dem vollen Kelche taucht  
Kypria, die Schaumgeborne.

Dieses volle Glas zu stürzen,  
Stoßet an mit hellem Klang!  
Freiheit, Liebe und Gesang  
Sollen uns das Leben würzen.

VI.

TRIOLETTE

1.

Jetzt, da der Lenz ins Land gekommen,  
Besingt die Liebe und den Wein!  
Die Glut der Rosen ist entglommen  
Jetzt, da der Lenz ins Land gekommen;

Und finden wir — genau genommen —  
Die beiden auch nur selten rein . . .  
Jetzt, da der Lenz ins Land gekommen,  
Besingt die Liebe und den Wein!

Trinkt, Freunde, küßt und schenket ein!  
Die holde Täuschung sei willkommen!  
Ein Rätsel ist des Menschen Sein;  
Drum, Freunde, küßt und schenket ein!  
Das Glück ist Wahn, die Tugend Schein,  
Und nur die Freude ist vollkommen . . .  
Drum, Freunde, küßt und schenket ein!  
Die holde Täuschung sei willkommen!

2.

**D**en vollen Becher in den Händen  
Und in den Armen schöne Fraun,  
Vom Ernst der Zeit sich wegzuwenden,  
Den vollen Becher in den Händen,  
Schönheitberauscht an Weingeländen  
Liebkosen, zechen, Hütten baun . . .  
Den vollen Becher in den Händen  
Und in den Armen schöne Fraun:

Das ist, wofern ich's recht bedenke,  
Was einem Weisen wohl behagt.  
Ein unverdorbenes Getränke,  
Das ist, wofern ich's recht bedenke,  
Das Höchste . . . Tempel sei die Schenke;  
Drin zecht und küsset unverzagt! . . .  
Das ist, wofern ich's recht bedenke,  
Was einem Weisen wohl behagt.

3.

Wer nicht solch Leben sich erkor  
Soll fürder nicht zu uns gehören;  
Denn wahrlich den Verstand verlor,  
Wer nicht solch Leben sich erkor.  
Und ist er selber nicht ein Tor,  
So sucht er andre zu betören —  
Wer nicht solch Leben sich erkor,  
Soll fürder nicht zu uns gehören.

VII.

Lang sucht ich den Pfad zum höchsten Ziel  
Und konnt ihn nicht erkunden;  
Der Wahn zerfloß, der Schleier fiel . . .  
Ich hab das Asyl  
Einer trefflichen Schenke gefunden.

Die Meister der Schule, sie kleben am Wort,  
Der Geist ist ihnen entschwunden,  
Die Form ist noch da, der Gedanke ist fort . . .  
Ich habe den Hort  
Der wahren Erkenntnis gefunden.

Spricht der Rebe heiliger Geist dich an,  
Laß fröhlich ihn dir munden!  
Umarm sie, wenn schöne Frauen dir nahn:  
Und der Alkoran  
Ist mit der Bibel verbunden!

VIII.  
IM SÜDEN

Nun bringt mir Wein im Griechenkrug,  
Im irdnen Krüge, schöngehenkelt,  
Geschmückt mit dem Trojanerzug:  
Quadriga, Rosse schlankgeschenkelt,  
Ein heidnisch Bild, von keinem Zug  
Des Christentumes angekränkelt!

Kein Pramnier ist's, wie ihn einst rein  
Vor Troja schlürfte der Neleier;  
Kein lesbischer, kein Chierwein,  
Wie ihn auf Ithaka die Freier  
Gestürzt im lärmenden Verein  
Beim Klang der Phorminx und der Leier.

Doch ist's ein Wein, den längs der Flut  
Trinakrias die Kolonisten  
Der Griechen pflanzten, den die Glut  
Des Südens an den sonnigen Küsten  
Gereift, ein feurig, heidnisch Blut,  
Noch ungetauft von frommen Christen.

Und nun die Ilias Homers!  
Und laßt mich euern Jammer meiden!  
Wie perlt der Wein, wie wogt der Vers!  
Wie froh genießt man mit den beiden  
Den Wert des geistigen Verkehrs  
Mit diesen ungetauften Heiden!

IX.  
EVOË

Dieser Geist des neuen Weines  
Löst die Zunge wunderbar;  
Nüchtern ist die Zeit, doch eines,  
Evoë . . . ist allen klar:  
Das die Blume dieses Weines  
Zeugte, war ein gutes Jahr:  
Evoë! ein gutes Jahr!

Evoë dem Gott, der Reben  
Uns zur Freude ließ gedeihn!  
Strahlend in das trunkne Theben  
Zog der Thyrsusschwinger ein.  
Laßt die alten Götter leben,  
Evoë! beim jungen Wein,  
Evoë! beim jungen Wein!

Evoë! ein Schwarm Mänaden,  
Um das Haupt den Efeukranz,  
Folgte jauchzend seinen Pfaden  
Unter Beckenschall und Tanz.  
Naht auch diesen Stromgestaden,  
Heitre Götter Griechenlands,  
Evoë! mit Spiel und Tanz!

Fern dem Hader um den Glauben,  
Drum die Menge heut sich rauft,  
Hier, wo Frohsinn unter Lauben  
Sich mit Küssen Ablaß kauft,  
Strömt der heilige Geist der Trauben  
Evoë! uns ungetauft,  
Evoë! uns ungetauft.



Freu' sich jeder der Geladnen,  
Den ein schöner Arm umflicht!  
Als der Gott der grambeladnen  
Welt erheitert' das Gesicht,  
Lehnt' auch er an Ariadnen  
Sein ambrosisch Gleichgewicht,  
Evoë! und wankte nicht.

Evoë!

Evoë! . . . Von allen Losen  
Wählt das schönste auf der Welt,  
Wer im Arm ein Weib zum Kosen,  
In der Faust den Becher hält;  
Daß er, wandelnd über Rosen —  
Wenn er sinkt — auf Rosen fällt,  
Evoë . . . auf Rosen fällt.

Komm, Lyäus, Sorgenbrecher,  
Über die Höhen, über die See,  
Eh das Alter noch dem Zecher  
Auf den Scheitel streut den Schnee!  
Kränzt das Haupt und füllt die Becher! . . .  
Evoë! Evan! Evoë!

Evoë!

X.

TRINKLIED  
EINES FAHRENDEN LANDSKNECHTS

Das Land in hellen Haufen  
Durchziehn wir wohlgemut  
Mit Balgen und mit Raufen;

Nach beidem schmeckt das Saufen,  
Saufen, Saufen  
Uns noch einmal so gut.  
Den Gang zur Kirche lenke  
Der Heuchler und der Tor:  
Es zieht den Weg zur Schenke  
Ein frommer Landsknecht vor . . .  
Schließt auf, Herr Wirt, die Küche  
Und auch das Kellertor!

Viel lieber sind dem Zecher  
Als Kelch und als Monstranz  
Das Huhn am Spieß, der Becher . . .  
Drei Würfel sind dem Zecher,  
Zecher, Zecher  
Der wahre Rosenkranz.  
Kein Pfaffe macht indessen  
Uns mit der Hölle schwer;  
Wir lesen selber Messen  
Und halten Christenlehr . . .  
Herr Wirt, noch eine Kanne,  
Noch eine Kanne her!

Sprach Christus nicht zum Reichen:  
„Verkaufe, was du hast,  
Das sei des Heils ein Zeichen!“  
Ich denke just desgleichen,  
Gleichen, gleichen:  
„Versaube, was du hast!“  
Es kommt des Reichen Seele  
Ins Himmelreich so schwer,

Als wie ein Trupp Kamele  
Durch einer Nadel Ohr . . .  
Herr Wirt, noch eine Kanne,  
Noch eine Kanne her!

Im Glaubensstreit befehlen  
Sich jetzt um Alt und Neu  
Der Kaiser und die Schweden,  
Indes ich selbst mich jeden,  
Jeden, jeden,  
Mich jeden Jahrgangs freu;  
Wenn andre, treu dem Alten,  
In grimmem Lutherhaß  
Zur Mutterkirche halten,  
Halt ich am Mutterfaß . . .  
Herr Wirt, noch eine Kanne  
Von diesem edlen Naß!

Beneidenswerten Loses  
Im wohnlichen Gebiet  
Des kühlen Wellenschoßes  
Blieb Pharao, als Moses,  
Moses, Moses,  
Aufs Trockene geriet.  
Wär' jenes Los doch meines,  
Und wär' das rote Meer  
Ein Meer voll roten Weines!  
Ich söff' es tapfer leer.  
Herr Wirt, noch eine Kanne,  
Noch eine Kanne her!

Den Glauben muß man schätzen,  
Mit dem ein jedes Kind  
Selbst Berge kann versetzen . . .

Das Wunder muß man schätzen,  
Schätzen, schätzen,  
Wenn es Weinberge sind.  
O frommer Wunderglaube,  
Laß wachsen mir zur Stund  
Die Kananitertraube  
Wohl in den durstigen Mund! . . .  
Wein her, Herr Wirt, die Kanne  
Ist leer bis auf den Grund!

## DIE ZERFALLENE VIGNE

### 1.

Du grüne, blühende Wildnis  
Voll Nachtigallenruf,  
Die einst ein Frauenbildnis  
Zum Eden Gottes schuf,

Du altes Landhaus, in Reben  
Und Feigenbäumen versteckt . . .  
Als damals zu neuem Leben  
Das schönste Weib dich erweckt,

Wie plätscherten da die Bronnen,  
Wie goß auf dieses Haus  
Eine Fülle verschwiegener Wonnen  
Liebe und Jugend aus!

Ihr, zum Asyl der Tauben  
Kytherens auserwählt,  
Ihr schattigen, heimlichen Lauben,  
Wie seid ihr nun entseelt!

Umsonst ist all mein Lauschen  
Nach Herrin und Gesind . . .  
Verschlafene Wipfel rauschen  
Leise im Morgenwind.

Umsonst ist all mein Rufen . . .  
Das Echo höhnt mich rings . . .  
Auf den zerbröckelnden Stufen  
Schläft eine verwitterte Sphinx.

2.

Als ob es heute wäre,  
So denk ich noch daran . . .  
Über dem purpurnen Meere  
Schaukelte mein Kahn.

Ich kämpfte mit Wind und Welle  
Und spähte nach dem Strand,  
Bis ich die umbuschte Kapelle  
Und das einsame Kloster fand.

Verstohlen anzulegen,  
Sucht ich die stille Bucht;  
Mein Herz schlug dir entgegen  
Voll Lieb und Eifersucht.

Die Nacht war weich und lüstern,  
Und vom Limonenhang  
Scholl süßes Mädchenflüstern  
Und rauschender Gesang.

Ich hörte die eigenen Lieder . . .  
Verlockend im Dämmerchein  
Glänzten die weißen Glieder  
Der Götterbilder im Hain.

Und als nach kecker Landung  
Ich heimlich dann erschien . . .  
In griechischer Gewandung,  
Wie einst die Lesbierin,

Die Priesterin der Musen,  
Sangst du: „Die Nacht bricht ein,  
Vor Sehnsucht wogt mein Busen,  
Doch weh! ich bin allein!“

Die Laute war dir entfallen,  
Als du mich gesehen kaum . . .  
Es schlugen die Nachtigallen,  
Sie schlugen wie im Traum.

3.

Wo blühender Gärten Teppich  
Umsäumte des Rasens Samt,  
Da üben jetzt Schlingkraut und Eppich  
Ihr Totengräberamt.

Ihr Marmorleiber, ihr schlanken,  
Nun liegt ihr im Gras und Gesträuch;  
Es klammern die Brombeerranken  
Die Arme verlangend um euch!

Hier Trümmer von Götterbildern,  
Dort sinkendes Gebälk,  
Die Lorbeergruppen verwildern,  
Die Rosenhaine sind welk.

An Säulen und Marmorknäufen  
Rings der Verwüstung Spur;  
Wohin du siehst, es häufen  
Sich Schutt und Trümmer nur.

Der Satyr, der einst mit Grinsen  
Die sträubende Nymphe liebkost,  
Hier liegt er, umwuchert von Binsen,  
Verstümmelt und übermoost.

Der Knabe mit dem Drachen,  
Dem einst ein Silberquell  
Entsprudelt aus dem Rachen,  
Er stürzte vom Felsgestell.

Aus Muschelkiefern gähnen  
Die Grotten; versiegt im Gestein,  
Versandet sind die Fontänen,  
Der Triton nickte ein.

Nur eine Quelle mit Zaudern  
Rieselt noch durchs Gebüsch . . .  
Die Wellen plätschern und plaudern,  
Sie plaudern so träumerisch.

Die eine erzählt der andern  
Von einem entschwundenen Glück;  
Die Wellen wandern und wandern,  
Und keine kehrt zurück.

### BLÄTTERFALL

L eise, windverwehte Lieder,  
Mögt ihr fallen in den Sand!  
Blätter seid ihr eines Baumes,  
Welcher nie in Blüten stand.



Welke, windverwehte Blätter,  
Boten naher Winterruh,  
Fallet sacht! Ihr deckt die Gräber  
Mancher toten Hoffnung zu.

## DU, SCHÖN WIE DIE GÖTTIN

**D**u, schön wie die Göttin,  
Vom Meere geboren,  
An die ich auf ewig  
Den Frieden verloren,  
Den Frieden des Herzens,  
Die köstlichsten Stunden  
Verloren und beide  
Nicht wieder gefunden, —  
Ich selber verloren,  
Verdammt, dich zu suchen,  
Muß ewig dich lieben  
Und möchte dir fluchen.

## NOCH LIEGST DU IM SINN MIR

**N**och liegst du im Sinn mir,  
Noch hab ich dich gerne,  
Du Süße, du Holde,  
Du Eine, du Ferne.  
Noch hab ich dich gerne,  
Du Holde, du Eine,  
Um die ich die Stunden  
Des Schlafes verweine,

Verweine die Nächte,  
Verträume die Tage,  
Um die ich das Elend  
Des Lebens ertrage.

Den Tod im Gemüte  
Ertrag ich das Leben . . .  
Du hast mich vergiftet,  
Ich hab dir vergeben.

### UNTER DES DORFES LINDEN

**U**nter des Dorfes Linden  
Reiht sich zum Tanze die Schar;  
Jubelnd im Suchen und Finden  
Rings um den Spielmann, den blinden,  
Drehen sich Paar um Paar.

Aber am buschigen Raine,  
Ferne dem festlichen Schall,  
Wandeln wir träumend alleine . . .  
Drüben im Buchenhaine  
Flötet die Nachtigall.

### UNTER DEN ABENDGLOCKEN

**D**er Westwind streichelt die Locken  
Schauernder Bäume; wie Schnee  
Fallen die Blütenflocken . . .  
Klänge der Abendglocken  
Zittern über den See.

Oben im Wolkenlosen  
Wandelt der Mond den Lauf  
Einsam . . . Doch unter Kosen  
Gehen hier unten Rosen,  
Rosen und Lieder auf.

### HOLDE, BRAUNE AUGENSTERNE . . .

**H**olde, braune Augensterne  
Mit dem Zauber unergründet,  
O, ich früg' euch gar zu gerne,  
Was der Mund mir nie verkündet!

Wenn ihr blicket in die meinen  
Wie die Augen sanfter Tauben,  
Sagt, wie könnt ihr ruhig scheinen  
Und doch mir die Ruhe rauben?

### AUF EINE ITALIENERIN

**N**ach dem Takte fremder Lieder  
Schwebst du lieblich hin im Tanz;  
Dieses Ebenmaß der Glieder  
Fesselt meine Sinne ganz;

Diese Locken, diese dunkeln,  
Dieser Glieder stramme Kraft,  
Und im Auge dieses Funkeln  
Einer trunknen Leidenschaft.

Aber Maß und Anmut zügeln  
Die Begier, sie schweigt besiegt,  
Wenn dein Wesen sich auf Flügeln  
Seines eignen Wohllauts wiegt.

## MEIN KIND, DAS IST DER GRUND DES ÜBELS

**M**ein Kind, das ist der Grund des Übels:  
Ich kann bei dir nicht stündlich sein;  
Sonst kämst du nicht auf den Gedanken,  
Das Küssen könne sündlich sein.

Das Gegenteil will ich beweisen;  
Doch soll die Wirkung gründlich sein,  
So muß vor allem das Verfahren  
Wiewohl geheim, doch mündlich sein.

## TANZLIED

**D**es Goldbauern Hiesel,  
Dem ging es recht schlecht;  
Er liebte die Liesel,  
Die Liesel den Knecht.

Des Goldbauern Hiesel  
Hatt' Taler, die echt;  
Er gab sie der Liesel,  
Sie gab sie dem Knecht.

Des Goldbauern Hiesel  
Sagt', daß er sie möcht';  
Da lachte die Liesel  
Und küßte den Knecht.

Des Goldbauern Hiesel  
Hat alles verzecht;  
Da ließ ihn die Liesel  
Und ging zu dem Knecht.

Des Goldbauern Hiesel  
Ward dennoch gerächt;  
So wie ihn die Liesel,  
Verriet sie der Knecht.

### MÄDCHENLIED

Im Schmuck des Lenzes stehn die Aun,  
Es trieft die Welt von Maienlust,  
Und Sträuße winden holde Fraun  
Und Mädchen sich aus Blatt und Blust.

Und auch in meiner Brust erstehn  
Viel tausend Blumen mannigfach;  
Sie blühen, duften und vergehn  
Und keine Seele frägt danach.

### LAIS

Liebliches Mädchen, das gleich der Libelle  
Immer von Blume zu Blume sich wiegt,  
Das, wie vom Busen der Welle die Welle,  
Treulos sich trennt und an andre sich schmiegt,

Liebliches Mädchen, das jenen mit Blicken,  
Diesen mit Seufzern, von ihm nur gehört,  
Jenen mit Lächeln und diesen mit Nicken  
Oder dem Drucke des Händchens betört:

Wie im Triumphe an Ketten von Rosen  
Ziehst du dir nach den vergötternden Schwarm,  
Fesselst mit Küssen und lockest mit Kosen,  
Diesem am Herzen und jenem im Arm.

Spielend mit Banden, im Taumel gebunden,  
Sorglos gelöst und mit Leichtsinn geknüpft,  
Mögest du nimmer erleben die Stunden,  
Da dir das Szepter der Schönheit entschlüpft.

Möge die Parze dir nahn mit der Schere,  
Eh du entnüchtert in bitterem Tausch  
Büßest mit endlosen Qualen der Leere  
Dieser Minuten vergänglichen Rausch.

## MIGNON

**B**untbeblümte Wiesen dehnen  
Fernhin sich, die Luft weht lind;  
Auf umsonnten Wolkenkähnen  
Kam der Lenz ins Land geschwind . . .  
Buntbeblümte Wiesen dehnen  
Fernhin sich, die Luft weht lind.

Laß mein Haupt an deines lehen,  
Rühr die Harfe, holdes Kind!

Lieulich wie Gesang von Schwänen  
Klagt ihr Ton im Abendwind . . .  
Laß mein Haupt an deines lehnen,  
Rühr die Harfe, holdes Kind!

Zages Hoffen, süßes Wähnen  
Schwellt die Seele mir gelind;  
Banges, langverhaltnes Sehnen  
Löst sich; Quellen rieseln lind . . .  
Ach, ich weiß nicht, ob es Tränen,  
Oder ob es Lieder sind.

### LEBEWOHL

**N**och einmal laß, du holde Fei,  
In meinem Arm dich wiegen!  
Das war ein wundersamer Mai,  
So süß und so verschwiegen.

Ich kann es nicht; doch könnt' ich's auch,  
Ich möchte dich nicht halten,  
Da sich im ersten Frühlingshauch  
Die Schwingen dir entfalten.

Leb wohl! Leb wohl! Die tiefste Kluft  
Liegt zwischen unsern Pfaden;  
Es ist dein Los, in Glanz und Duft  
Des Glückes dich zu baden.

Leb wohl! Leb wohl! Das Band zerriß,  
Gewoben aus eitel Wonne . . .  
Mein Leben liegt in Finsternis,  
Du bist ein Kind der Sonne.

## IN DEN ALPEN

Ich bin allein. Die Alpen gähnen  
Ich Mich an aus trübem Nebelgrau . . .  
Könnt' ich mein Haupt noch einmal lehnen  
An deinen Busen, schöne Frau!

Es braust der Wind, es rauscht die Welle;  
Ich aber hab nicht Rast noch Ruh.  
Es sprudelt meines Lebens Quelle  
Dem Meere deiner Liebe zu.

## TROST IM LEIDE

Nun laß das Lamentieren  
Und halte Maß!  
Man kann nicht mehr verlieren,  
Als man besaß.

Wer einst mit vollen Armen  
So reiches Glück  
Umschloß, kann nie verarmen,  
Denkt er zurück.

Wer so genoß der Wonne,  
So lang er jung,  
Den wärmt wie eine Sonne  
Erinnerung.



## RESIGNATION

Schwer erkauft ist dieser Gleichmut,  
Den du oft an mir gelobt;  
Denn des Lebens Bitterkeiten  
Hab ich bis zum Grund erprobt.

Keiner hat vor Schaugerichten  
Dieser Welt wie ich gedarbt;  
Doch die Wünsche sind erstorben,  
Und die Wunden sind vernarbt.

Von den ferngesteckten Zielen  
Bin ich mehr als je entfernt;  
Doch das Lachen und das Weinen,  
Beides hab ich längst verlernt.

Sind doch diese Weisen selber,  
Leicht empfunden, schlicht gereimt,  
Karges Grün nur, das den Gräbern  
Toter Hoffnungen entkeimt.

## HEISSES HERZ, O LERN ERTRAGEN

Heißes Herz, o lern ertragen,  
Was dir Bittres widerfuhr;  
Denn ein schmerzliches Entsagen  
Ist dies kurze Dasein nur.

Alle Sehnsucht ruft vergebens  
Wie ein Ach, im Wind verhaucht,  
Einem Glück, das in des Lebens  
Dunkeln Strom hinabgetaucht.

Aber trifft von deinem Munde  
Nur ein flüchtig Wort mein Ohr,  
Dann ersetzt mir die Sekunde,  
Was in Jahren ich verlor.

## SCHWERMUT

Fraget nicht, was mich so eigen  
Oft selbst im Genuß des Schönen  
Aufschreckt, was bei frohen Tönen,  
Tanz und Reigen  
Mich versenkt in jähes Schweigen.

Wie vor schweren Ungewittern  
Bange Ahnung lähmt das Leben,  
Fühl ich mit geheimem Beben  
Diesen bitteren  
Schmerz durch meine Seele zittern.

's ist ein Gram. Er sitzt tief innen  
In der Brust, mein Sein verdüsternd,  
Ewig seine Klagen flüsternd,  
Kein Beginnen  
Treibt den Lästigen von hinnen.

Diesen Gram, den nimmersatten,  
Hofft ich oft im Rausch des Kusses,  
Unter Blüten des Genusses  
Zu bestatten,  
Doch er folgt mir wie mein Schatten.

Ob die schönsten Rosenmunde  
Freundlich mir entgegenblühen,  
Ob die eignen Lippen glühen,  
Tief im Grunde  
Meines Herzens klafft die Wunde.

Ja, es reißt mich weg in stummer  
Nacht von schön gewölbten Busen;  
Selbst der reine Kuß der Musen  
Wiegt den Kummer  
Nur minutenlang in Schlummer.

Mag mich aufwärts das Gefieder  
Angebornen Wohllauts tragen,  
Immer kehrt im leisen Klagen  
Meiner Lieder  
Jener Ton der Wehmut wieder.

Laßt den Trost! er ist vergebens;  
Denn ich fürchte, was so bange  
Mich beschleicht sogar im Drange  
Meines Strebens,  
Ist der Schmerz verfehlten Lebens.

### SEHNSUCHT

Seit ich ein Mal dich umfassen,  
Bin ich um so mehr verwaist;  
Ach, vergebens  
In des Lebens  
Strudel stürz ich; denn gefangen  
Hält dein Zauber meinen Geist.  
Seit ich ein Mal dich umfassen,  
Bin ich um so mehr verwaist.

Oft in ungestümem Sehnen  
Heben meine Schwingen sich;  
Doch mit leisen  
Schlägen kreisen,  
Wie ein Zug von wilden Schwänen,  
Die Gedanken nur um dich.  
Oft mit ungestümem Sehnen  
Heben meine Schwingen sich.

Ob mich auch die Welt entsagen,  
Die Vernunft entsagen heißt,  
Eine Brücke  
Meinem Glücke  
Pflegen Träume nachts zu schlagen,  
Bis der Tag den Wahn zerreißt,  
Und die Welt mich dir entsagen,  
Die Vernunft entsagen heißt.

## WIDERHALL

Was weckst du mich auf in der tauigen Nacht,  
Du sehnsuchtflötende Nachtigall?  
Nun ist mit deinem melodischen Schall  
Auch ein Widerhall  
Aus den Tagen des Glücks erwacht.

Wie heute schlugst du im Lindenbaum . . .  
Ich herzte und küßte mein rosiges Kind;  
Die Saiten der Liebe, sie rauschten gelind  
Wie Harfen im Wind . . .  
O seliger Maientraum!

Und als ich gekommen nach manchem Jahr,  
Da schwammen in Tränen die Äugelein blau,  
Der Lenz in dem Herzen, der Lenz auf der Au  
War hin, weil ein Tau  
Auf beide gefallen war.

Was lockst du mich wieder mit dunkler Gewalt,  
Mit Lügen von Lieb und von Maienlust,  
Da längst doch verdorrt in der eigenen Brust  
Der schwellende Blust  
Und die jubelnden Lieder verhallt.

O Nachtigall, flötend im Lindenbaum!  
Der Frühling vergeht und die trügende Gunst  
Der Götter . . . Was soll uns die fröhliche Kunst?  
Die Liebe ist Dunst  
Und das flüchtige Leben ein Traum.

## REUE

Wohl, wem früh schon der Befreier  
Tod sich naht, wem — Hölderlin  
Oder Lenau gleich — die Schleier  
Sanfter Nacht den Geist umziehn!

Manchen, der — noch jung an Jahren —  
Jede Gunst des Glücks erfuhr,  
Sah ich welk, mit grauen Haaren,  
Und das eine blieb ihm nur:

Auf ein Leben ohne Taten  
Tief beschämt zurückzuschauen . . .  
Müd, enttäuscht, verkannt, verraten  
Und entnervt vom Kuß der Fraun.

## SPIELMANNSLIEDER

### 1.

○ Frühlingshauch, o Liederlust,  
Wie liegt ihr mir im Gemüte!  
Kaum prangen Busch und Baum im Blust,  
Steht auch mein Herz in Blüte.

Mein Herz ist wie ein grüner Hag,  
Das ist ein Zwitschern und Schallen . . .  
Da nisten die lustigen Finken am Tag  
Und abends die Nachtigallen.

### 2.

Die Ströme ziehn zum fernen Meer,  
Die Wolken am Himmel fliehen,  
Und wenn ich ein flüchtiges Vöglein wär',  
So möcht' ich mit ihnen ziehen.

Und bin ich kein Vogel in der Luft,  
So lernt ich doch pfeifen und singen;  
Und kommt der Lenz mit Klang und Duft,  
Dann mein ich, es wüchsen mir Schwingen.

Und kann ich auch nicht über Wald und Heid,  
Über Seen und Berge schweben,  
So kann ich mich doch über das kleine Leid  
Des kleinlichen Lebens erheben.

## 3.

Ich bin ein Spielmann von Beruf;  
 Mein Leben ist Singen und Wandern.  
 Als Gott, der Herr, die Welt erschuf,  
 Da gab er sie den andern.

Doch, was das Gemüt des Menschen bewegt,  
 Ich kann es singen und sagen,  
 Kann den Lenz, der im eigenen Herzen sich regt,  
 Hinaus in die Lande tragen.

## 4.

Und wieder nehm ich die Harfe zur Hand  
 Und singe vor Toren und Türen;  
 Mich drängt's, auch im fernen Vaterland  
 Die goldenen Saiten zu rühren.

Was frommt mir der Beifall der Fraun und die Gunst  
 Der Kenner, die hier mir lauschen?  
 Es weiß ein vollendeter Meister der Kunst  
 Auch ein nüchternes Volk zu berauschen.

## 5.

Und wird mein Lied mit dem tönenden Reim,  
 Das ich lernte in fremden Landen,  
 Und werden die klagenden Laute daheim  
 Vom verständigen Volk nicht verstanden,

Und spricht es: „Der lachende Frohsinn gebricht  
Deinen künstlichen Akkorden,  
Das sind die Weisen des Volkes nicht,  
Du bist uns fremd geworden . . .”

Dann häng ich an den nächsten Baum  
Mein Spiel, und bläst der scharfe  
Gebirgswind, dann rührt sich wie im Traum  
Und von selber tönt die Harfe.

Ich lieg im Gras und rege kein Glied;  
Erst flüstern kaum hörbar die Saiten . . .  
Dann wächst es und rauscht wie ein Heldenlied,  
Ein Lied aus der Väter Zeiten.

Ob Land und See auch Jahre lang  
Mich von der Heimat trennen,  
Man wird mein eigenes Herz an dem Klang  
Meiner Harfe wieder erkennen.

HERZ UND HARFE

6.

**M**ein Herz ist wie ein Saitenspiel.  
Sie haben gar vieles gemeinsam;  
Sie haben der freundlichen Gönner viel,  
Und dennoch sind beide einsam.

Was beide Schlimmes auch erlebt,  
Es hat sie nicht verbittert;  
Und wenn sie hie und da gebebt,  
Ist's, weil sie vor Wohllaut gezittert.



Es haben sich um schnöden Lohn  
Die beiden nie verdungen;  
Doch beiden ist im Leben schon  
Manch eine Saite gesprungen.

Nie suchten sie auf des Königs Saal,  
Viel eher des Dorfes Linde;  
Doch beider Wohllaut ist manchmal  
Auch spurlos verklungen im Winde.

Wenn stumm das Herz den Gram erträgt,  
Die Harfe pflegt ihn zu klagen . . .  
Das hat seine Gründe; denn jenes schlägt,  
Und diese wird geschlagen.

Die Harfe ist von schlichtem Holz,  
Mein Herz ist voll von Leide.  
Doch unabhängig, frei und stolz  
Und rein im Ton sind beide.

## IM VOLKSTON

**D**ort, wo die Wellen schäumen  
Am äußersten Seesend,  
Dort steht zwischen Apfelbäumen  
Ein Haus und ein freundlich Geländ.

Ein Mädchen mit blonden Haaren  
Wird weilen in der Näh,  
Das wird dich herüber fahren  
Wohl über den blauen See.

Und lacht sie fröhlich und heiter  
Und blüht ihr die Wangen rot,  
Dann sag ihr von mir nichts weiter,  
Als daß ich schon lange tot.

Doch siehst du ihr Mündchen beben,  
Und trübt sich ihr Auge klar,  
Dann sag ihr, ich sei noch am Leben  
Und komme zurück übers Jahr.

Und senkt sie den Blick, den frommen,  
Und stottert sie scheu und verwirrt . . .  
Dann sag ihr, ich sei schon gekommen  
Und sitze beim Schwanenwirt.

## SÜDLICHER ÜBERDRUSS

Ihr Helden, ruhm- und tatenreich,  
Ihr Normannenfürsten, ihr kecken,  
Als ihr gründetet dieses sizilische Reich,  
Was war't ihr für herrliche Recken!

Und du, o gefürchteter Genserich,  
Ihr kühnen Vandalenhorden,  
Was seid ihr im tropischen Himmelsstrich  
Für schnöde Memmen geworden!

Die Mannkraft, mit der ihr die Reiche nahmt  
Und mit schneidigem Schwerteschiebe  
Ins Joch bogt die Völker, sie ist erlahmt  
In den üppigen Kämpfen der Liebe.

Ihr lerntet Flöten- und Saitenspiel,  
Und lerntet die Weiber küssen!  
Drum habt ihr nach ruhmvoll errungenem Ziel  
Auch so schmachvoll enden müssen.

Ihr laget üppigen Frauen im Schoß  
Und seufztet Liebesgedichte;  
Drum findet sich auch kein tragischer Los  
In der ganzen Weltgeschichte.

Auch du, o deutsche Ritterschaft,  
Ihr markigen Hohenstaufen,  
Verlort im Welschland die beste Kraft  
Und verlerntet das Herrschen und Raufen.

Die Gärten des Südens, sie duften zu stark,  
Hier lispeln zu süß die Töne  
Der Liebe, das frißt sich wie Gift ins Mark  
Der gewaltigen Nordlandssöhne.

O Weib, schließ deinen Sirenenmund,  
Und die Glieder laß unentkleidet . . .  
Mir ist in der Seele tiefstem Grund  
Dieser südliche Zauber verleidet.

## AUFSCHLUSS

**D**u hältst die Dichter, liebes Kind,  
Für schnöde Atheisten;  
Doch viele unter ihnen sind  
Ganz gut katholische Christen

Sie wissen nicht bloß die Mutter Marie  
In ihrem Kultus zu schätzen,  
Sie fallen in gläubiger Andacht aufs Knie  
Vor allen Göttern und Götzen.

Wo nur ein Fürstengünstling zu sehn,  
Nahn solche Priester des Schönen  
Bäuchlings und lassen mit Augenverdrehn  
Ihr: „Ora pro nobis!“ ertönen.

Doch gibt's noch Dinge, die schlimmer sind,  
Als solche Litaneien . . .  
Gib mir den Arm! Wir sprechen, mein Kind,  
Am besten darüber im Freien!

## WIR UND SIE

**Z**war meinen die Heuchler und Frommen,  
Und ziehen ein scheel Gesicht,  
Daß sie in den Himmel kommen,  
Wir aber nicht.

Wir sind mit dem Diesseits zufrieden,  
Ich und mein reizend Kind,  
Und freun uns, daß wir hinieden  
Schon selig sind.

Denn möchten wir einst erhalten  
Im Himmel den schönsten Ort,  
Und erschienen die Frömmlergestalten:  
Wir zögen fort,

Und sprächen: „Geruh uns beide,  
O Petrus, dahin zu tun,  
Wo Anakreon der Heide  
Und Sappho ruhn!

Und führte der Weg zu diesen  
Durchs schwärzeste Höllentor,  
Wir ziehn ihn den Paradiesen  
Der Mucker vor.“

## MEIN HAUSVERSTAND

(Todesanzeige.)

**F**reunde, da dem nimmersatten  
Tod der Zwerg verfiel als Beute,  
Der mir stets gefolgt bis heute,  
Wie mein Schatten,  
Kommt, damit wir ihn bestatten.

Schwer gebüßt hat das besagte  
Opfer dieses Todesfalles,  
Daß es stets mich über alles,  
Eh ich fragte,  
Naseweis zu tadeln wagte.

Wenn die Welt mich hoch gepriesen,  
Ward ironisch zwar der Flegel;  
Doch er hat sich in der Regel  
Neben diesen  
Fehlern recht honett erwiesen.

Ging ich aus auf Abenteuer,  
Harrt' er mein mit trüber Miene,  
Kam ich, saß er am Kamine  
    Wie ein treuer  
Diener da und schürte Feuer.

Seine Grobheit jüngst verriet er,  
Als ich heimkam spät vom Schmause,  
Und ich rief: „Bin ich im Hause  
    Nicht Gebieter?“  
„Ja“, sprach er, „doch ich bin Mieter!“

Da er so begann zu pochen,  
Warf ich ihn in meinem Hasse  
Ohne weiters auf die Gasse,  
    Daß die Knochen  
Des Genickes ihm gebrochen.

Auf der Straße mit dem Besen  
Stand ein Weib und rang die Hände,  
Schrie und heulte ohne Ende:  
    Dieses Wesen  
Sei mein Hausverstand gewesen.

„Sei's!“ sprach ich; „er hätte, dächt' ich,  
Doch des Lebens schwerste Thesen  
Kaum gelöst; sein ganzes Wesen  
    War zu schwächlich  
Und die Welt zu niederträchtig.“

## LERCHEN UND UNKEN

**M**aientau, im Frühlicht schillernd,  
Blitzt auf Wiesen und Gehegen,  
Und die Lerche wirft sich trillernd  
Dem Gestirn des Tags entgegen.

Hörst du ihre Melodie?

Tirili . . . tirili . . .

Reines Tones, ohne Fehle  
Jauchzt die wohllautmächtige Kehle

Tirili . . .

In die Lüfte schmettert sie  
Allen Jubel ihrer Seele:

Tirili, tirili, tirili!

Prahlend, daß auch ihm die Götter  
Schwingen und Gesang verliehen,  
Ahmt ein tongewandter Spötter  
Neidisch nach die Melodien;

Aber wie er immer schrie:

Tirili . . . tirili . . .

Wie er auch sich immer quäle,  
Was er auch zusammenstehle,

Tirili . . .

Dieser Ton gelingt ihm nie,  
Dieser süße Ton voll Seele:

Tirili, tirili, tirili!

Wieder tönt's wie Lenztrumphe,  
Hoffnungsfreudig, mailusttrunken:

Tirili . . . tirili . . .

Aufgeweckt im nahen Sumpfe  
Eifern Wasserfrosch und Unken:

„Was soll diese Melodie?

Tirili . . . tirili . . .

Undeutsch klingen Text und Noten  
Dieser fremden Frühlingsboten —

Tirili . . .

National sei der Geschmack  
Aller wahren Patrioten . . .

Quak, quak, quak!”

Chor:

Undeutsch klingen Text und Noten  
Dieser fremden Frühlingsboten,  
Die ja doch in unsern Zonen  
Nur als Sommerfrischler wohnen . . .

Singt im Nationalgeschmack  
Den Pään der Autochthonen:

Quak, quak, quak!

## TRAUER

1.

**E**in unbezwingbar dunkler Hang  
Läßt oft durch dornverschlungne Pfade  
Mich einsam schweifen Tage lang  
Am schilfumsäumten Seegestade.

Rings Wald und Moor. Wie schwül die Luft!  
Die Wildnis hier, wie abgelegen!  
Gleich einer dunkelgrünen Gruft  
Gähnt schweigend mir der See entgegen.



Ein Wasserhuhn huscht scheu empor  
Und duckt sich wieder unterm Schilfe:  
Gedehnt und klagend tönt vom Moor  
Ein Laut oft, wie ein Ruf um Hilfe.

Ein Geier schwebt mit schrillum Pfiff  
Hoch über meinem Haupt im Blauen . . .  
Am Strande liegt ein leckes Schiff,  
Wie eine Leiche anzuschauen.

Und fernher, kalt und feierlich,  
Starrt das Gebirg mit seinen Gletschern;  
Es spiegelt in den Wellen sich,  
Die ums versunkne Pfahldorf plätschern.

2.

Schon ein Mal in der Sommerzeit  
Hab ich in meinen Jugendjahren,  
Von seiner wilden Einsamkeit  
Durchschauert, diesen See befahren.

Ich starrte träumerisch am Bug  
Ins Bodenlose; doch am Ruder,  
Aufrecht, den schlanken Kahn im Flug  
Hinjagend, stand mein jüngerer Bruder.

Ein Jüngling, ganz nach meiner Wahl,  
Mit starkem Wollen, kühnem Streben;  
Mein eigen Leben tausendmal  
Hätt' ich für seines hingegeben.

Wie stand er da, ein Bild der Kraft!  
Und mußte doch, von plumpen Händen  
Des rohen Zufalls hingerafft,  
So früh, so jäh und ruhmlos enden!

Euch hab ich oft in meinem Gram  
Beneidet, deren fromm Empfinden  
Das, was der Tod hienieden nahm,  
Im Jenseits wieder hofft zu finden.

Ihr lebt im schönen Wahne fort . . .  
Euch ward ein Trost . . . Ich kenne keinen,  
Als an dem menschenleersten Ort  
Den liebsten Toten zu beweinen.

## THALATTA

### 1.

Wie süß ist's, von wonnigen  
Lüften umhaucht,  
Den Blick in den sonnigen  
Äther getaucht,

Entflohen dem eiligen,  
Hastigen Tun,  
Am Busen des heiligen  
Meeres zu ruhn!

Das Herz, wie auf schaukelnden  
Wellen der Kiel  
Hintreibend, den gaukelnden  
Träumen ein Spiel,

Wie süß, dem verflachenden  
Treiben entschlüpft,  
Ringsher wie von lachenden  
Kindern umhüpft,

Umkost, von unzähligen  
Armen umschmiegt,  
Umplätschert, in seligen  
Frieden gewiegt,

Wie süß ist's, beschaulichen  
Sinns, wenn sie ruht,  
Zu lauschen der traulichen  
Plaudernden Flut!

2.

**D**och furchtbar im prächtigen  
Zürnen erhebt  
Die Flut sich, von mächtigen  
Stürmen belebt.

Wie groß stimmt die fühlende  
Brust dann, wie hehr  
Das länderumspülende  
Ewige Meer,

Das herrisch den faltigen  
Mantel entrollt,  
Den Strand mit gewaltigen  
Wogen umgrollt,

Und aufweckt zerstäubenden,  
Wogenden Schwalls  
Den allesbetäubenden  
Donner des Alls.

Jetzt öffnet es brüllenden  
Tons bis zum Grund  
Den schreckenerfüllenden  
Gierigen Schlund,

Und heischt mit umklammernden  
Armen voll Groll  
Vom Menschen, dem jammernden,  
Löhnung und Zoll,

Und trotzig den schäumenden  
Wallenden Gischt  
Ins Antlitz dem Säumenden  
Wirft es und zischt,

Und fordert mit gellender  
Stimme sein Recht,  
Ein fesselzerschellender  
Dräuender Knecht,

Und nimmt den erkorenen  
Raub mit Gewalt . . .  
Der sterblich Geborenen  
Notschrei verhallt . . .

Doch speit es aus nächtlichen  
Tiefen den Graus  
Der Leichen verächtlichen  
Hohns wieder aus,

Und wirft dem bekümmerten  
Eigner am Strand  
Den Rest der zertrümmerten  
Jachten ans Land,

Und birgt die begrabenen  
Schätze und zeigt  
Noch lang im erhabenen  
Zorn sich und schweigt,

Und beugt um den schuldigen  
Sklaventribut  
Aufs neu den geduldigen  
Nacken der Flut.

### LENZFRÜHE

Lang seufzt ich vergebens . . .  
Es war mir im Drang  
Und Unmut des Lebens  
Verstummt der Gesang.

Nun bauen die Sänger  
Des Waldes ihr Nest;  
Nun halten mich länger  
Die Sorgen nicht fest.

Die Sorgen, die eisig  
Das Herz mir umschnürt,  
Hat alle der Zeisig  
Und Buchfink entführt.

Welch üppiges Blühen  
In Wald und Geheg!  
Die Qualen und Mühen,  
Nun jauchz ich sie weg!  
Frühauf aus dem Bette,  
Durch Wald und Gesträuch . . .  
Ich pfeif um die Wette,  
Ihr Vögel, mit euch!  
Ich singe und pfeife,  
So wie mir's gefällt,  
Durchschwärme, durchschweife  
Die lachende Welt . . .  
Und sättige wieder  
Des Herzens Begier . . .  
Auch hab ich ja Lieder  
Und Flügel wie ihr!

### WALDSTURM

**E**s blasen und rasen  
Die Winde daher,  
Erfassen die Massen  
Des Walds wie ein Meer,  
Umtoben hoch oben  
Dem Adler den Horst,  
Umheulen die Säulen  
Im stämmigen Forst,  
Zerzausen mit Brausen,  
Was niedrig und dicht,  
Und schonen die Kronen-  
Gewaltigen nicht.

Nun einen den Kleinen  
Sich Große zum Rat,  
Zu wehren den schweren  
Gefahren im Staat.  
Die Tannen verbannen  
Jetzt Hoffart und Trutz;  
Die Linden empfinden  
Bedürfnis nach Schutz,  
Es suchen die Buchen  
Stütze und Halt,  
Es wiegt sie und biegt sie  
Des Windes Gewalt;  
Die Eichen, sie reichen  
Trotz fürstlichem Stand  
Dem niederen, biederem  
Pöbel die Hand.  
Sie fassen und lassen,  
Im Sturmesgetos  
Geschüttelt, gerüttelt,  
Mit Seufzen sich los;  
Sie recken und strecken  
Aufs neu das Geäst,  
Die Wipfel und Gipfel,  
Sie halten sich fest.  
Und alle, vom Falle  
Gemeinsam bedroht,  
Sie jammern und klammern  
Sich an in der Not.  
Doch scheidet und meidet  
Sich alles im Reich  
Des Waldes, sobald es  
Gerettet, sogleich.

Die Wipfel und Gipfel,  
Der Busch und der Baum,  
Sie trennen sich . . . kennen sich,  
Grüßen sich kaum.  
Die Eichen zum Zeichen  
Der Macht, wie zuvor,  
Sie ragen und tragen  
Die Kronen empor.  
Es richten die Fichten  
Sich vornehm und kühl  
Nach oben, gehoben  
Vom Standesgefühl.  
Und jeder, der weder  
Geknickt noch zerfetzt,  
Hebt wieder die Glieder  
Und brüstet sich jetzt  
So protzig und trotzig  
In herrischem Stolz  
Und dehnt sich und wähnt sich  
Aus besserem Holz.

Ich sehe mit Wehe  
Im Los des Vereins  
Der Wildnis ein Bildnis  
Des menschlichen Seins.



# EPISTELN UND ZEITGEDICHTE



# EPISTELN

## I.

### DEUTSCHES DICHTERLOS

(An einen jungen Poeten)

**N**och träumst du von den Kränzen des Ruhms  
Einer glänzenden Carriere,  
Du Kandidat des Märtyrtums  
Der deutschen Dichtermisere.

An eines Abgrunds blumigem Saum  
Tänzelst du harmlos den Reigen;  
Dir wachsen Wunder an jedem Baum,  
Dein Himmel hängt voll Geigen.

Du sendest die Erstlinge aus; dir glüht  
Die Wange; du weinst in süßer  
Erwartung . . . ein Blatt für „Geist und Gemüt“  
Behält sie als Lückenbüßer.

Du ladest dich bei den Göttern zu Gast  
Und erhebst dich übers Gesindel  
In kühnem Begeisterungsflug; dich erfaßt  
Der bekannte Unsterblichkeitsschwindel.

So schwärmst du . . . Jahre gehn herum;  
Du erschienst, in Goldschnitt gebunden,  
So wirksam verlegt, daß das Publikum  
Dich nimmermehr gefunden.

Doch ja; man bittet dich dort und hier  
Zum Tee . . . Du vernimmst ein Gewimmer;  
Es wispert mit oder ohne Klavier  
Deine Verse ein Frauenzimmer.

Der Hofrat gähnt . . . Der Bankier ruft:  
„Nicht übel!“ Die Gattin: „Wahrhaft  
Beautiful!“ Doch der Weihrauchduft  
Ist mehr berauschend als nahrhaft.

Und wenn die Weihrauchwolken verwehn  
Und der Beifall hysterischer Frauen,  
Dann wirst du allmählich Dinge sehn,  
Die dich nur mäßig erbauen.

Du hoffst noch immer; indes mit der Zeit  
Die Schwingen den Dienst versagen;  
Du fühlst eine seltsame Nüchternheit  
Im Kopf und besonders — im Magen.

Wohl kann man als Intrigant mit List  
Noch deutsche Höfchen umlungern;  
Doch wenn du wirklich ein Dichter bist,  
Dann wirst du auch wirklich verhungern.

Zwar, wie es verschiedene Pflanzen hat  
Im deutschen Dichtergarten,  
So gibt es, bist du lebenssatt,  
Auch verschiedene Todesarten.

Und wenn du gestorben — was immer dein Teil:  
Not, Selbstmord, Gemütsvergiftung —  
Dein Bildnis bringt das Organ des Herrn Keil,  
Dich begräbt die Schillerstiftung.

Und schlüge noch das teutsche Herz  
Des alten Ludwig von Bayern,  
Du würdest in Marmor oder in Erz  
Deine Auferstehung feiern.

Herr Ludewig und sein Künstlertraum,  
Sie wurden beide zu Staube;  
Die Jungfer Marlitt beherrscht den Raum  
In den Spalten der Gartenlaube.

Und befaßt sich die Schillerstiftung nicht mehr  
Mit deutschen Dichterschatten,  
Dann lebt noch ein Rezensentenheer . . .  
Das wird dich sicher bestatten.

So sicher: Kein Hahn wird nach dir schrein,  
Es schweigen alle Trompeten . . .  
Du brauchst deshalb nicht in den „Verein  
Für prunklose Bestattung“ zu treten.

## II.

### EINEM FREUNDE

**B**ilder von dem heutigen Stande  
Der Kultur im deutschen Lande,  
Winke wünschst du mitunter . . .  
Danke schön! es steht recht munter.

Seit die Literarfabriken  
Unsern Schönheitssinn erquicken,  
Feiern Dichter und Verfasser;  
Denn ihr Handwerk geht am Wasser.

Geht am Wasser, geht am Dampfe . . .  
In dem großen Bildungskampfe  
Stehen nebst des Geistes Essen  
Fünftehtausend Dampfdruckpressen.

Diese Monstredampfmaschinen  
Muß ein Mohrenvolk bedienen,  
Daß es unsrer Bildungsmutter  
Presse nicht gebricht an Futter.

Zwar ich habe ihrer Pressen  
Pferdekräftezahl vergessen —  
Leipzig, Stuttgart, Hildburghausen —  
Doch ich denke dran mit Grausen,

Was in Deutschland die Verleger  
Als der „wahren Bildung“ Träger  
Mit so vielen Pferdekräften  
Leisten in Kulturgeschäften.

Alles wird mit Dampf betrieben,  
Nur gedruckt, nicht mehr geschrieben;  
Unsre Literaten-Mohren  
Sind ja nur zum Druck geboren.

Einst, wenn der Kulturbediente  
Deutschlands ganz entwöhnt der Tinte,  
Bricht dem Sprichwort auch die Spitze  
Daß er „in der Tinte sitze.“

III.

AVE IMPERATOR, MORITURI TE SALUTANT!

**D**u schilderst der Dichter Misere so groß;  
Doch find ich ihr Schicksal nicht schlechter  
Als etwa das bekannte Los  
Der berühmten römischen Fechter.

Mit Menschen und Tieren kämpften sie,  
Im Tod noch die Schmerzen verhehlend;  
Uns aber verfolgen nur Critici,  
Die Not und das lumpige Elend.

Drum bekränze dein Haupt und salbe den Leib  
Und schärfe die Spitze der Feder,  
Und zieh getrost zum Zeitvertreib  
Der Nation vom Leder!

Noch ist es Zeit; besinn dich indes!  
Geschlossen ist noch die Schranke . . .  
Morari inter homines  
Wär' auch ein schöner Gedanke.

Jedoch ich kenne deine Begier  
Nach Ruhm . . . vox sua lena  
Fuit; . . . so öffnet sich denn vor dir  
Die deutsche Dichterarena.

Du trittst hinein, du schaust dich um  
Nach Cäsarn und siehst sie mit nichten;  
So wirst du ans deutsche Publikum  
Den Gruß der Sterbenden richten.

Statt von Togaträgern wirst du fixiert  
Von Rezensenten, mißstimmten;  
„Euch grüßen“, stotterst du etwas geniert,  
„Die zu rühmlichem Tode Bestimmten.“

Der Kampf beginnt. Zwar bedroht dich kein Tier,  
Nicht Löwe, noch Hyäne;  
Du fichtst mit dem Schicksal. Doch zeigt es sich schier  
So schnöd oft und grausam wie jene.

Sieh zu, daß du wider das schlimmste Geschick  
Dich immer mit Anmut verteidigst,  
Und daß du den schönheitsbedürftigen Blick  
Der Menge nicht beleidigst!

Zeig weder Schmerzen noch Verdruß  
Und klage nicht pathetisch!  
Der Anblick der Qualen ist kein Genuß,  
Der Jammer ist nicht ästhetisch.

Und hast du endlich mit Mut oder List  
Das Scheusal glücklich gebändigt,  
Und jauchzt dir die Menge Beifall, und ist  
Der erste Kampf geendigt:

Dann bewundern dich Frauen mit Blicken der Gunst  
Und werfen dir Rosen zu Füßen;  
Dann nahen dir auch die Genossen der Kunst,  
Deine Gegner, das Handwerk zu grüßen.

Sie kommen aus keiner Fechterschul,  
Von keinem berühmten Lanisten;  
Sie kommen gewöhnlich vom Schreiberstuhl,  
Aus der Bande der Journalisten.



Von Logik verstehn diese Fechter nicht viel,  
Ihre Gründe sind selten triftig;  
Doch führen sie meist einen wirksamen Stil,  
Einen Stil, der recht spitz ist und giftig.

Und nun beginnt der andre Strauß,  
Der Vielkampf mit deinen Kollegen;  
Sie sehen so freundlich und harmlos aus  
Und treten dir heimlich entgegen.

Und hast du den einen und andern erst  
Geworfen, so fleht er dich bäuchlings  
Um Schonung; doch wenn du den Rücken ihm kehrst,  
Durchspießt dich der Tapfere meuchlings.

Sie nahn dir mit Schmeicheln und möchten doch nur  
Dich unversehens erdolchen . . .  
Mein Freund, das ist eine heikle Mensur;  
Drum nimm dich in acht vor den Strolchen!

Trifft einer dich ins Herz hinein,  
Zeig's nicht in deinen Zügen,  
Und gib dir vor der Welt den Schein,  
Als empfändst du das tiefste Vergnügen!

Ficht stolz und schön! Mit leichtem Sinn  
Empfange jede Wunde,  
Und sprudelt dein Blut, dein Herzblut hin,  
Laß es sprudeln mit lachendem Munde!

Doch hast du mit Kühnheit, mit Eleganz  
Und Anmut im Muskelspiele  
Dich sattsam bewährt im Waffentanz,  
Und warfst du der Gegner viele,

Und stieg das Int'resse, das du geweckt,  
In wachsender Entfaltung,  
Dann, Teuerster, kommt erst der Haupteffekt,  
Das „Sterben in schöner Haltung.“

In diesem Punkt erst offenbart  
Sich der Meister auch hier zu Lande  
Wegen der eigentümlichen Todesart,  
Die üblich bei unserm Stande.

Drum entsag dem Genuß und entbehre das Brot  
Und übe dich bei Zeiten!  
Ein graziöser Hungertod  
Hat stets seine Schwierigkeiten.

AN \*\*

Freund, in allzuohem Stile  
Dichtest du nun schon seit Jahren;  
Ach, du könntest dir ersparen  
Diese schönen Hochgefühle!

Die Gedanken auszureifen,  
Widerspricht schon längst der Mode.  
Als ein lachender Rhapsode  
Lerne Welt und Zeit begreifen!

Beide wirst du, statt mit Klagen  
Oder ethischer Betrachtung,  
Nur in schweigender Verachtung  
Oder mit Humor ertragen.

## MAHNUNG

**R**ichte dich empor, in strammer  
Haltung schlage deine Klinge!  
Kämpfe, tobe; aber singe  
Nicht in solchem Katzenjammer!

Hast du allzu tief die Sorgen  
Und die Not der Zeit empfunden,  
O, so halte deine Wunden  
Vor dem Spott der Welt verborgen!

Ihrem schadenfrohen Blicke  
Zeige deine ganze Würde!  
Wird dir allzu schwer die Bürde  
Und erliegst du dem Geschicke:

Biete deine Brust, die bloße,  
Trotzend ihrem Hohngelächter,  
Als ein eleganter Fechter  
Stolz und schön dem Todesstoße!

## AN EINEN FREUND

**N**imm dieses Leben nicht so ernst!  
Possierlich ist's im allgemeinen . . .  
Je besser du es kennen lernst,  
Je muntrer wird es dir erscheinen.

Kein Drama ist's im großen Stil,  
Wie du dir denkst, mit Schuld und Sühne;  
Es ist ein derbes Possenspiel  
Auf einer Dilettantenbühne.

Zwar wär's nicht halb so jämmerlich,  
Wenn nur die Leute besser spielten,  
Und wenn die Lustigmacher sich  
Nicht immerdar für Helden hielten.

### AUF MELCHIOR MEYR

Du spannst an der Gedankenspule,  
Und keinem Wurme tatst du weh;  
Noch stammte aus der alten Schule  
Dein philosophisch A-B-C.

Die schreiendsten Konflikte gütlich  
Zu schlichten, warest du gewöhnt;  
Wie hat sich alles so gemütlich  
Bei dir umarmt, ergänzt, versöhnt!

Du fandest alles wohl „hienieden“  
Und „jenseits“ alles wohl bestellt;  
Du lebstest mit dir selbst in Frieden,  
In Frieden hin mit „Gott und Welt.“

Nur ein Mal schien dir fast zu trocken  
Der Ton, und ein politisch Buch  
Schriebst du, beinahe selbst erschrocken  
Ob dem vermessenen Versuch.

Den Geistern, welche „stets verneinten“,  
In deiner frommen Art zu nahn,  
Riskiertest du die wohlgemeinten  
„Gespräche mit dem Grobian.“

Da kam und schloß die milde Lippe,  
Die gläubige, dir für immer fest  
Der Grobian mit seiner Hippe,  
Der gar nicht mit sich sprechen läßt.

## FEUDALER JAMMER

*Tempora mutantur.*

**H**ans Rechberg trank ennetbirgischen Wein,  
War munter und guter Dinge;  
Er sprach zu Thomas von Falkenstein:  
„Du schlägst eine gute Klinge!

Du schlägst eine Klinge . . . im ganzen Land  
Kann keiner mit dir sich messen,  
Und dennoch verlorst du unter der Hand  
Die Schlösser, so du besessen!”

Doch dieser sprach in jähem Grimm  
Und stürzte seinen Humpen:  
„Beim heiligen Georg! die Zeit ist schlimm . . .  
Und niemand mag mir pumpen.

Vom Stegreif lebt sich's auch nur schlecht,  
Wir brauchen Tafft und Zindel,  
Und frech vom Leder zieht der Knecht  
Und das schnöde Krämergesindel.

Die Zeit ist schlimm . . . mir vergeht der Geschmack  
Am Wegelagern und Balgen . . .  
Ich wollte, das Bauern- und Bürgerpack,  
Es hinge am höchsten Galgen.

Kein fröhlicher Krieg ist mehr im Land,  
Kein Geschäft mehr hinter der Hecke . . .  
Ich glaube, es wachsen unserm Stand  
Über den Kopf die Pfeffersäcke!"

Und Rechberg sprach: „Fast hast du recht,  
Die Not der Zeit ist bitter!  
Doch bleibt das Volk stets ein dienstbar Geschlecht,  
Wir bleiben stets Grafen und Ritter.

Und wie es zu allen Zeiten geschah,  
Geschieht es zu allen Zeiten:  
Die Klugheit der einen ist dazu da,  
Auf der Dummheit der andern zu reiten.

Laß Schätze sie häufen und pflügen das Land,  
Laß sie schaffen und sammeln wie Bienen! . . .  
Wir leben als privilegierter Stand  
Nur um so munter aus ihnen.

Laß ihnen die Mühsal, laß ihnen den Schmutz,  
Laß sie knacken die härteren Nüsse  
Des Daseins! . . . uns bleiben der adlige Trutz  
Und die feineren Lebensgenüsse!

Und wenn man das Volk nicht zu ködern mehr weiß,  
Dann wird das Haar geschoren:  
Wir machen als Pfaffen die Hölle ihm heiß  
Und ziehn ihm das Fell über die Ohren!"

## EINE MUNTERE ALTERNATIVE

**D**u Mann der doktrinären Zunft,  
Entscheide dich . . . klar stehn die Dinge:  
Hier brennt die Fackel der Vernunft,  
Dort sind die dreißig Silberlinge.

Dort dräut der Bann des Vatikans,  
Und hier der Hammer, ihn zu sprengen;  
Hier winkt das Kreuz des Pöbelwahns  
Und dort der Strick, dich dran zu hängen.

## AUF GEGENSEITIGKEIT

**W**ir leben in einer praktischen Zeit,  
Und alles treibt sich gewerblich;  
Vermittelst Gegenseitigkeit  
Wird jeder Lump unsterblich.

Drum, wenn du meinem Stern vertraust,  
So wollen wir uns vereinen.  
Wofern du meinen Juden haust,  
So hau ich auch den deinen.

Wenn du recht emsig darüber streichst,  
So ähnelt dem Golde das Messing,  
Und wenn du mich mit Goethe vergleichst,  
Vergleich ich dich mit Lessing.

# ZEITGEDICHTE

## I.

Ihr, die ihr tapfer zogt vom Leder  
Und die ihr nach geschlagenen Schlachten  
So artig seid, nicht zu verachten,  
Was ich geleistet mit der Feder,

Verlangt nicht, daß in matten Bildern  
Ich diese Zeit von Blut und Eisen  
Mit meinen leichten Liederweisen  
Jemals versuche nachzuschildern.

Hätt' ich selbst mit euch die Gefahren  
Geteilt bei dieser Schilderhebung,  
Wie ich für Deutschlands Neubelebung  
Im Kampfe stand seit fünfzehn Jahren:

Wie könnt' ich wähen, im Gedichte  
Mit Worten je hinanzureichen  
An Taten, welche ihresgleichen  
Nicht finden in der Weltgeschichte?

## II.

Kaum senkt der müde Krieg die Sichel,  
Steht für ein stattlich Völkerhaus  
Das Baugerüste da; der Michel  
Trat seine Knabenschuhe aus.



Hielt auch entzweit seit langen Jahren  
Euch eigner Zwist und fremder Neid,  
Ein Jahr des Ruhms und der Gefahren  
Bewies euch, daß ihr Brüder seid.

Und Süd und Nord, so lang geschieden,  
Erkennen froh, seit sie gesellt,  
Daß dieser deutsche Völkerfrieden  
Den Frieden sichert aller Welt.

### III.

Der Chassepot schweigt, die Mitrailleuse,  
Zerfetzt ist eines Thrones Samt . . .  
Kein Gum und keine Petroleuse  
Pfuscht in der Klio heilig Amt.

Und wieder walten Treu und Glaube,  
Von keinem welschen Trug entstellt . . .  
Der deutsche Geist tritt aus dem Staube  
Und setzt sich auf den Thron der Welt.



# IN ERZÄHLENDEM TONE

(STUDIEN, ROMANZEN, BALLADEN)



# AUS DER FRÜHEN ZEIT

## DIE GEFANGENEN JUDEN

(Psalm 137)

Am Euphrat lagerten die Scharen.  
Die schönsten Frauen ehemals,  
Jetzt bleich, mit aufgelösten Haaren,  
Die Stirn gefurcht, doch nicht von Jahren,  
Sie klagten um Jerusalem.  
Sie hatten nichts, den Leib zu kleiden,  
Und ihre Tränen flossen lind;  
Die Harfen hingen an den Weiden,  
Und durch die Saiten strich der Wind.

„Fluch euch, die unsre Söhne mähten!  
Was haben wir, o Herr! verfehlt?  
Einst sandtest du uns doch Propheten;  
Was willst du nun dein Volk zertreten,  
Das Volk, das du dir auserwählt?  
Der Väter Land gibst du den Heiden;  
Wohin, Jehova! soll dein Kind?“  
Die Harfen hingen an den Weiden,  
Und durch die Saiten strich der Wind.

Da rauscht es leis in Schilf und Halmen,  
Da weht es her von Hain und Fels,  
Rings zog ein Flüstern durch die Palmen;  
Da beteten und sangen Psalmen  
Die flüchtigen Kinder Israels.  
„Heil denen, Heil! die treu im Leiden  
Dem Glauben ihrer Väter sind!“  
Die Harfen hingen an den Weiden,  
Und durch die Saiten strich der Wind.

/

## DAS MÄDCHEN VON DEBRECZIN

„Du braunes Mädchen von Debreczin  
„Deine Augen von dunklem Feuer glühn,  
Dein Mündchen blühend rot und klein  
Muß süßer noch als Honig sein!“

„„Und wenn meine Augen wie Feuer glühn,  
Noch heißer glüht es im Herzen drin,  
Und wenn mein Mund von Honig fließt,  
Warum wird der Honig nicht weggeküßt?““

„Du braunes Mädchen von Debreczin!  
Meine Pferde auf fetter Weide ziehn,  
Viele Leute sind mein und viel reiches Land;  
Das alles gäb' ich um deine Hand!“

„„Wohl habt ihr Land und Leute viel,  
Und es freut mich, daß ich euch wohlgefiel,  
Doch frei wie der Wind über die Heide jagt,  
Werd nimmer ich eines Herren Magd!““

Und matt und müde im Sonnenbrand  
Durchzieht eine Bande spielend das Land.

Die braune Maid von Debreczin  
Schlägt funkelnden Blicks das Tamburin.

Auf dem Rücken trägt sie ihr jüngstes Kind,  
Und frei über die Heide streicht der Wind.

## WEIBERTREUE

Don Alfonso! Don Alfonso!  
Brauner Ritter von Kastilien!  
Sag, was trägst du in dem Schilde  
Und am Helme weiße Lilien?

„Weiße Lilien, weiße Lilien,  
Das sind meiner Dame Zeichen,  
Die an Reinheit und an Treue  
In Kastilien ohne gleichen!“

Weibertreue, Don Alfonso!  
Ist ein Wahn, bei meiner Ehre!  
Denn so keusch ist keine Lilie,  
Daß sie nicht zu brechen wäre.

„Eine weiße Lilie kenn ich,  
Welche nimmermehr zu brechen;  
Eine blanke Klinge weiß ich,  
Die bereit, den Schimpf zu rächen!“

Auf des Spaniers Schilde blühen  
Seines Blutes rote Rosen;  
In den Armen seiner Dame  
Ruht ein Herzog der Franzosen.

## DIE ROSE

(Nach einem Grimmschen Märchen)

„Sieh, als heut morgen beim Hahnenschrei  
Ich, Holz zu lesen, ging in den Wald,  
Kam ein schönes, fremdes Kind alsbald  
Und trug mir das Holz herbei.“

Mütterchen! Wie heißt das Kind?  
Seine Wangen rosig, das Gesichtchen rund,  
Sein Haar blondlockig, lächelnd der Mund,  
Seine Augen wie Veilchen sind.

Mütterchen! Die Knospe hier  
Gab mir das schöne, fremde Kind,  
Sprechend: „Wenn erschlossen zur Rose sind  
Die Blätter, komm ich zu dir!“

Verwundert schüttelt das Mütterlein  
Ungläubig hin und her den Kopf;  
Mit Wasser füllt es einen Topf  
Und stellt die Knospe ein.

Und einst, als auf die nahen Höhn  
Den Purpur warf das Morgenrot,  
Da lag das Kind, geküßt vom Tod,  
In seinem Bette, bleich und schön

Und sieh! Erblüht in voller Pracht  
War aus der Knospe auch die Ros;  
So wurden ihrer Hüllen los  
Zwei Blumenseelen über Nacht.

## VOR CREMONA

(Nach Tacitus hist. III, 22–26)

Vor Cremona wälzt die Schlacht sich, die kein  
Cäsar hat geboten,  
Legt, ein Leichentuch, die Nacht sich auf die Sterben-  
den und Toten,  
Hüllt die Kämpfer, daß im Dunkeln Freund und Feind  
erliegt den Streichen,



Nur die goldnen Adler funkeln, der Getrennten gleiche  
Zeichen;  
Dicht Kohorte an Kohorte, gleiche Waffen zum Ver-  
heeren,  
Und der beiden Losungsworte sind bekannt in beiden  
Heeren.  
Wogend hin und her gewaltig, unentscheidend, wütend,  
gräßlich  
Rast Vernichtung vielgestaltig, schwillt das Blutbad  
unermeßlich,  
Mischt Tribunen, Centurionen, Krieger, Troß im Todes-  
krampfe, —  
An die dreizehn Legionen morden sich im Bruder-  
kampfe.  
Und der Mond geht auf; die Nachtbahn schleicht er  
hin in Ruh, in träger,  
Dem Gemetzel auf dem Schlachtplan nur ein bleicher  
Fackelträger,  
Wirft der Flavianer Schatten lang aufs Feld hin, wie  
Giganten,  
Auf den Feind den Strahl, den matten, dem Verderben  
zugewandten.  
Und es naht das Licht der Sonnen; heftiger wird der  
Kampf erneuert;  
Die ermüdeten Kolonnen hat Anton aufs neu be-  
feuert.  
Siegend dringt er vor, durchbrechend rings den Feind  
und ihn umschlingend;  
Dieser wankt, doch würgend, rächend und manipel-  
weise ringend.  
Wo sich Mut und Ruhmdurst paaren mit der Kunst,  
der vielgelernten,

Bei den schlachtgewohnten Scharen hält der Tod die  
 reichsten Ernten.  
 Die Legion der Galbianer, rachefordernd, heiß, verwegen,  
 Stellt der Hort der Vitellianer, stellt die rapax sich  
 entgegen.  
 In der Hand die blutige Wehre, ebenbürt'ge Gegner  
 suchend,  
 Fällt die Blüte beider Heere, ruhmlos, selbst verflucht  
 und fluchend.  
 Plötzlich hat, als wär' geendet Kampf und Mord in  
 rascher Wandlung,  
 Aller Blick' auf sich gewendet eines Kriegers seltn  
 Handlung.  
 Gramgebeugt das Haupt, das bleiche, gräbt ein Grab  
 er im Gefilde;  
 Auf der Schulter eine Leiche trägt und deckt er mit  
 dem Schilde.  
 „Seinen eignen Vater morden!“ ruft er, — „o nicht  
 mir, ihr Manen,  
 Zürnt, daß es Verbrechen worden, treu zu bleiben  
 seinen Fahnen!  
 O wie oft soll sich erneuern diese Schmach noch,  
 Römerbürger!  
 Daß am Bruder, daß am teuern Vater wird der Sohn  
 zum Würger!  
 Daß ein Wütrich Imperator sei für wenige Kalenden,  
 Müssen für den Triumphator Römer so durch Römer  
 enden?  
 Mannkraft ward uns, zum Berufe, Rom zu schützen  
 vor Barbaren;  
 Doch man wirft sie hin als Stufe zu dem Throne  
 der Cäsaren.

Fluch dem Bürgerkrieg! seit Sulla hieß mit Bruder-  
blut uns färben;  
Fluch ihm, denn an dieser Skylla wirst du, hohes Rom,  
verderben!"

Also klagend mit dem Schwerte, mit dem blanken  
Wurfspeer hat er  
Aufgewühlt die blutige Erde, senkt hinein den toten  
Vater;  
Und bewundernd, fluchend, grausend stehn Besiegte  
da und Sieger,  
Selber schmerzbewegt an tausend um den schmerz-  
bewegten Krieger.  
„Brüder sind wir hier und dorten!“ wie ein Blitz bei  
dem Gedanken  
Zuckt es rings durch die Kohorten, und die Legionen  
schwanken.  
Doch, ein Schlachtgott, zu den Siegern eilt Anton,  
die Reihn zu ordnen,  
Wiederum zu grimmen Tigern wandelnd die fast  
Menschgewordenen.  
Prätorianer, Hilfsvolk, Reiter spornt er an mit Donner-  
worten, —  
Über Leichenhaufen weiter rast das Morden der Ko-  
horten. —

## AUS DER SPÄTEN ZEIT

### CANNÄ

Die Schlacht war aus. Der Punier Heer mit Cymbeln und mit Paukenschall  
Umtoste wie ein brausend Meer den Schlachtenlenker  
Hannibal.

Und über Cannäs Felder ritt er vor dem Heergefolg  
und Troß;  
Auf Römerleichen Schritt für Schritt trat sein numidisch  
Lieblingsroß.

Die Hand an seines Schwertes Knauf beschaut der  
Feldherr Mann um Mann.  
Oft blitzt sein Auge leuchtend auf; doch niemand  
ahnte, was er sann.

Und siehe . . . Mitten im Gefild, bei toten Feinden,  
nah dem Fluß  
Liegt tot auf dem geborstnen Schild der Römer Stolz,  
Ämilius.

Und der Barkide steigt vom Pferd, neigt sich zur  
Leiche, tief gerührt,  
Und spricht: Hier brach das beste Schwert, das eine  
Römerfaust geführt.

Kantabrer, auf! Noch diesen Tag setzt mit dem  
Toten übern Strom.  
Bestatten seinen Konsul mag mit Ehren das gebeugte  
Rom.

Voll Haß und bitterer Feindschaft stand ich kämpfend  
wider ihn im Feld.

Nun reich ich ihm versöhnt die Hand. Den toten  
Helden ehrt ein Held.

So sprach er, und sein scheuend Tier bestieg der  
Punier wiederum,

Und wieder übers Schlachtrevier ritt er, in sich ge-  
kehrt und stumm.

Vom Punierlager, fern und dumpf, mit Zinkenschall  
und Tubaton

Den Feldherrn grüßend im Triumph aufjauchzt die  
heilige Legion.

Die Hand an seines Schwertes Knauf, sieht er die  
Toten, Mann um Mann.

Oft blitzt sein Auge leuchtend auf; doch niemand  
wußte, was er sann.

Nur einmal, wie vom Geist Homers bewegt, sprach  
er zu Sosilos

Der Ilias berühmten Vers vom Blätterfall und  
Menschenlos.

## HERR HEINRICH, GRAF VON TOGGENBURG

**H**err Heinrich, Graf von Toggenburg  
Macht manchen scharfen Ritt;  
Doch wie ein Schatten reitet stets  
Des Herzens Unrast mit.

„Ich verstieß mein Gemahl; ich erschlug im Zorn  
Meinen Knappen im tiefen Tann —  
Verloren hab ich das treuste Weib,  
Verloren den treusten Mann!

Ich stiftete der Messen viel;  
Mit Muschelhut und Stab,  
Ein Büßender im Pilgergewand,  
Zog ich zum heiligen Grab.

Manch Kloster hab ich reich beschenkt,  
Hab gebaut einen stattlichen Dom;  
Dafür sprach mich von Sünden frei  
Der heilige Vater in Rom.

Nun wär' ich der Verdammung quitt,  
Wovon der Pfaffe spricht;  
Doch trag ich die Hölle in meiner Brust,  
Und dieser entrinn ich nicht.

Was hilft mir Kreuzfahrt, was der Papst,  
Der binden und lösen kann? . . .  
Verloren hab ich das treuste Weib,  
Verloren den treusten Mann.

## DER THAN VON DUNBAR

(Schottisch)

ROBIN

1.

**R**obin, der Than von Dunbarschloß,  
Der schwingt sich auf sein gutes Roß  
Und sagt: „So lang noch frei die Hand,  
Soll sie kämpfen gegen Engelland.  
Leb wohl, Lady Anna!“

Das ist der Than von Dunbarschloß;  
Es brach sein Schwert, es sank sein Roß.  
Auf seinem Rücken schnürt ein Strang  
Die Hände; er tut den letzten Gang.  
„Leb wohl, Lady Anna!“

„Lady Anna, wie ist die Welt so reich,  
Dein Herz so treu, dein Arm so weich!  
Wie bin ich jung, und wie süß ist dein Mund,  
Und wie bitter ist die Todesstund!  
Leb wohl, Lady Anna!“

Der Scherif harrt; zu Kilmarnock  
Vom Dome läutet und jammert die Glock;  
Und wenn sie verklungen bang und schrill,  
Steht Robins Herz für immer still . . .  
„Leb wohl, Lady Anna!“

LADY ANNA

2.

Im Klosterhof zu Kilmarnock,  
Da sieht man die Nonnen ziehen;  
Es duftet der Weihrauch, es läutet die Glock,  
Lady Anna liegt auf den Knieen.

Sie kniet und seufzt: „Herr Jesus Christ,  
Nach dir steht mein Verlangen.  
Gebenedeiter, wolle mich  
Als deine Braut empfangen!“

Erbarm dich mein! Nur du allein  
Kannst all mein Leid ermessen;  
Ich will dir dienen, doch werd ich nie  
Meines ersten Gemahls vergessen!

Ich will dir dienen Tag und Nacht  
Mit Beten, Fasten und Weinen;  
Doch wird in deinem Bildnis stets  
Sein eignes Bild mir erscheinen.

Nun sei, das er so sehr geliebt,  
Dies goldne Haar geschoren!  
Ich habe der Welt, der schnöden Welt,  
Für immer abgeschworen.

Ich schwur ihr ab und werde nie  
Nach ihr zurückverlangen.  
Sie hat dich gekreuzigt, Herr Jesus Christ!  
Und ihn hat sie gehangen.

## ROMAN

### 1.

**M**ir ist, als wär' es gestern . . .  
Es duftete süß der Mai;  
Du lehntest mit deinen Schwestern  
Am Söller der alten Bastei.

Ich wagte, froh erschrocken,  
Mich kaum in deine Näh;  
Es fielen die Blütenflocken;  
Es dämmerte überm See.



Wir sahen die Alpen ragen,  
Wir schauten hinaus ins Land . . .  
Du ließest mir unter Zagen  
Deine kleine weiße Hand.

2.

Nun halt ich die Hände wieder,  
Die eben am Klavier  
Begleitet die süßesten Lieder —  
Es waren Lieder von mir.

Wir sprechen vom Theater,  
Redouten und Konzert . . .  
„Wie befindet sich der Herr Vater?  
Was machen die Schwestern wert?“

„Die Schwestern, groß geworden,  
Heirateten alle samt.  
Der Vater bekam einen Orden  
Und ist noch immer im Amt.

„Der Bruder, dessen Wesen  
Leichtsinnig, der seit je  
Ein Tunichtgut gewesen,  
Er ist jetzt bei der Armee.“

So plaudern wir und scherzen  
Und scheiden tief gerührt . . .  
Nur was uns einst lag am Herzen,  
Das lassen wir unberührt.

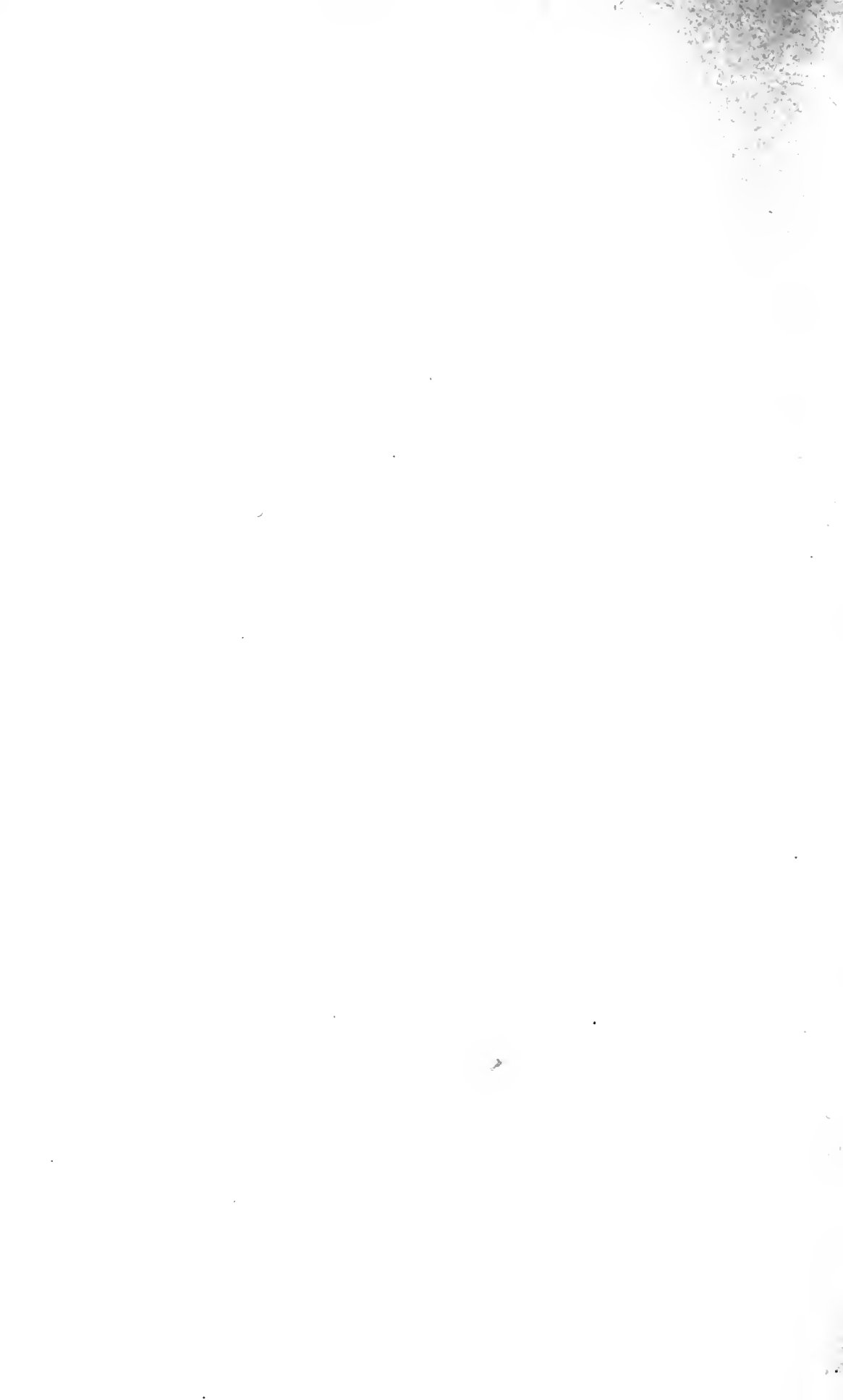
3.

Da liegt im Schatten der Linden  
Einsam das Gotteshaus . . .  
Glockenklang mit den Winden  
Zittert ins Land hinaus.

Es sprudeln und plätschern die Bronnen  
Wohl um die alte Abtei . . .  
Im Klostergarten die Nonnen  
Wandeln zwei um zwei.

Die Eine, die mich betrachtet  
Senkt tiefer den Schleier aufs Kleid;  
Doch tiefer noch umnachtet  
Die Seele mir Reu und Leid.

# SONETTE



I.

I.

AN FRÄULEIN VON E . . .

Siehst du so freundlich dort die Rose winken?  
Sie scheint, umhüllt von duft'gem Silbertau,  
Die Lüfte einzuatmen, lind und lau,  
Die vollste Morgenwonnepust zu trinken.

Der Mittag naht, die Sonnenstrahlen blinken  
So brennend heiß hernieder auf die Au;  
Das zarte Grün, sie wandeln es in Grau; —  
Sieh dort verdorrt zur Erd die Rose sinken!

O halte fest des Glaubens süßen Traum,  
Der, wie der Tau im Kelch der Rose, ruht  
In deinem reinen, kindlichen Gemüt!

O pflücke nie von der Erkenntnis Baum!  
Der Trieb des Forschens sengt wie Sonnenglut,  
Von der des Lebens Blumenreiz verblüht.

II.

AN —

(Mit Liedern)

Mein Streben war ein ewiges Verneinen.  
Ich wußte nichts zu schaffen, nichts zu bauen;  
Untätig schweift ich tagelang in rauhen  
Pfadlosen Gegenden, in dunkeln Hainen.

Und oftmals mußst ich weinen, bitter weinen,  
Sah ich mit braunem Antlitz, busch'gen Brauen  
Vergnügt den Hölzer seine Tannen hauen;  
Dem wurde ein Beruf; ich hatte keinen.

Da kamst du und du gabst mir eine Richtung.  
Du wußtest meine Seele wach zu küssen;  
Aufschloßst du sie mit einem Mosesstabe.

Und hoch auf sprudelte der Quell der Dichtung.  
Drum leg ich diese Schöpfung dir zu Füßen;  
Es ist nur Rückerstattung deiner Gabe.

### III.

AN —

Ich weiß es wohl, wie du in deinem Schoße  
Wie ein verwöhntes Kind mich stets geborgen;  
Dein Antlitz ist ein lichter Frühlingsmorgen,  
Und deine Stimme ist mir Lenzgekose.

Der Leiden wurden viele dir zum Lose,  
Doch hast du mir verschwiegen deine Sorgen;  
Den Dorn im Herzen hältst du stets verborgen  
Und bietest lächelnd mir die duft'ge Rose.

Um deine Huld und Großmut zu erwidern,  
Setz ich ein Denkmal, nicht in Stein und Erzen,  
Nein, unvergänglich dir in meinen Liedern.

Ich sah dich groß im Glücke wie in Schmerzen!  
Und daß dich niemand jemals mög' erniedern,  
Ward dir der Thron in einem Dichterherzen.

#### IV.

O Weib! Die Seele du von meinem Leben,  
Den müden Schwimmer auf bewegten Wogen  
Hast du herauf an deine Brust gezogen,  
Hast alles, eine Zukunft ihm gegeben.

Nur ein unsterblich Lied, dich zu erheben,  
Nur einen jener hochgewölbten Bogen,  
Durch die in Rom Triumphatoren zogen,  
Möcht ich dir baun, doch ist umsonst mein Streben.

Du drückst mich an die Brust und schweigst und  
lächelst

Mit einem Blick, drin Huld und Mitleid liegt,  
Als ob ein krankes Kind im Arm du hättest.

Indes du Kühlung meiner Stirne fächelst  
Und mir das Haar, das um die Schläfe fliegt,  
Mit weicher Sammethand liebkosend glättest.

#### V.

#### EIN WORT

Ein ganzer Himmel war mir einst beschieden,  
Als deinen schönen Leib mein Arm umfängen;  
Der Frühling blühte, und die Lerchen sangen,  
In dies bewegte Herz ergoß sich Frieden.

Ein einzig Wort, — o hättest du's vermieden! —  
Du sprachst es aus, und alle Bande sprangen,  
Die liebend unsre Seelen einst umschlangen,  
Und ach! — auf ewig sind wir nun geschieden.

Zwar wird auf mich, den fürder Nimmerfrohen,  
Noch manche Qual der heißen Sehnsucht lauern,  
Bis dein geliebtes Bild mir ganz entflohen.

Einsam, verwaist, wird meine Seele trauern,  
Vergleichbar jenen Blumen, die beim rohen  
Berühren in sich selbst zusammenschauern.

VI.

AN —

**W**ie in den Abgrund sieht ein Kind mit Zagen,  
So sieh dies Herz, zerrissen und voll Wunden,  
Ein Herz, das einst das höchste Glück empfunden;  
Komm, sieh, und lern dein eigen Leid ertragen.

Sieh diesen Geist, der einst in schöneren Tagen  
So hoch gestrebt, so stolz und ungebunden,  
Im Staube nun, vom Schicksal überwunden,  
Wie eine Eiche, die der Blitz erschlagen.

Und wirst du einst in spätern Zeiten dich,  
Ausruhend an des Glückes klaren Quellen,  
Entsinnen meiner, der dir längst verblich:

Dann, wie um Leichensteine Immortellen,  
Dann werden zur Erinnerung an mich  
Sich Tränen deines Mitleids wohl gesellen. —



VII.

NEUER FRÜHLING

In alten Zeiten bei des Mais Beginnen  
Erbaute man ein Schloß mit Turm und Graben,  
Das Jünglinge mit Kampf und Sturm umgaben,  
Und Jungfrau standen wehend auf den Zinnen.

Nach außen warf man Blumen und nach innen;  
Und endlich boten, wenn sie sich ergaben,  
Die Jungfrau Kuß und Rose einem Knaben,  
Ein Lösegeld, dem keine konnt entrinnen.

Wie lang bekämpf ich so dich schon, du Lose!  
Mit meinen Liedern, Blumen zu vergleichen,  
Die reichlich blühn in diesem Dichterschoße.

Doch wann wird deine Kampflust einmal weichen?  
Wann endlich wirst du küssend mir die Rose,  
Die schöne Rose deines Herzens reichen?

VIII.

AN —

Einst hab ich fest an meine Kraft geglaubt.  
Wie hat der Ehrgeiz diese Brust durchwühlt!  
Die Schläfe hab ich pochen oft gefühlt,  
Als wäre sie von einem Kranz umlaubt.

Der grüne Baum der Hoffnung ist entlaubt.  
Die Liebe ist's, die jetzt die Ruh mir stiehlt,  
Wenn deine weiße Hand die Stirn mir kühlt,  
Und in dem Schoß dir liegt mein krankes Haupt.

Wohl fahr ich wie im Traume oft empor:  
„Verträumt die Jugendzeit, die hinter mir —  
Wie weit das Ziel, das ich mir einst erkor!“

Doch schau ich in dein lieblich Auge dir,  
Dann miß ich gern die Welt, die ich verlor;  
Ich habe dich, den Himmel ja dafür!

## II.

### I.

#### AN EINEN FREUND

Ich kenne diese reissigen Berserker,  
Die die Arena unsrer Zeit betreten,  
Die Menschheit zu erlösen, als Athleten,  
Aus dem Bestehenden, dem großen Kerker.

Es haben diese Zukunfts-Feuerwerker  
Ein Schlagwort oder zwei stets als Raketen;  
Der aber ist der erste der Propheten,  
Dem das Organ der Stimme etwas stärker.

Nur schweigende Verachtung sei die Brüstung,  
Die ehre, dieses Volks dich zu erwehren;  
Sogar ihr Haß lohnt nicht sich der Entrüstung.

Doch wolle ja nicht selbst dich drum entehren  
Und deinen Geist in blanker Waffenrüstung  
Gar wider eine gute Sache kehren.

### II.

Das hat am Volk, das man so oft gepriesen,  
Zuweilen ernstlich mich verzweifeln lassen,  
Daß, wie mir scheint, die Mündigkeit der Massen,  
Noch die Geschichte keiner Zeit bewiesen.

Und wenig Heil erwart ich nur von diesen,  
Die mit selbsüchtigem Zweck den untern Klassen  
Den Weihrauch streuend, stets auf Markt und Gassen  
In ihre Jerichoposaunen bliesen.

Es muß ein fest Vertrauen zu dem Lichte  
In meiner Brust sein, daß ich, solche Schreier  
Von Profession seit je im Angesichte,

Daß ich doch unentwegt, trotz der Geschichte,  
Trotz dem Gesindel dieser Weltbefreier  
Die Blicke gläubig auf die Zukunft richte.

### III.

#### UNSRE ZEITRICHTUNG

Nicht, daß ich dies Bestreben nicht erfasse,  
Des Stoffs sich, der Materie zu bedienen;  
Schon brach der Geist mit Dampf und Eisenschienen  
Der Bildung und der Freiheit eine Gasse.

Nur das Extrem der Zeit ist's, das ich hasse!  
Die Menschheit ward, so hat mir oft geschienen,  
Zu einem ungeheuern Schwarm von Bienen.  
Utilität! das ist der Ruf der Masse.

So durch ein Leben, das den Tieren eigen,  
Erwerb, Krieg, Kinderzeugung und so weiter,  
Bringt ihr das Edelste in euch zum Schweigen,

Wenn nicht, wie euch die heitern Griechen zeigen,  
Auch euch das Schöne wird zur Himmelsleiter,  
Drauf Götter zu den Menschen niedersteigen.

#### IV.

**M**ein ganzes Leben war ein reges Fechten!  
Gern sah' ich einst den Völkermorgen tagen,  
Und habe stets trotz Freund und Feind getragen  
Der Freiheit Fahne hoch in meiner Rechten.

Doch keinen Lorbeer mag ich jenen flechten,  
Die Uniformen für des Herzens Schlagen  
Zuschneiden und zur Ebne abzutragen  
Das Große und Erhabene gedächten.

In edlem Streben mag an allem Hohen  
Sich gern mein Aug und meine Seele weiden,  
Doch widerstrebt mein Sinn dem Niedern, Rohen,

Und jene Haufen such ich stets zu meiden,  
Wo Zwerge sich gebärden wie Heroen,  
Und wo sich Buben mit dem Purpur kleiden.

#### V.

#### SELBSTKRITIK

**E**inst spann ich aus Systemen, aus konfusen,  
Das bißchen Wolle am Gelehrtenrocken,  
Bis mich die Zeit mit ihren Sturmesglocken  
Erkennen ließ den Gott in meinem Busen.

Das Herz belauscht ich unter schlichten Blusen.  
Ich ließ mich gern von Lenz und Blütenflocken  
Und vom Sirenensang des Ruhmes locken  
Und hing berauscht am Nacken holder Musen.

Ein weites Feld lag meinem Streben offen:  
Ich rang nach Schönheit, Anmut, Formenreinheit;  
Groß war mein Mut, zu groß vielleicht mein Hoffen.

Zwar ich erhob mich über die Gemeinheit;  
Doch fehlt mir, der ich reich an Plan und Stoffen,  
Die wahre Kunstvollendung, Maß und Einheit.

## VI.

Lang irrt ich in gefährlicher Verblendung:  
L Freiheit in allem! rief ich stets entschlossen,  
Indes die Ströme meiner Seele flossen  
In ungebundner üppiger Verschwendung.

Denn spät erst wurde jene Kunstvollendung,  
Das Ebenmaß der Griechen mir erschlossen,  
In das sich ihr erhabner Geist ergossen;  
Da, wenn auch spät, erkannt ich meine Sendung.

Zwar ward mir's schwer, als selbst aus ihren Betten  
Die Zeit austrat, aus regellosen Tönen  
Mich in den Schoß der reinen Kunst zu retten.

Auch jetzt noch ist dem Kampf und Waffendröhnen  
Mein Ohr nicht taub; jedoch mit Blumenketten  
Hält mich umwunden das Gesetz des Schönen

VII.  
ZURUF

Was tatest du, so muß ein Freund dich fragen,  
Mit dem dir reichlich zuerteilten Pfunde?  
Was tatest du, was schufst du bis zur Stunde,  
Um stets die Welt des Undanks anzuklagen?

Wähnst du vielleicht dich quitt, und abgetragen  
Die Schuld, die jegliches Talent im Grunde  
Der Welt entrichten soll, weil eine Wunde  
Dir hie und da ein Bube hat geschlagen?

Auf, wecke neu den Mut, den halb verloren,  
Und gib uns, was in schlummerlosen Nächten  
Dir aufgeblüht, die Rosen samt den Dornen!

Dir ward ja, daß du rangest nach dem Rechten,  
Als günstig Zeichen nur, dich anzuspornen,  
Des Pöbels Feindschaft und der Haß der Schlechten.

VIII.  
AN ZWEI MEINER UNIVERSITÄTSLEHRER

Was wär' ich worden unter eurer Pflege?  
So frag ich oft; doch ein unnennbar Lieben  
Hat vor dem Bild der Schönheit mich getrieben,  
Daß ich das Haupt an ihren Busen lege.

Und sinnend ging ich meine eignen Wege;  
Doch ist, was ich geträumt, geschwärmt, geschrieben,  
Mir die Erinnerung an euch geblieben,  
Die ich der Perle gleich im Innern hege.

Einst hat ein Strahl der Hoffnung mich getroffen  
Noch fänd' ich euer Herz, säh' ich euch wieder,  
Vielleicht dem eurer würdigen Schüler offen.

Wie schlag ich nun verschämt die Augen nieder;  
Denn nichts blieb mir, als ein getäushtes Hoffen,  
Ein brechend Herz und eine Handvoll Lieder.

## IX.

### UNMUT

(An einen Freund)

**D**u sahst mich schwelgen oft im Tonregister,  
Mich stolz gebärden, trotzig und unbändig,  
Wenn ich nach Herzenslust sie eigenhändig  
Gezüchtigt, jene Lumpen und Philister.

Nun ward ich zahm, fast wie ein Dorfmagister,  
Und nüchtern und prosaisch und verständig;  
Bescheidne Arbeit lieb ich unabwendig  
Und Ruhe, die froh wechselnden Geschwister.

Der Ruf des Ruhms mit dem Sirenen schalle  
Lockt mich nicht mehr. Es hangen längst die guten  
Tonwaffen ungebraucht in meiner Halle.

Soviel ich kann, dräng ich die Wohllautsfluten  
Zurück zur Seele und bedaure alle,  
Die sich für diese Krämerwelt verbluten.



### III.

#### I.

#### AUF MEINE GROSSMUTTER

Wie floß von deiner Lippe milde Güte!  
Bei deinem Beten senkte sich der Glaube  
Einst friedespändend, eine weiße Taube,  
Hernieder auf mein kindliches Gemüte.

Was damals sanft in meinem Busen glühte,  
Ward nun dem Geier der Vernunft zum Raube,  
Und hingewelkt ist mir im Wüstenstaube  
Des Lebens jede frische Jugendblüte.

Einst liebtest du mich, o laß dich bewegen!  
Gib einmal noch in stiller Abendstunde  
Mir des Gebetes frommen Kindersegen!

Doch, ach! zu tief ist meines Herzens Wunde;  
Das schöne Land der Kindheit zu entlegen,  
Und du — liegst längst verscharrt im kühlen Grunde!

#### II.

#### WAS MIR BLEIBT

Wo seid ihr, Hoffnungen und Phantasieen,  
Die ich gehegt in sommernächt'gen Stunden?  
Nicht eine hat Erfüllung je gefunden,  
Nicht eine Saat ist je zur Frucht gediehen.

Einst lockte mich mit süßen Melodieen  
Die Nixe Liebe; ihre herbsten Wunden,  
Doch ihre Wonnen nie hab ich empfunden,  
Und meine schönsten Lebensjahre fliehen.

Doch ob auch alle Sterne mir verglommen,  
Auf die ich einst gebaut, kein weibisch Klagen  
Soll fürder mehr aus meinem Munde kommen.

Ich lernte mich gedulden und ertragen;  
Blieb ja das Eine doch mir unbenommen:  
Die Lieder, die mich stets nach oben tragen.

### III.

### BEGEISTERUNG

**B**egeisterung! du Pulsschlag des Poeten,  
Wie lieb ich dich! Du sandtest strahlenprächtig  
In diese Seele, trüb und mitternächtlich,  
Oft des Gedankens leuchtende Kometen.

Euch wird sie, jene Gottheit der Propheten,  
Ihr Nüchternen, die ihr so klug bedächtig  
Das volle Leben abteilt karg und schwächtlich,  
Nie aus dem Flammenbusch entgegentreten!

Laßt euch den Plunder des Alltagsgewandes  
Nur immerhin von der Gewohnheit schürzen,  
Trinkt Wasser, freut euch eures kleinen Tandes!

Ich will — und sollt es auch mein Leben kürzen —  
Dies trockne Brot hausbackenen Verstandes,  
Begeisterung! mit deinem Wein stets würzen.

#### IV.

### LEIDENSCHAFT

Was immer mir die Feindschaft unterschoben,  
Mein einziges Verbrechen ist dies Feuer  
Der Leidenschaften, die in immer neuer  
Empörung wild durch meine Adern toben.

Oft schien mir diese Glut gesandt von oben;  
In jeder Brandung war sie mir ein Steuer,  
Und ihre Flammen waren oft mir teuer,  
Wenn mich mein Los mit kaltem Reif umwoben.

In meines Lebens Buch die meisten Zeilen  
Schrieb sie; sie hieß mich arm und unstät schweifen  
Und schlug mir Wunden, welche kaum mehr heilen.

Doch ließ sie auch Erhabnes in mir reifen,  
Ja, an das Göttliche ließ sie zuweilen  
Die Schwingen meiner trunknen Seele streifen.

#### V.

### DAS GENIE

(Veranlaßt durch ein Sonett von Emil Deschamps)

#### 1.

Ich lese sinnend das Sonett zuweilen,  
Mit dem an Camoëns sich Tasso wendet  
Und ihm vom Ruhm der Zeit die Hälfte spendet,  
Wie in ein Reich zwei Könige sich teilen.

Doch beide hat das Los mit gift'gen Pfeilen  
Verfolgt, da dieser sein Gedicht vollendet  
Im Irrenhaus und jener ihm gesendet  
Aus dem Spitale seine Antwortzeilen.

Wie mancher mißt sich heut mit diesen Riesen  
Und will verkannt, wie Tasso unterdrückt sein,  
Und elend gleich dem großen Portugiesen!

Doch scheint mir, daß die Ähnlichkeit mit diesen,  
Daß der Beruf durch Hungern und Verrücktsein  
Und Verseschreiben keineswegs bewiesen.

2.

Und doch ward das Genie von jenem greisen  
Bettler von Chios bis zu unsern Tagen  
Verkannt, gehetzt von Hunger, Not und Plagen,  
Wie die Annalen jedes Volks beweisen.

Vielleicht die größten Dichter sind's und Weisen,  
Die ungekannt dem Elend unterlagen  
Und unerforscht wie die erhabnen Fragen  
Der goldnen Sterne, die am Himmel kreisen.

Doch sind's nicht jene lärmenden Genossen,  
Die ihre Schmerzen aus beredtem Munde  
Auf Markt und Gassen vor der Welt ergossen.

Nicht kokettierend mit der eignen Wunde,  
Nein, stolz und trotzig in sich selbst verschlossen  
Und lautlos gehn die Besten oft zugrunde.

VI.

CONCEPTIO IMMACULATA

O Christenheit, wie bist du in Bedrängnis,  
Da hier die Landesväter dir, die Pfaffen  
Dir droben eine Polizei geschaffen  
Und dir das Leben machen zum Gefängnis!

Ist denn ein ewiger Rückschritt dein Verhängnis?  
Kaum ließ man dich den heil'gen Rock begaffen,  
So ziehst du wieder mit den Glaubenswaffen  
Zum Streit ob der jungfräulichen Empfängnis.

Wie möcht' ich da den Heiden, der erlauchten  
Herrschaft des Schönen, jenen Griechen rufen,  
Die selbst in Stein unsterblich Leben hauchten,

Die huldigend nur vor den Thronesstufen  
Der Kunst gekniet und, wenn sie deren brauchten,  
Sich selber ihre heitern Götter schufen!

VII.

Schön ist's, wenn Tauben gleich die heitern Stunden  
Mit weißem Fittig uns vorüberschweben;  
Doch hab ich, den das Unglück oft umgeben,  
Im Schmerz den höhern, edlern Reiz gefunden.

Wie lieb ich ihn! — nicht jene kleinen Wunden,  
Nein, den erhabnen Schmerz, dies heil'ge Beben,  
Bei dem ich reiner, deutlicher das Leben  
Des Gottes in der eignen Brust empfunden.

Denn immer fühl ich, daß auch mir nicht fehle  
Die Weihe, wenn mein Lied selbst in so schlimmen  
Und düstern Tagen rieselt aus der Seele.

Wem in der Brust der Dichtung Funken glimmen,  
Der gleicht der Nachtigall, des Waldes Kehle,  
Die Schmerz und Lust zu gleichem Wohllaut stimmen.

### VIII.

### NACH SÜDEN

Wie haß ich diesen kalt vernünft'gen Norden,  
Wo triste Menschen nur sich um mich reihen,  
Die neidisch mein Talent mir nie verzeihen,  
Und die mir meine schönsten Träume morden!

Die Poesie mit ihren Glutakkorden,  
Nie wird sie ganz mich hier zum Dichter weihen,  
Hier, wo der Lorbeer nimmer kann gedeihen,  
Wo keine Hoffnung je mir wahr geworden.

Und wenn sie alle Würden auf mich lüden,  
Ich möchte nicht bei diesen Menschen weilen,  
Die meine Seele bis zum Tod ermüden.

Der letzte Zweifel muß sich nun zerteilen,  
Ob ich ein Dichter sei; drum auf, nach Süden!  
Dies stete Heimweh meiner Brust zu heilen.

IX.

EINLADUNG

(Am Genfersee)

Hier liegt Natur in ihrer Größe offen;  
Vor dieser kolossalen Alpenkette,  
Die sich erhebt aus blauem Wogenbette,  
Steh ich verstummend, wie vom Schlag getroffen.

Verzweifelnd läßt vor solchen mächt'gen Stoffen  
Der größte Meister sinken die Palette,  
Und ich, ein Schüler noch, soll im Sonette,  
Was jener aufgibt, zu erreichen hoffen?

Nein, komm du selbst, um diese Welt zu schauen!  
Ich will das Gold der Rebe dir kredenzen,  
Das reichlich quillt auf diesen milden Auen.

Und wenn in Abendglut die Alpen glänzen,  
Will ich des Liedes Wohllaut niedertauen  
In deine Seele — und dein Haupt bekränzen.

## IV. NEUERE DICHTER

### I.

#### AUF PLATEN

Von jugendlichem Feuer irrgelitet  
Bin ich erst kalt an dir vorbeigegangen,  
Dem man in ungerechtem Unterfangen  
Die Palme der Vollendung oft bestreitet.

Dir, dem nur Anmut von der Lippe gleitet,  
Dir ist die Kunst als Frühling aufgegangen,  
Darüber du, wenn deine Weisen klangen,  
Den milden Griechenhimmel hingebreitet.

Zwar keiner wird an Wohllaut dich erreichen;  
Doch, ob dich jede Formvollendung kröne,  
Nie liebest du den Geist dem Körper weichen.

Denn, mag man auch die Reinheit deiner Töne  
Antiken Marmorbildern oft vergleichen,  
Ist immer ihre Seele doch das Schöne.

### II.

#### AUF UHLAND

Wie staunt ich einst in meinen Schülertagen,  
Wenn Türme, Schlösser, hochgewölbte Hallen,  
Wenn Saitenspiel, Turnier und Waffenschallen  
In deinem Buche vor mir offen lagen!



Wie liebt ich jene weichen Sängerklagen  
Der Troubadours, die Ritter und Vasallen,  
Die rotbekreuzt zum heil'gen Grabe wallen,  
Wie lauscht ich gierig all den Heldensagen!

Heut les ich am Gestad Sorrents dich wieder;  
Die königliche Sonne mit dem reichen  
Purpurnen Mantel steigt ins Meer hernieder.

Und Heimweh fühl ich meine Brust beschleichen,  
Denn durch die frische Lenzluft deiner Lieder  
Ist mir, als hör' ich Rauschen deutscher Eichen.

### III.

#### AUF FREILIGRATH

(Nach dem Erscheinen seiner Zeitgedichte)

**W**ie? du verläß'st die Zedern und die Palmen  
Und deine braunen Scheiks und deine Chane,  
Den gelben Wüstensand, die Ottomane?  
Auch du singst revolutionäre Psalmen?

Wo Barrikaden stehn, Wachtfeuer qualmen,  
Statt mit dem Dolch und mit dem Yatagane  
In deutscher Wehr, auf deutschem Schlachtenplane  
Erscheinst auch du, Tyrannen zu zermalmen?

Traun! Schön ist's für den Kenner, anzuschauen,  
Wie voll du schlägst, wie kräftig deine Quartan;  
Nur sind sie leider in die Luft gehauen.

Umsonst steigst du herab von deinen Warten!  
So lang die Kunst, ein gutes Bier zu brauen,  
Der Michel kennt, so wird er nicht entarten.

VI.  
AUF HEINE

1.

Anmut'ge Märchen wunderbaren Klanges,  
Naive Weisen dir vom Munde quellen,  
Drin Liebe sich und Spott und Witz gesellen;  
Das sind die Seelen deines Zaubersanges.

Doch oft auch zuckt ein Weh, ein schrilles, banges,  
Wie Mövenschrei ob dunkelblauen Wellen;  
Dazwischen blüht der Lotos, und Gazellen  
Beschauen sich im stillen, heil'gen Ganges.

Den schlanken Nixen gleichen deine Lieder,  
Den zauberhaften, die du oft besungen;  
Im Mondschein schimmern ihre weißen Glieder.

Wie mancher taucht, von ihrem Sang bezwungen,  
Sich in die blaue Flut der Dichtung nieder!  
Doch keiner außer dir hat sie umschlungen.

2.

Wer kennt sie nicht, die täglich abgeschmackter  
Den sittlichen Verfall der Zeit beweinen!  
Sie wollen das Talent dir nicht verneinen,  
Doch Würde und moralischen Charakter.

Sie finden es obszön, daß selbst in nackter  
Schönheit die Götter des Olymps erscheinen;  
Apollo sollte Hosen tragen, meinen  
All diese ethisch-kritischen Kalfakter.

Doch, eine schlanke, lose Bajadere,  
Hat deine Muse spielend dies Gelichter  
Vernichtet mit des Witzes scharfer Wehre.

Wann endlich ahnt dies Volk der Aferrichter,  
Daß nur das Plumpe und Gedankenleere  
Im Reich des Schönen Sünde sei dem Dichter!

V.

AUF LENAU

Die Nacht ist still, die Lüfte wehen linde;  
Rings auf der Welt liegt ein elegisch Träumen.  
Die Blätter lispeln leis nur an den Bäumen,  
Wie Seufzerhauch von einem kranken Kinde.

Ein leuchtender Gedanke, pfeilgeschwinde  
Aufzuckt der Blitz; empörte Wogen schäumen;  
Hinjagt das Roß des Sturms; wer will es zäumen?  
Der Himmel weint, als ob er Schmerz empfinde.

So gilt das stete Klagen deiner Zither  
Der Kreatur, die um Erlösung fleht  
Und Freiheit heischend pocht am Kerkergeritter.

Es ist der Schmerz, der durch die Schöpfung geht  
Im Windessäuseln, wie im Ungewitter,  
Vom milden Hauch der Poesie umweht.

VI.

AUF BYRON

**D**u hast gekämpft den Kampf der Kreatur;  
Ein andrer Faust, doch tiefer, flammentrunken  
Zogst du mit deines Geistes lichten Funken  
Der Menschheit eine breite Feuerspur.

Ein Don Juan zugleich, ein Troubadour,  
Ob auch beschrien vom Geschlecht der Unken,  
Bist vor der Schönheit du in Staub gesunken  
Und glühtest für die weibliche Natur.

So das Geschick bekämpfend und es höhrend,  
Warbst du um die zu früh dem Tod geweihte  
Schöne Hellas, ein ungestümer Freier.

Da auf dich selber ließ der Tod, versöhnend  
Und lösend dein von stetem Widerstreite  
Bewegtes Leben, sinken seinen Schleier.

VII.

AUF EMANUEL GEIBEL

**G**anz kennst du unsre Zeit, doch fremd der Spaltung  
Der wogenden Parteien und ihrem Toben  
Hast du gewendet deinen Blick nach oben  
In selbstbewußter, priesterlicher Haltung.

Ein schönes Bild harmonischer Entfaltung  
Hast du uns, Unvergänglicher, gewoben  
Und einmal noch auf ihren Thron gehoben  
Die Kunst durch formvollendete Gestaltung.

Das Lied ist dir wie wenigen gelungen;  
Die ernste Weisheit auch ward dir gegeben;  
Du hobst den goldnen Schatz der Nibelungen.

Nicht einer Zeit, die rasselt, gilt das Streben  
Des Dichters, der für alle Zeit besungen  
Das, was unendlich ist im Menschenleben.

## V. SCHWEIZER SONETTE

### I.

#### AUS DER FREMDE

Als Kind durchwacht ich oft die Winternächte  
Bei alten Sagen, Chroniken, Geschichten,  
Die von Helvetiens Helden uns berichten,  
Im Frieden schlicht und siegreich im Gefechte.

Wie schlug die Brust für ihre heil'gen Rechte!  
Wie wähnt ich, einst in Worten und Gedichten  
Ein Denkmal früh'rer Größe aufzurichten  
Dem heutigen, verkommenen Geschlechte!

Doch Neid und Roheit suchten stets die Habe  
Der Poesie im Busen mir zu mindern  
Und zu vergiften meine beste Gabe.

Nur den Triumph soll niemand mir vermindern,  
Daß einst die Schweiz erkennt an meinem Grabe:  
Hier ruhet eins von meinen treusten Kindern.

### II.

1853

#### 1.

Wie vieles hat mich ehemals erbittert  
In meiner Heimat, wo man oft mir grollte  
Und oft mißkannte, oft nicht kennen wollte  
Dies Herz, das nie mit falschem Schein geflittert!

Und als es ob Europa jüngst gewittert,  
Als stolz der Donner der Empörung rollte,  
Da war's das Ausland, dem ich Beifall zollte,  
Das Völkerglück, für das mein Herz gezittert.

Doch seit ob meinem Land die Wolken schweben,  
Wie freudig würd' ich nun mit einem Male  
All meinen kleinen Feinden dort vergeben,

Könnt' ich nach heißem Kampf beim Abendstrahle  
Aushauchen für das Vaterland mein Leben  
In einem heimatlichen Alpental.

2.

Der Pforte weben sie den Totenschleier.  
Matt schlägt ihr Puls, und täglich wird sie kränker;  
Es harren schon die großen Völkerhenker;  
Denn wo ein Aas, da sammeln sich die Geier.

Wo aber ist ein Volk, das stärker, freier  
Als wir? Drum auf, ihr Krieger, Dichter, Denker!  
Beschwört der Väter Geist als starken Lenker  
Zur Freiheitsschlacht, als einer Ahnenfeier!

Daß hier, wo wiederum der heil'ge Friede  
Um diese Alpen weht, das Land der Telle,  
Das oft gefeiert ward im Heldenliede,

Daß hier den Tempelräubern an der Schwelle  
Der Freiheit das Geschlecht der Winkelriede  
Ein donnernd Halt in ihre Ohren gelle.

III.

1857

DIE ALTEN EIDGENOSSEN 1.

Im Grütli fing die Freiheit an zu grünen;  
Seit jene Feuer auf den Bergen lohten,  
Die schnöde Herschbegierde mit dem roten  
Herzblut des Adels mußte Östreich sühnen.

Sankt Jakob mahnt an Gräber alter Hünen  
Mit seinen stolzen, siegesmüden Toten.  
Dem „letzten Ritter“ habt ihr Trotz geboten,  
Drei Mal vernichtet habt ihr Karl den Kühnen!

Für Freiheit stets ist euer Blut geflossen;  
Ihr waret keine klugen Diplomaten,  
Doch Männer, derb und wehrhaft und entschlossen.

Nicht auf Kongressen fremder Potentaten  
Erwartet ihr euren Ruhm, ihr Eidgenossen,  
Nein, auf euch selbst vertrauend und durch Taten.

2.

Die Zeiten ändern — hab ich oft vernommen —  
Die jetzige Schweiz taugt nicht mehr zum Gefechte;  
Nur durch die Eifersucht der fremden Mächte  
Blieb ihr bis heut die Freiheit unbenommen.



Und, hie und da ein Fleckchen ausgenommen  
An ihrer Ehre und an ihrem Rechte,  
Wie wirr sich mancher Handel auch verflechte,  
Ist sie doch immer leidlich durchgekommen.

Und ist, daß kein Volk siegreich wider alle  
Ankämpfen mag, ein Grund denn, daß vor Thronen  
Der Sohn der Freiheit schmähhch niederfalle?

Noch zeigen euch, was wider Legionen  
Ein kleines Volk vermag in euerm Falle,  
Die Stämme, die den Kaukasus bewohnen.

### 3.

AUT - AUT — AN DIE HEUTIGE SCHWEIZ

**E**s lauert stets der Feind an deinen Toren.  
Ein jeder Nachbar gibt dir eine Lehre;  
Ein jeder strebt, daß er dein Recht versehere  
Und sich an dir erwerbe seine Sporen.

Und du — du fliehst, den sie herauf beschworen,  
Den Kampf? Ein Volk, dem Mut gebricht und Wehre,  
Sein gutes Recht zu schützen, seine Ehre,  
Hat auch das Recht auf Freiheit schon verloren.

Hast du die Kraft, zu wahren, was dein eigen,  
Als echte Erbin frühern Heldentumes,  
So stehe auf und woll' es endlich zeigen.

Doch fehlt dir jene Kraft, dann heiß sie schweigen,  
Die schmetternden Posaunen alten Ruhmes,  
Um ohne Prahlen in das Grab zu steigen.

## VI. AUS DEM SÜDEN

### I.

#### HEIMWEH

Hier pflegt Natur mit ihren goldnen Auen,  
Mit ihrem Himmel, ihren Farbenstiften  
Weit eher als die Weisheit trockner Schriften  
Die Quellen meiner Seele aufzutauen.

Doch mag ich auch im Geiste Bilder schauen,  
Die oft mir die Erinnerung vergiften,  
Gern kehrt mein Herz zurück zu jenen Triften,  
Zu den geliebten, heimatlichen Gauen.

Im Hochland siehst du dort noch stets die derben  
Urenkel Tells, in stromdurchfloßnen Tiefen  
Ein reges Volk mit blühenden Gewerben,

Ein Volk, ob alle andern Völker schliefen,  
Noch fähig, mit dem Herzblut aufzufärben  
Die blasse Schrift in seinen Freiheitsbriefen.

### II.

#### AUS VENEDIG

Venezia, wie bist du tief gesunken!  
Herrin des Meeres einst und dreier Reiche,  
Nun leblos, eine schöne Marmorleiche,  
Um die noch Gold und ird'sche Flitter prunken.

Und deine Kunst! Wie oftmals stand ich trunken  
Vor Tizian, dem keiner sich vergleiche,  
Bellin und Paul und Palma, deren reiche  
Schöpfrische Kräfte lichte Gottesfunken.

Nun ist der Schönheitssinn der hohen Ahnen  
Aus seltenen Gemälden nur und Torsen  
Zerfallender Paläste noch zu ahnen,

Indessen deines Ruhmes stolze Fahnen  
Erst Siegstrophä'n geworden jenem Korsen,  
Nun Teppiche dem Fußtritt von Germanen.

### III.

### AUS ROM

Italien! Welk sind deine Lorbeerranken;  
Längst wirft Erinnerung um Romas Mauern,  
Die eines Volkes Größe überdauern,  
Das Leichentuch elegischer Gedanken.

An deinem Herd, welch ruhmlos kleinlich Zanken,  
Indes die Besten im Exile trauern!  
An deinen offnen Pforten aber lauern  
Die Deutschen auf ein Erbe und die Franken.

Dumpf, wie versteint seh ich dich an den sieben  
Grabhügeln jener mächt'gen Söhne schweigen,  
Die einst allein die Weltgeschichte schrieben.

Du Niobe, der eine Macht nur eigen,  
Der nur der Schönheit Szepter noch geblieben,  
Vor dem sich Könige und Völker neigen.

IV.  
AUS NEAPEL

1.

O schöne Tage! — da geschmückt mit Kränzen  
Dies Winzervolk sich drängt in bunten Ketten  
Beim Ton von Tamburin und Kastagnetten  
Zu wildbewegten Tarantellatänzen.

O süße Nächte! — wenn die Sterne glänzen,  
Mich sanft an eine schöne Brust zu betten  
Und mit der Liebe farbigen Paletten  
Des Tages fremde Bilder zu ergänzen.

Wohl uns, mein Kind! Hier gibt es keine Rotte  
Von Moralisten, die, uns zu belauschen,  
Neugierig späht in die umlaubte Grotte.

Und leichter, scheint mir, läßt sich hier berauschen  
Der grämliche Verstand vom kleinen Gotte,  
Durch den wir selig unsre Seelen tauschen.

2.

Hier siehst du oft an kargem Fischerherde  
In diesen Hütten längs den Meeresküsten  
Bemüht, ein einfach ländlich Mahl zu rüsten,  
Die schönsten Fraun von edelster Gebärde.

Ein Weib, halb nackt, sah ich dort an der Erde,  
So ebenmäßig schön wie Griechenbüsten;  
Ein Säugling lag an ihren weißen Brüsten,  
Ein Anblick, den ich nie vergessen werde.

Es pflegte mit so seliger Gewährung  
Ihr Antlitz auf den Liebling sich zu senken,  
Mit soviel Demut, Milde und Verklärung,

Daß ich der Christusmutter muß' gedenken;  
Und ich begriff, wie solche Hochverehrung  
Ihr schönheitssinnbegabte Völker schenken.

3.

Zwar winkt hier der Genuß gleich Marmorbüsten,  
Die lüstern weiß aus dunkeln Hainen lauschen,  
Und beut in ewig wechselndem Berauschen  
Befriedigung den leisesten Gelüsten.

Doch laß ich täglich längs den reichen Küsten  
Vom leichten Winde meine Segel bauschen,  
Den offenen Arm der Wollust zu vertauschen,  
O Einsamkeit! mit deinen reinen Brüsten.

Erst jetzt begreif ich, wie hier an der Sonne  
Der Mensch mit souveränem Hochvergnügen  
Sich dehnt, ein Diogen, selbst ohne Tonne.

Fast wähnt der Einzelmensch mit seinen Flügen  
In diesem Land, auf das Gott alle Wonne  
Bacchantisch ausgoß, selbst sich zu genügen.

V.

SORRENT

Die Stadt, in lautem Taumel wie verloren,  
Mich drängt's, daß ich um deinen Reiz sie meide,  
Du schön Sorrent, das trotz dem Blütenkleide  
Oft ernste Bilder mir heraufbeschworen.

Sorrent, das jenen Tasso einst geboren,  
Des Lorbeer troff von unermäßigem Leide,  
Das sich, dem Pöbel weichend und dem Neide,  
Ein deutscher Pindar zum Asyl erkoren.

Hier lehrt mich das Gedächtnis solcher Dichter,  
Daß, wie das Leben auch uns mag umnachten,  
Ein stolz Bewußtsein bleibt der beste Richter.

Hier lern ich redlich nach dem Höchsten trachten  
Und Lüge, Neid und niederes Gelichter  
Und selbst die Schläge des Geschicks verachten.

VI.

IN MESSINA

Von jenen, die zu fremdem Kampfe schritten  
Bei Marignano und Navarra schon,  
Von jenen, die den Tod um Söldnerlohn  
Des schwächlichen sechzehnten Ludwigs litten,  
Bis heut hat der Gedanke, daß gestritten  
Das Kind der allerfreisten Nation  
Um Geld zu jeder Zeit für jeden Thron,  
Oft schmerzlich in die Seele mir geschnitten.

Dem Mitleid, der dem Mächt'gen unterliegt;  
Doch Schmach dem Freien, der, von Gold geblendet,  
Aus eigener Wahl ins Sklavenjoch sich schmiegt,

Und drei Mal Schmach ihm, wenn er so sich schändet,  
Daß er, im Schoß der Freiheit einst gewiegt,  
Die Waffen wider seine Mutter wendet.

## VII.

### AUS GENUA

#### 1.

Von diesen braunen, trotzigen Kastellen  
Siehst du die stolze, prächt'ge Stadt sich dehnen;  
Der Hafen wimmelt, wie von Riesenschwänen,  
Von Schiffen, deren weiße Segel schwellen.

Die Küste liegt im Glanz, im morgenhellen,  
Colombos Heimat, Voltri, reich an Kähnen;  
Hier Pegli mit den Gärten und Fontänen;  
Das ferne Korsika entsteigt den Wellen.

Groß stimmt mich diese Pracht, die niegeschaute,  
Dies Meer, die reichen Wein- und Ölgelände,  
Die Schönheit, die erhabne, kunstgebaute.

Nur manchmal, wenn der Tag sich neigt zu Ende,  
Vermiß ich jene heimatlichen Laute  
Und eine Seele, die mit mir empfände.

2.

Denkst du des Abends noch, des zauberischen,  
Der uns so süß verging und ach! so flüchtig  
In jener Kirche, wo uns eifersüchtig  
Die Heiligen ansah aus ihren Nischen?

Und als du später wiederkehrtest zwischen  
Den lästigen Verwandten, ernst und züchtig,  
Wie eilt' ich, mich, dein rauschend Kleid nur flüchtig  
Zu streifen, mit den Betenden zu mischen!

Doch, o des Glücks! da, täuschend die Begleiter,  
Du mir die süßen Zeilen zugeschoben  
Und Andacht heuchelnd langsam schritttest weiter.

Die Töne stiegen von dem Chore droben  
Herab, wie Engel auf der Himmelsleiter; —  
Doch meine Seele stieg entzückt nach oben.

DÄMMERUNG

3.

Wie lieb ich jene Zeit, wenn schwach und schwächer  
Der Tag verhallt mit seinen lauten Stimmen,  
Und wenn im Grau der Dämmerung verschwimmen  
Bastei und Aquaedukt und flache Dächer!

Denn, wenn die Nacht ausspannt den dunkeln Fächer,  
Darin der Sterne Diamanten glimmen,  
Wenn Nachtigallen weich zur Klage stimmen,  
Dann, scheuen Schritts, verläßt du die Gemächer.



Ich aber harre dein, wo unter düstern  
Weinranken, die die laue Nachtluft würzen,  
Mich Marmorsphinx ansehn weiß und lüstern,

Bis du dich nahst, in meinen Arm zu stürzen,  
Und fester nur mit deinem süßen Flüstern  
Des eignen Lebens Rätsel mir zu schürzen.

DAS ALTE GENUA

4.

Als einst zum Sturm Jerusalems der Glaube  
Europa wappnete, da war dein Sohn  
Der Sarazenen Schreck, ein Führer schon  
Dem frommen Ritter mit der Eisenhaube.

Doch später, unermeßlich reich vom Raube,  
Den Franken sprachst du, sprachst Venedig Hohn,  
Dem Griechenkaiser gabst du seinen Thron,  
Und Pisa lag durch deine Hand im Staube.

Du herrschtest über die Tyrrhenerflut,  
Im Osten blühten deine Kolonien,  
Chios und Cypern zahlten dir Tribut.

Was du auch unternahmst, es war gediehen,  
Und strahlend, im Geleit von Macht und Gut,  
Sahst du den Ruhm durch goldne Tore ziehen.

**E**inst wagte keine Macht mit euch zu ringen;  
 Man warb um eure seegewohnten Streiter;  
 Nach außen dehnte voller stets und breiter  
 Die kleine Handelsrepublik die Schwingen.

Nach fernen Küsten warf sie ihre Schlingen;  
 Ihr war das Glück, der Sieg war ihr Begleiter;  
 Sie wagte bis zum Hellespont und weiter  
 Zum schwarzen Meere herrschend vorzudringen.

Doch innen war sie schwach schon; in Entzweiung  
 Der Adel; dieses Völkchen von Ligurien  
 Rang, ungestraft ihr trotzend, nach Befreiung.

Sie aber spielte, schon gepeitscht von Furien  
 Des Bürgerzwists und wogender Parteiung,  
 Mit fernen Kronen noch in ihren Kurien.

**N**och einmal war das Glück euch hold im harten  
 Seeheldenkampf: zwei Könige in Banden;  
 Gefangen Prinzen, Paladine, Granden;  
 Erbeutet Gold und Purpur und Standarten.

Jedoch vergebens des Triumphzugs harnten  
 Die Euern; heimlich an der Küste landen  
 Hieß euch Visconti; eure Sonnen schwanden.  
 Es war die letzte eurer Heldenfahrten.

Pisani hat, ein Rächer der Pisaner,  
Verdunkelt schon bei Chioggia euern Glanz,  
Auf euern Schultern stehn die Venetianer;

Und euren Kolonien des Morgenlands  
In wilden Schwärmen nahn Mohammedaner,  
Die der Prophet zum Sturm führt vor Byzanz.

ANDREAS DORIA

7.

**D**u hoher Römer, überhäuft mit Ehre  
Von einem Kaiser, dem du mit der Linken  
Gedient, daß deine Rechte dem Versinken  
Der in sich selbst zerfallnen Heimat wehre!

Und wie du siegreich herrschtest auf dem Meere,  
Schwieg die Parteiwut auch bei deinem Winken;  
Selbst Fieschis Stern schien nur bestimmt zu blinken,  
Daß sinkend er dein Heldenhaupt verkläre.

Das Recht des niedern Volkes eng begrenzend,  
Hast du die starre Satzung umgegossen,  
Den Adel durch die Bürger klug ergänzend.

Was nur ein Mensch kann, tatst du unverdrossen,  
Und nochmals hob dein Vaterland sich glänzend;  
Doch schon von Göttern war sein Fall beschlossen.

## 8.

Wo, stolzes Genua! sind deine Flotten?  
 Wo deine Schätze, Helden und Galeeren,  
 Mit denen du als Fürstin auf den Meeren  
 Auszogest, die Rivalen auszurotten?

Der Nobili Prachtvillen, Gärten, Grotten,  
 Niemand bewohnt sie, dem Verfall zu wehren;  
 Der Wind pfeift durch die Räume, durch die leeren,  
 Als wollt' er ihres frühern Pompes spotten.

Doch neues Leben füllt des Golfes Schale;  
 Essschmücken Feigen, Wein und Öl und Pinien  
 Die Höhn, und neue Bauten schaun zu Tale.

Rings aber von den Forts der Festungslinien  
 Und hier am Hafen überm Arsenale  
 Weht zukunftsreich die Flagge von Sardinien.

## 9.

Von euern Säulenhallen und Geländern  
 Bog sich die Pracht, die statt des Ruhms geblieben;  
 Die rüst'ge Mannheit hatte sie vertrieben  
 Und herrschte üppig nun in Goldgewändern.

Ihr aber, als das Los nicht mehr zu ändern,  
 Rieft, die der eigne Boden nie getrieben,  
 Talente, die der Ahnen Taten schrieben,  
 Und große Meister aus entlegnen Ländern.

Ihr selbst ruht längst im Grabe nun, im stillen;  
Die stolze, von den Strömen zweier Täler  
Umarmte Stadt dient einem fremden Willen.

Doch eurer Größe schöne Totenmäler,  
Die Schätze seltner Kunst, Archive, Villen  
Habt ihr zurückgelassen als Erzähler.

10.

Gern mag ich, wenn sie abends sich beleben,  
Die Strade nuova hin und Balbi schreiten,  
Wo in entseelter Pracht auf beiden Seiten  
Verlassene Paläste sich erheben.

Und träumend laß ich euch vorüberschweben,  
Im Glanze längst begrabner Herrlichkeiten,  
Ihr stolzen Nobili der alten Zeiten,  
Und euer üppig, reich bewegtes Leben!

Einst wehten Perlenfächer, goldne Schleppen  
Durchrauschten diese pompgeschmückten Säle,  
Und Fürsten harrten auf den Marmortreppen;

Indessen trugen keuchende Kamele  
Euch Asiens Reichtum her durch ferne Steppen,  
Und auf dem Mittelmeer gabt ihr Befehle.

## VIII.

### AN DIE ITALIENER

**D**as ist der Fluch, der nie euch die Befreiung  
Erringen läßt, daß ihr seit je die Quadern  
Des eignen Baus zerstört, euch selbst die Adern  
Aufwühltet ohne Schonung und Verzeihung.

Volk, Adel, Pfaff und Laien in Entzweiung,  
Der Städte Neid, der Fürsten blutig Hadern,  
Statt wider Feinde zogt ihr mit Geschwadern  
Zum Brudermord aus kleinlicher Parteiung.

Bei dieser Ketten warnendem Exempel,  
Die Genua als Trophä'n von Pisas Hafen  
Aufhing an seine Portici und Tempel,

Nicht fremder Feinde Geißeln, die euch trafen,  
Nein, solche Ketten drückten euch den Stempel  
Der Knechtschaft auf und machten euch zu Sklaven!

## IX.

### COGOLETTO UND KORSIKA

**Z**wei Riesen — einer, als nicht mehr zu wecken  
Der Heimat Ruhm, der schon zu Grab getragen,  
Zog aus in kühnem, unerhörtem Wagen,  
Um eine neue Welt sich zu entdecken.

Der andre kam, die alte aufzuschrecken;  
Die Völker zogen seinen Siegeswagen,  
Der halbe Erdball lag beim Flügelschlagen  
Des schlachtenfrohen Aars vor ihm in Schrecken.

Ein Fluch ist jede Größe, möcht' ich klagen;  
Zu schlecht ist diese Welt, sie zu belohnen,  
Zu klein und neidisch, um sie zu ertragen!

Zwei bleiche Riesenschatten sah ich thronen  
Auf diesen Wassern, einen Ketten tragen,  
Des andern müder Hand entfallen Kronen.

X.

## DAS SCHÖNSTE LOS

(Den bei Navarra Gefallenen)

Die schönsten Seiten oft im Völkerbuche  
Scheint unerbittlich eine Hand zu streichen.  
Auch du, Italien! trägst die dunkeln Zeichen,  
Daß du verfallen diesem großen Fluche.

Doch klag ich nicht um die mit einem Tuche  
Bedeckten hoffnungsjungen Brüderleichen,  
Die, ihres Stammes Rechte zu erreichen,  
Gefallen sind im rühmlichen Versuche.

Vielförmig tritt der schweigende Begleiter,  
Der Tod uns an, wenn unsre Frist verfallen,  
Und wie er naht, der Weise lächelt heiter.

Das aber ist das schönste Los von allen:  
In trotziger Jugendfülle als ein Streiter  
Der Freiheit für sein Vaterland zu fallen!

XI.

DIE KUNST

Gesegnet bist du, Kunst! du kannst das Sinnen,  
Das schöpfrische des Weltengeists belauschen,  
Die großen Völkerströme hörst du rauschen  
Und hörst den Quell im Einzelherzen rinnen.

Und wie des Menschen Dasein und Beginnen  
Ein kurzes Träumen, Hoffen, Sichberauschen,  
So muß in ewigem Vergehn und Tauschen  
Das Größte selbst, das Herrlichste von hinnen.

Du aber mit melodischen Gewalten  
Vermagst in Maß und Wort, in Farb und Tönen  
Vergangnes neu und dauernd zu gestalten.

Gesegnet bist du, Priesterstand des Schönen!  
Dir gab ein Gott, das Flüchtige festzuhalten  
Und mit dem Tod das Leben zu versöhnen.

XII.

AUF KLASSISCHEM BODEN

Wenn ich nachfühle mit des Herzens Pochen,  
Was Großes einst im Leben und im Dichten  
Hier blühte, wenn in leuchtenden Gesichtern,  
Vergangenheit! dein Geist zu mir gesprochen,



Und ihre Blicke, glanzlos und gebrochen,  
Gelangweilt dann die Menschen auf mich richten,  
Die ahnungslos zu toten Schätzen schichten  
Die toten Reste jener Glanzepochen,

Dann weiß ich nicht, ist mir ein Glück gespendet,  
Wenn sich durch schöpferisches Wonnebeben  
Der Gott des Schönen gnädig zu mir wendet,

Ist's Fluch, daß mir die Mittel nicht gegeben,  
Die das Geschick an jene doch verschwendet,  
Um diesem Gott zu opfern und — zu leben.

AUS EINER SAMMLUNG  
METRISCHE GYMNASTIK

AN PROFESSOR NESSLER

Du bist ein Feind von ordinären Reimen  
Und magst so gern mit dem Sonette spielen,  
Mit dem Ghasel und Triolette spielen  
In selbsterfundnen arbiträren Reimen.

Wo sich ein anderer quält mit leeren Reimen,  
Da seh ich dich mit dieser Kette spielen;  
Drum sollst du mit mir um die Wette spielen  
In schweren Formen und in schweren Reimen.

Was soll ich mich mit der Gemeinheit messen,  
Die Mittelmäßiges zur Norm genommen  
Und allzuhoch mag den Pilatus finden?

Nicht will ich mich mit dir an Reinheit messen;  
Doch wirst du dies Sonett an Form vollkommen  
Und keinen einzigen Hiatus finden.

FRÜHLING

Wenn Tränen aus dem Aug, dem blauen, tauen,  
An üppigen Lippen mit Verlangen hangen,  
Das bleicht der jugendlichen Wangen Prangen;  
Drum wollt' ich nie mehr schöne Frauen schauen.

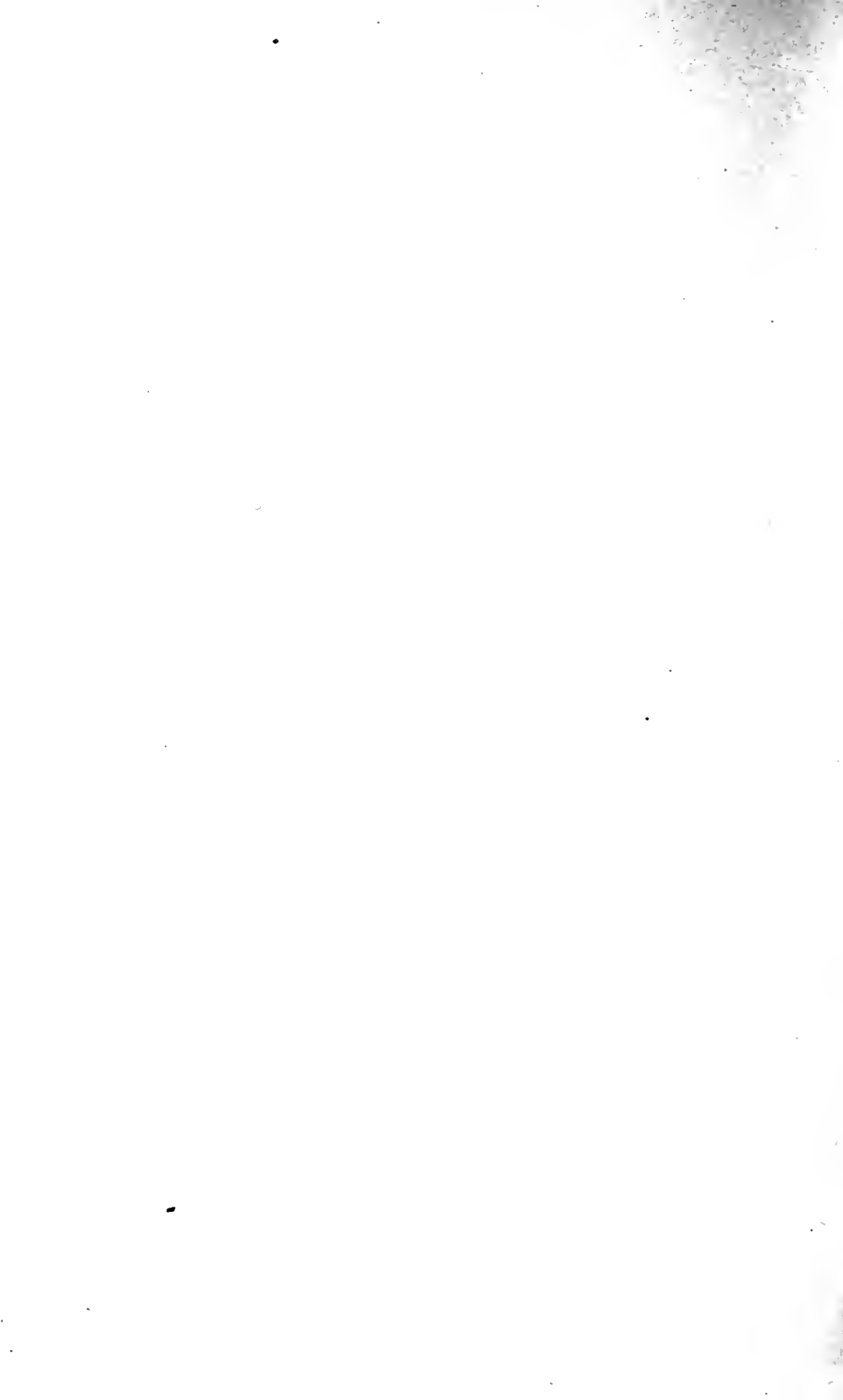
Mein Haus wollt' ich auf luftigen Auen bauen;  
Da ließ ich mich von Liederschlangen fangen,  
Die mich zu zärtlichem Umfängen zwangen,  
Doch nie mehr wollt' ich diesen Schlaunen trauen.

Nun ist der Frühling über Nacht erwacht,  
Es lassen sich auf duft'gem Flieder nieder  
Waldvöglein, die von Wunderdingen singen.

Nun fürcht ich fast, daß auch die Pracht, entfacht  
In meiner Brust, — daß mich die Lieder wieder  
Und auch die Fraun in ihren Schlingen fingen.



GHASELEN



# DER GHASELEN ERSTER KREIS

## I.

Nach Westen zieht der Wind dahin,  
Er säuselt lau und lind dahin;  
Er folgt dem blauen Strome wohl  
Und flieht zu meinem Kind dahin.  
Bring meinen Tränenregen ihr  
Und einen Gruß geschwind dahin!  
Ach, Wolken kommen trüb daher,  
Die frohen Tage sind dahin!

## II.

AN —

(Mit Daumers Hafis)

Wie wär' es schön, fern von der Welt  
Und ihrem Trug und Schein zu sein,  
Wo niemand uns mißgönnen würd',  
In traulichem Verein zu sein!

Von Rosendüften lind umhaucht  
Und süß berauscht von Bülbülsang,  
Von Liederhonig nährend uns,  
In einem Palmenhain zu sein;

Das unbewölkte Himmelszelt  
Des Orientes über uns,  
Mit jener üppigen Natur,  
Die uns umgäb', allein zu sein;

Wo um den Ölbaum liebend sich  
Die dunkle Rebe schlingen würd',  
Und wo uns beiden wär' vergönnt,  
Ausschließlich dein und mein zu sein,

Dir, engelgleich vergöttert wie  
Suleima, die Hafis besang,  
Mir selber, hochbeglückt wie er  
Durch Lieder, Liebe, Wein zu sein!

### III.

#### DAS GHASEL

(An —)

**A**m meisten lieb ich ein Ghasel,  
Ein morgenländisch rein Ghasel.  
Mein liebster Dichter ist Hafis;  
Vor allem schön ist sein Ghasel.  
Wie bilderreich und üppig ist  
Sein Liebes- und sein Wein-Ghasel!  
Du klagst, daß du trotz aller Müh  
Zustande brächtest kein Ghasel;  
Und ist so leicht doch, süßes Kind!  
— Sieh, hier ist schon ein klein Ghasel!

### IV.

(Nach Hafis)

**B**lickt, Mönche, mich nicht an so scheel!  
Ich weiß, ich habe manchen Fehl:  
Nicht Surenweisheit, sondern ihr  
Gazellenaug gibt mir Befehl;



Es ist ihr schlanker Lilienleib  
Mein Körperheil und Heil der Seel.  
Zur Gottheit ward die Schönheit mir,  
Und mein Gebet wird zum Ghasel.

V.

**D**ie Moralisten mag ich nicht,  
Nach dem Gesindel frag ich nicht!  
Verleumdung gab ich nie zurück,  
Mit dieser Waffe schlag ich nicht;  
Doch wo das Schwert des Geistes blitzt,  
Vor solchem Kampfe zag ich nicht;  
Stets ging ich meinen eignen Weg,  
Und daß ich's tat, beklag ich nicht;  
Ein Becher Wein, ein süßes Weib —  
Nach allem andern frag ich nicht.

VI.

**K**omm, küsse mich schnell auf den Mund, mein Lieb!  
Komm, küsse die Lippen mir wund, mein Lieb!  
Sieh, wie ich so krank bin, so liebekrank, —  
O mache mich wieder gesund, mein Lieb!  
Doch stahlst du die Seele, was soll mir der Leib?  
— So richte denn ganz mich zu Grund, mein Lieb!

## VII.

Ist es wohl der Geist der Liebe,  
Welcher leise schwebt um mich?  
Ist es Poesie, die ihre  
Goldnen Fäden webt um mich?

Ist es eine weiße Taube,  
Die mein Lager nachts umkreist,  
Die mit einem sanften Fächeln  
Ihre Flügel hebt um mich?

Ist's ein lieblicher Gedanke  
Oder ist's ein Traum von dir?  
Ist es wohl der Geist der Liebe,  
Welcher leise bebt um mich?

## VIII.

Wenn Meister auch der Kunst zu sein, vielleicht  
nicht meine Sendung ist,  
Der Kunst, drin Maß ein jeder Ton und Anmut jede  
Wendung ist,  
Wo, wie ein Purpurmantel stets sich eine stolze, edle  
Form  
Um Hohes oder Schönes schmiegt, und Harmonie  
die Endung ist:  
Doch lieb ich sie; — o wüßten die, die mich ob  
dieser Neigung oft  
Getadelt, wie ihr Tadel falsch, ihr Urteil voll  
Verblendung ist!





Dein Lächeln war mir Frühlingshauch, o Gott! wem  
wirst du nun  
Mit diesem holden Lächeln nahn, wenn du mir ferne  
bist?  
Dein sinnig Auge weilte oft, ein heller Stern, auf  
mir,  
Wen sieht dies Auge lieblich an, wenn du mir ferne  
bist?  
O süße Stunden, da mein Arm um deinen Leib sich  
schlang!  
Wen soll ich küssen und umfahn, wenn du mir ferne  
bist?  
Ich hatte dich, nur dich allein, und muß dich lassen  
nun;  
Ich werd ein ruderloser Kahn, wenn du mir ferne  
bist;  
Ob diesen Kahn die Flut verschlingt, ob er am Fels  
zerschellt,  
Was kümmert's dich, was geht's dich an, wenn du  
mir ferne bist!

## XII.

### DIE POESIE

**W**ie eine Buhlerin umschlang mich leis und sacht  
die Poesie;  
Gefangen hatte mich und willenlos gemacht die  
Poesie.  
Wie oft schon rafft ich alle Kräfte auf, aus ihrem  
Netz zu fliehn;  
Doch immer lockte mich zurück mit Zaubermacht  
die Poesie.



Ein einz'ger Trost verbleibt mir nur, daß ich ihn sehen  
 werd einmal,  
 Ob süß auch dieses Leben ist, ob rasch und heiß  
 noch rinnt mein Blut.  
 Wie war mein Bruder jung und schön, wie stolz der  
 Glieder schlanker Bau!  
 Verschwendrisch zollte er im Kampf dem Schwert  
 den schuldigen Tribut!  
 Er nahte seinen Freunden gern, wenn ihn das Schick-  
 sal reich begabt,  
 Und kehrte sich von ihnen ab, war er entblößt und  
 arm an Gut.

#### XIV.

### DAS HANDGEMENG

(Moallakât)\*

Sie drangen an; die Vorhut wich,  
 Wie eine Herde, die man schreckt;  
 Doch eine Wolke hat darauf  
 Mit Hagelschauern sie bedeckt.

Der Lanzen Ton im Blute glich  
 Dem Regen, wenn er plätschernd fällt;  
 Der Schwerter Schlag ertönte dumpf,  
 Wie Ton des Holzes, das man spällt,

Des Bogens straffe Sehne pfiß,  
 So wie der Wind aus Süden pfeift,  
 Wenn er die Flut, die eisige,  
 In seinem jähen Lauf ergreift.

\* Arabisches Preisgedicht.

Ein Dunst umzog die Kämpfer, wie  
Gewitter, das sich reich entleert,  
Indes aus Wolken hie und da  
Des Blitzes rasche Zunge fährt.

XV.

(Bei einer Gelegenheit improvisiert)

**D**as Fest ist eröffnet, die Pauke dröhnt, verliebte  
Zecher, herein!  
Ihr Lumpen und Jünger des Abu Seid, ihr Silber-  
stecher, herein!  
Aufschließet die Schranken, stürmt an, ihr Scheiks,  
die Berberhengste gespornt,  
Und ihr, ihr germanischen Ritter auch, ihr Lanzen-  
brecher, herein!  
Und keiner verlasse den Kampf, eh noch der Wein  
des Morgenrots blinkt  
Wohl über die Kuppeln und Minarets und flachen  
Dächer herein! —  
Vor allem ein Lebehoch dem Hafis, dem Patriarchen  
der Zunft!  
Drum bringe die liebliche Schenkin das Gold gefüllter  
Becher herein!



XVI.

AM GENFERSEE

1.

Der rauhe Winter schüttelt die Panzerschuppen ab,  
Der junge Frühling sendet schon leichte  
Truppen ab;  
Nun schneid ich, da der Lenz mir lebend'ge Stoffe  
beut,  
Vergnügt die Drähte meiner Gedankenpuppen ab.  
Natur, sie spiegelt selber auf meiner Seele Grund  
Erhabene Gestalten in Formen, Gruppen ab.  
So spiegeln sich im Lemman, von leichtem Duft umhüllt,  
Savoyens Riesenalpen mit ihren Kuppen ab.

MIT FREUNDEN

2.

Freunde! lagert euch im Schatten  
Dieser üppigen Platanen;  
Windet um die heißen Schläfen  
Grünen Efeu und Lianen!

Schenke! spend uns nun des Weines  
Flüssig Gold im Überflusse!  
Denn wir brauchen reiche Opfer  
Zum Gedächtnis hoher Ahnen.

Diesen vollen Becher jenen,  
Die im Reich der Kunst, des Geistes,  
An der Vorzeit kolossale  
Mythische Giganten mahnen:

Goethe! Byron! die den kleinen  
Geistern, die seither erstanden,  
Wie die Sonne den Planeten  
Vorgezeichnet ihre Bahnen.

Hier, wo sie gewandelt, laßt uns  
Üben den Gesang und opfern,  
Daß zur Dichterweih um unsre  
Seelen schweben ihre Manen!

Doch auch wir sind Nachgebome!  
Was wir ziehn, ist spielend Laubwerk,  
Das sich rankt um Riesenbauten  
Jener mächtigen Titanen.

3.

Auf Savoyens Schneegebirgen liegt das Gold der  
Morgenröte;  
Heil dir, Land, wo einst geschmachtet Matthisson, die  
weiche Flöte!  
Heil dir, Leman! dessen Ufer Voltaire einst entzückt  
und Rousseau,  
Später jenen großen Briten und den deutschen  
Riesen: Goethe.  
Hohe Schatten! mir auch hat einst diese Stirn geküßt  
die Muse,  
Daß der niedre Neid mir nimmer meinen guten  
Namen töte;

Doch untätig, im Genusse hab ich meine Zeit ver-  
geudet,  
Hoffend, daß mir wohl im Traume einst ein Gott den  
Lorbeer böte.  
Oft nun jene großen Dichter mit dem eignen Nichts  
vergleich ich,  
Daß mir Scham und bittere Reue meine blasse Wange  
röte.

4.

Mit dem Gewinne den Verlust  
Muß man vergleichen, eh man spielt,  
Und weinen muß man erst, bevor  
Mit seinem eignen Weh man spielt.

Ich, der dies Leben ganz erfaßt,  
Bin leichtgesinnt und flatterhaft,  
Fast wie ein hübsches junges Weib,  
Das mit dem alten Ehemann spielt.

Den Blütenregen hab ich gern,  
Womit der Lenz mich mild umkost;  
Doch lieb ich auch den wilden Sturm,  
Der um den rauhen Seemann spielt.

Am meisten lieb ich flüssig Gold,  
Gekocht von heißer Sonnenglut,  
Wovon der reinste, schönste Strahl  
Um das Gestad des Lemman spielt.

## XVII.

## PERSISCHE VIERZEILE

**L**enztrunken strömt die Nachtigall den Wohllaut ihrer  
 Kehle hin,  
 Die Rose streut verschwenderisch den Weihrauch  
 ihrer Seele hin; —  
 Sprich, Schicksal, das mir lang versagt solch Los,  
 wann geb ich wiederum  
 An schöne Fraun dies heiße Herz in schmachtendem  
 Ghasele hin?

## XVIII.

**E**inst schrieb ich schlechter Verse viel  
 Und trieb ein wenig Jus dazu.  
 Ich liebte damals noch die Welt,  
 Die Schönheit, den Genuß dazu.

Ich hat eint leicht auflodernd Herz;  
 Ein hübsches Weib gefiel mir wohl,  
 Ein schönes Aug, ein schlanker Leib,  
 Ein kleiner, weißer Fuß dazu.

Ich hab gelebt, ich hab geliebt  
 Und mach dir keinen Hehl daraus;  
 Doch fand ich, was ich suchte, nie,  
 Nur Leere, Überdruß dazu.

Da sah ich dich; — ein Frühlingshauch  
 Drang durch des Herzens Winter mir;  
 Mir war ein lichter Sonnenstrahl  
 Dein Lächeln und dein Gruß dazu.

Und mir gefiel dein stolzer Sinn  
Und deine Anmut marmorkalt,  
Das feine Lächeln um den Mund  
Und deiner Rede Fluß dazu.

Du stolze Frauenkönigin!  
Gern bet ich im Ghasel dich an.  
Nicht wahr, du liebst doch diese Form,  
Den schmeichelhaften Schluß dazu?

Ich seh dich danken schon im Geist.  
O mühe dich nicht, holdes Kind!  
Schling lieber deinen Arm um mich  
Und gib — den ersten Kuß dazu!

XIX.

PERSISCHE VIERZEILE

Nicht milder ist des Mondes Silberlicht, als du,  
Und gibt es Engel, sind sie reiner nicht, als du!  
Es widert mich die Welt und all ihr Treiben an,  
Und nichts kann mich begeistern zum Gedicht, als du!

XX.

AUF DEN JAHRESWECHSEL

Dein soll mein Herz, das heiße, kranke, sein,  
Dein ohne Maß und ohne Schranke sein!  
Dein, schöne Herrin! sei dies stolze Ich,  
Dein soll mein heimlichster Gedanke sein!

Es kömmt das Jahr und flieht. Ich will dir treu,  
Ob auch die Welt, die morsche, schwanke, sein.  
Ich bin der derbe, starke Eichenstamm,  
Du sollst darum die grüne Ranke sein.

XXI.

Mit dir und mit dem Gott der Liebe  
Will ich in stetem Bunde leben,  
Und glücklicher, als ich, wird keiner  
Auf diesem Erdenrunde leben!  
Sieh die Natur, wie sie die Fülle  
Des Lenzes auf die Welt ergossen,  
Drum laß auch uns dem Gotte opfern  
Und eine Wonnestunde leben.  
O könnt' ich Ewigkeiten pressen  
In solche trunkne Augenblicke,  
O könnt' ich meine Lebensjahre  
In einer Lustsekunde leben!  
Den Arm um diesen reinen Tempel  
Des Ebenmaßes deiner Glieder,  
Am Blütenkelche deiner Lippen  
O könnt ich mich zu Grunde leben!  
Doch ach, das ist mein einz'ger Kummer:  
Ein guter Dichter kann nicht sterben!  
Er muß in jedem schönen Herzen,  
In jedem schönen Munde leben.

XXII.

SUB ROSA

**D**aß ich den Mantel hoher Wichtigkeit  
In Versen angetan, hat seine Richtigkeit.  
Doch niemand weiß, was ich im stillen litt  
An dem Bewußtsein meiner Nichtigkeit.

XXIII.

**I**m sichern Hafen land ich nie;  
Mich selber überwand ich nie;  
Des Lebens Wechsel sucht ich auf,  
Doch seinen Reiz empfand ich nie;  
Mein Herzblut rieselt hin im Lied,  
Dies wunde Herz verband ich nie.  
Wohl hab ich oft geklagt, jedoch  
Mein herbstes Weh gestand ich nie:  
Die Schönheit, die ich früh geliebt,  
Die göttliche, umwand ich nie;  
Da wollt ich folgen der Vernunft,  
Doch ihren Wink verstand ich nie;  
Wie viel ich in der Welt erstrebt,  
Den Stein der Weisen fand ich nie.

XXIV.

DAS MENSCHENLEBEN

**E**inst hielt ich für ein blühendes,  
Ein gottbeseelt Gedicht das Leben;

Mir schien ein schönes, reiches Recht  
Und eine ernste Pflicht das Leben,  
Der Nerv, der Pulsschlag alles Seins,  
Die Seele, die die Welt bewegte;  
Mir war der Tod ein grauses Nichts,  
Ein hellauflodernd Licht das Leben;  
Noch wucherten, ein üpp'ger Lenz,  
Die Täuschungen in meiner Seele,  
Die Hoffnung stand in Blüten ganz;  
Denn, ach! noch kannt ich nicht das Leben.  
Wie anders jetzt! Mir scheint der Tod  
Ein ruhebringend, rasch Verzichten.  
Jedoch ein schmerzlich jahrelang  
Andauernder Verzicht das Leben.

XXV.

Ich habe manche Nacht durchwacht,  
Der süßen Ruhe pflag ich auch;  
Ich nutzte meine Zeit, doch ob  
Verlornen Stunden klag ich auch.

Hab hinter Büchern oft geschwitzet,  
Kathederweisheit hörte ich,  
Am Teetisch hab ich oft gegähnt,  
An Frauenbusen lag ich auch.

Geachtet würde, wähnt ich einst,  
Wer reife, was ein Gott ihm gab;  
Nun aber kenn ich ganz die Welt,  
Und diesem Trost entsag ich auch.



XXVI.

Ich weiß, wie wenig es mir nur gelungen ist,  
Wie bald ein Ton, ein flücht'ger Ton verklungen ist;  
Dem Ziele strebte mancher zu, doch wenige sind's,  
Um deren Haupt der Lorbeerkranz geschlungen ist.  
Was kümmert's mich? Denkt doch des Schwans die  
Lilie,

Wenn längst sein Lied, das Schwanenlied gesungen ist!  
So fand auch ich ein Herz, das mein gedenken wird,  
Ein Herz, zu dem mein irrend Lied gedrungen ist;  
Da klingt sein Ton melodisch aus, wenn lange schon  
Der Zither letzte Saite mir gesprungen ist.

XXVII.

MIT FREUNDEN

Dem Gold im Becher wollen wir  
Die liederreichen Kehlen weihn  
Und auch dem Rausch der Liebe stets  
Die ganzen, vollen Seelen weihn!

Wie sehr ihn die Vernunft verschmäht,  
Ich liebe solchen flücht'gen Reiz;  
Wem sollt' ich sonst der Poesie  
Geschliffene Juwelen weihn?

Einst strebt ich höher zwar, doch seit  
Die Heimat meinen Dienst verschmäht,  
Will ich dem Dienst der Torheit mich  
In lieblichen Ghaselen weihn.

XXVIII.

**W**ie oft ich nach dem Glück gehascht, es floh mir  
immerdar vorbei;  
Dagegen kam ich unversehrt nur selten der Gefahr  
vorbei.  
Reichtum und Dummheit haben stets hohnlachend  
sich vor mir gespreizt;  
Wenn auch ein Bettler, sah ich stolz bisher an diesem  
Paar vorbei.  
Wenn mit der Lüge Waffen oft mir Buben meuchlings  
nachgestellt,  
So lenkten, wenn ich umgeschaut, die Schlechten  
feige zwar vorbei;  
Doch hatt' ich, sie zu züchtigen, den guten Bogen  
oft gespannt  
Und war gewiß, es flög' mein Pfeil am Ziel nicht um  
ein Haar vorbei;  
Indes, wenn ich das Volk besah, hat mich das Mit-  
leid stets erfaßt;  
Am Sperling und am Gimpel rauscht nach edlerm  
Feind der Aar vorbei.  
Wenn ich mich überhebe, ist's, weil viele mich zu  
tief gestellt;  
Schon schritt mir wichtig mancher Hund, vornehm  
der Esel gar vorbei.  
Vielleicht wird man mir einst gerecht, wenn mit dem Tod  
der Keim zu dem,  
Was ich erreichen hätt' gekonnt, wie, was ich wirklich  
war, vorbei.

XXIX.

AN PLATENS GRAB

Wen je der Masse Beifall trug,  
Der hebt sich leicht zu hohem Flug;  
Gut steht ihm die Bescheidenheit,  
Ihm, den die Welt zum Ritter schlug;  
Doch wer die Bahn des Ruhms betritt,  
Ein Triumphator ohne Zug,  
Der, dem den guten Namen schnöd  
Die Lüge und der Neid erschlug,  
Sei stolz und sei sich selbst gerecht,  
Sei trotzig und sich selbst genug.

XXX.

Dank dir, Schicksal! das zu bannen  
Raum und Stunde mir verliehen,  
Das des Liedes silberhelle  
Glockenmunde mir verliehen!

Mehr als alle Bücherweisheit  
Lehrt Natur mit tausend Zungen;  
Dank dir, daß du schon so frühe  
Diese Kunde mir verliehen!

Wer den Himmel will erreichen,  
Muß sich selbst die Leiter bauen.  
Dank dir, daß du dies Bewußtsein,  
Dies gesunde, mir verliehen!

Großes, was dem Glück mißlungen,  
Hat das Unglück oft vollendet.  
Dank dir, Schicksal! daß du manche  
Tiefe Wunde mir verliehen!

Eines nur beklag ich, wenn ich  
Meines Wortes Klinge prüfe:  
Daß du, da du doch so milde  
Jene Pfunde mir verliehen,

Daß du, statt an ebenbürt'gen  
Gegnern meine Kraft zu proben,  
Nur zu Feinden solche schlechte  
Kleine Hunde mir verliehen!

XXXI.

Ich steure auf des Lebens Flut mit selbstgebaudem  
Kiele zu;  
Man horcht, wenn meine Harfe tönt, zuweilen gern  
dem Spiele zu;  
Ich streifte manchen schönen Strand, manch holde  
Blume winkte mir,  
Ich habe mich am Duft berauscht, ein andrer griff  
dem Stiele zu;  
Doch hab ich auch zum Grund erprobt, was nur das  
Leben Bittres beut,  
Denn, gäb' es noch ein Mißgeschick, ich weiß, daß  
es mir fiele zu.  
Was unerreichbar ich gewußt, das lockte stets zumeist  
mich an;

Ich rang danach und währte selbst, ich strebe einem  
Ziele zu.

Nicht wünsch ich mir Unsterblichkeit; was kostbar,  
birgt man meist der Welt;  
Der Mantel der Vergessenheit, er deckt der Besten  
viele zu.

XXXII.

AN EINE JUNGE DAME

Sei, du lieblichste der Frauen,  
Sei zufrieden mit den Losen!  
Wenn ich dir die Mahnung gebe,  
Wolle drum dich nicht erbosen.

Blauem Himmel gleicht dein Auge,  
Deine Rede Blumendüften  
Und dein Lächeln Schmetterlingen,  
Die um deine Lippen kosen.

Unter einem schönern Himmel  
Haben schönre Blütenmunde  
Niemals sich dem Lenz erschlossen,  
Diesem Schmeichler, diesem losen.

Ach, die Gier nach Ruhm, sie würde  
Furchen deine Stirn, und düster  
Würde deiner Seele Spiegel,  
Deine Wangen bleiche Rosen.

Laß dies Saitenspiel des Herzens  
Nie dir von Apoll entlocken;  
Überlaß es Amor lieber,  
Jenem kleinen Virtuosen!

XXXIII.

Ich weiß nicht, ob ein Keim dereinst  
In meiner Brust geraten wird,  
Ob jemals reife Frucht gedeihn  
Aus diesen jungen Saaten wird.

Zwar acht ich eine große Tat  
Weit höher als ein tönend Wort,  
Obwohl ich zweifle, daß aus mir  
Ein Mann von großen Taten wird.

Doch soll mein Lied nie Buhlerin  
Des flücht'gen Augenblickes sein,  
Damit die Kunst zum Handwerk nicht,  
Die Feder nicht zum Spaten wird.

Der Schönheit geb ich ganz mich hin;  
Doch weiß ich freilich, daß aus mir  
Ein Goethe nimmer an Gehalt  
Und auch an Form kein Platen wird.

XXXIV.

NEUE LIEBE.

Der Garten schlägt, ein stolzer Pfau,  
Sein farbiges Gefieder auf,  
In Blütenflammen loderte  
Lenztrunken schon der Flieder auf;  
Mit Hyazinthen-Wohlgeruch  
Vermengt sich der Narzisse Duft,  
Verlangend schließt die Tulpe auch,  
Die üppige, ihr Mieder auf.

So zieht berauschend, Bacchus gleich,  
Der jugendliche Lenz durchs Land,  
Und überall in Hain und Flur  
Steht sein Gefolge wieder auf.

Auch dieses totgeglaubte Herz,  
Es kleidet sich mit frischem Grün  
Und lebt nochmals am Ebenmaß  
Der schönsten Frauenglieder auf.

Jedoch, was frommt es mir? mein Lieb  
Raubt meiner Seele besten Teil,  
Und was sie übrig läßt, das geht  
Im Wohllaut meiner Lieder auf.

XXXV.

**K**eine blasse Laura will ich,  
Nein, ein Mädchen süß und lose,  
Keine weiße Lilie, sondern  
Eine üppige, rote Rose.  
Bin der Wissenschaft, der spröden,  
Lang vergeblich nachgegangen;  
Qualvoll waren meine Tage,  
Meine Nächte schlummerlose,  
Bis ich endlich jeden Wissens  
Tiefste Tiefe fand im Weine  
Und des Lebens höchste Weisheit  
Fand in einem Frauenschöße.

XXXVI.

AN EINEN FREUND

Deine steilen Pfade gingst du,  
Andre ging ich unterdessen;  
Was das Leben beut an Wonne,  
Das empfing ich unterdessen.

Ob bestaubten Folianten  
Hast du oft durchwacht die Nächte;  
Jede süße Jugendtorheit,  
Ach! beging ich unterdessen.

An dem Munde weiser Alten  
Bist du lernend oft gehangen;  
An den Lippen des Genusses  
Aber hing ich unterdessen.

In dem Wüstensand des Wissens  
Suchtest du den Quell der Wahrheit;  
Doch den Schmetterling des Glückes  
Spielend fing ich unterdessen.

Mit der Geißel der Entbehrung  
Magst du deinen Leib kasteien;  
Meiner Leidenschaften Fackel  
Jauchzend schwing ich unterdessen.

Auf des Ruhmes kahle Höhe  
Jagt dich, Freund, dein heißer Ehrgeiz;  
Tief im Tale Lenz und Liebe,  
Die besing ich unterdessen.



# DER GHASELEN ZWEITER KREIS

## I.

### LEBENSPHILOSOPHIE

Lieulich weht die Luft uns zu,  
L Trägt der Blumen Duft uns zu;  
Schied die Welt uns, Lieb und Lenz  
Füllen diese Kluft uns zu;  
Falter sonnen sich im Licht,  
Und die Rose ruft uns zu:  
Freu sich heute, wer da lebt,  
Morgen deckt die Gruft uns zu!

## II.

### IN EIN ALBUM

Wie der Himmel dieses Lands  
W Leuchtet deiner Augen Glanz;  
Durch des Lebens Labyrinth  
Schwebst du leichthin, wie im Tanz;  
Jugendlust und Anmut tragen  
Dir die Schleppe des Gewands;  
Blumen, die du pflückst am Weg,  
Werden dir von selbst zum Kranz;  
Aber wenn der Lenz verblüht,  
Reifen Früchte des Verstands,  
Und wer ganz die Welt erkennt,  
Glaub mir, der entsagt ihr ganz.

III.  
DER DICHTER

Dem Dichter ward ein karges Los; die Nüchternen  
verhöhnern ihn,  
Es kehrt die Welt sich von ihm ab, nur schöne Fraun  
verwöhnen ihn;  
Doch wenn kein irdisch Weib ihm je das Herz erschloß,  
mit keuschem Kuß  
In heiliger, verschwiegener Nacht umarmen die Kamö-  
nönen ihn;  
Ihn lehrt ein Gott der Dinge Maß, er lauscht entzückt  
dem Sphärenchor,  
Wie Offenbarungen des Alls umrauscht ein Meer von  
Tönen ihn;  
Entsinkt der Mut ihm, richtet neu manch hohes Vor-  
bild ihn empor,  
Verwandter Seelen Kampf und Leid erheben und ver-  
söhnen ihn;  
Dem Ewigen dient er, lebt nur halb der Zeit, die oft  
ihn ganz verkennt,  
Doch ehrt die Nachwelt seinen Staub, und späte Enkel  
krönen ihn;  
Mag Neid ihm und Gemeinheit drohn, ihm ziemt zu  
lächeln ihres Wahns:  
Vor ihren Pfeilen giftgetränkt beschirmt der Schild  
des Schönen ihn.

#### IV.

Du beklagst mich, der ich sonst nur  
Von der Schönheit trunken bin,  
Daß ich jetzt in Weltbeglückungs-  
Pläne ganz versunken bin.

Während, unter Dunkelmännern  
Das Gestirn des Tags verkündend,  
Ich nur allzuoft wie eine  
Lerche unter Unken bin,

Füllt sich deine Brust mit Sternen,  
Und du bist ein Licht geworden  
Ersten Rangs, was ich zurzeit noch  
Nur in Weinspelunken bin.

Aber hüte dich, daß deine  
Sterne nicht vom Licht erbleichen  
Jenes Weltenbrands, von dem ich  
Selbst ein kleiner Funken bin.

#### V.

Nütze deine Augenblicke,  
Jeder ist ein Glied der Zeit;  
Werde Amboß oder Hammer,  
Lehrling oder Schmied der Zeit.

Auf bequemen Eisenschienen  
Jagt die Menge nach Erwerb;  
Unbetreten ist der Schönheit  
Bergpfad, denn ihn mied die Zeit.

Des Olymperschüترز Blitze  
Fesselte der Telegraph,  
Schrillen Spottes pfeift das Dampfroß  
Uns das Hohe Lied der Zeit.

Liege länger vor Altären  
Jener Vorwelt nicht im Staub,  
Da noch echte Kunst vom Handwerk  
Strengen Ernstes schied die Zeit.

Andrer Ideale pflegen  
Heut die Völker — schwimm auch du  
Mit dem Strom, bedenke weise  
Diesen Unterschied der Zeit.

Speerumragt vom Eigennutze  
Ist der Menschheit Herz; den Weg  
Dir zu bahnen, Freund, vermöchte  
Selbst kein Winkelried der Zeit.

## VI.

### PERSISCHE VIERZEILEN

#### 1.

I n dieser Welt des Unbestands  
I Verschmähe den erborgten Glanz;  
Was du tun willst, tu es bald,  
Was du sein willst, sei es ganz.

2.

**W**er noch klein wie du, der streckt sich,  
Mangelnder Verstand erweckt sich;  
Wärst du um fünf Lenze älter,  
Spräch' ich: Was sich liebt, das neckt sich.

3.

**L**aß dich von den Ungewittern  
Dieses Lebens nicht verbittern!  
Bald<sup>er</sup> auf neu erstandnen Blüten  
Wird die Frühlingssonne zittern.



# ODEN





# ASKLEPIADEISCHE ODEN

## NACHTS

**K**omm, ambrosische Nacht, ströme dein Silberlicht  
Weich und träumerisch aus über das ew'ge Meer!  
Wieg in seligen Frieden  
Dieses müdegehetzte Herz!

Spinnst du wieder, wie einst, lieblicher Gott des Traums,  
Goldne Fäden um mich? Rührt die Erinnerung  
Sanft die Saiten der Seele,  
Oder kommst du, Erhabne, selbst?

## DIE MUSE

**L**eise, schüchternen Tritts, wie sich der Liebe Glück  
Einst dem Knaben genaht, naht die Göttliche,  
Und das heilige Feuer  
Schürt sie wieder im Busen mir.

Was das Leben dir auch oder der Tod dir nahm,  
Blieb die Muse dir treu — nimmer verarmt ein Herz,  
Dem das Leid in Gesängen  
Auszuströmen ein Gott verlieh.

## DER TOD

**B**öse fürchten den Tod, Glückliche scheuen ihn,  
Arme rufen ihn an, Tapfere trotzen ihm;  
Doch Geprüfte und Weise  
Sehn ihn nahen wie einen Freund.

Denn den Frieden der Brust, welchen die Welt entweiht  
Und die Sorge geraubt, bringt uns der Tod zurück,  
Und der kettenbeschwerten  
Seele löst er den Sklavenring.

## AN CHARMION

**A**nmutstrahlendes Weib, attischen Zaubers voll!  
Wehmut faßt mir das Herz, während an deines  
Munds  
Liebreiz, deiner Gestalt seltenem Ebenmaß  
Schönheitstrunken mein Auge hängt.

Wehmut faßt mir das Herz, denk ich daran, daß einst  
Solch vollendeten Leibs blühender Bau zerfällt . .  
Muß denn, was die Natur göttlich berauscht ersann,  
Wie ihr nüchternstes Werk vergehn?

Spurlos, morgen vergehn? Wo ist des Griechenvolks  
Geisteinhauchende Kunst, welche den Stein beseelt?  
Lebt kein Phidias mehr, der dein Gebild, Natur,  
Festbannt, eh es die Zeit zerstört?

Doch was klag ich umsonst, Liebliche, die ja doch  
Selbst nicht flücht'gen Besitz je mir vergönnt? Wozu,  
Wohllautkundiger Gott, der du die Macht des Worts  
Austeilst, gabst du die Leier mir?

Schönheit trifft bis ins Mark; aber es stillt den Schmerz  
Sanft einschmeichelnd das Lied, welches die Strenge  
rührt;  
Ist mir dieses versagt, senke mir minder tief,  
Fernhintreffer, ins Herz den Pfeil!

## MEERFAHRT

Fernhin leuchtet das Meer . . . lege das Ruder bei!  
O wie lieblich du bist! Reiner, vom Abendrot  
Goldgrundähnlich umstrahlt, heben des keuschen Leibs  
Knospende Formen sich ab.

Nimm die Laute, o nimm! Heiliger Friede stimmt  
Unmutglättend, wie Öl, welches die Wogen stillt,  
Klar und groß mein Gemüt, wenn du des Saitenspiels  
Schlummernden Zauber beschwörst.

Tief aufhorcht die Natur, wie der getragne Ton  
Meerflutähnlich sich hebt, bald wie die Ebbe sinkt,  
Nochmals schwillt und erstirbt, bis er wie Windeswehn  
Längs den Gestaden verhallt.

Dämmernd neigt sich der Tag . . . schon im Limonenhain  
Sehnsuchtweckenden Lauts flötet die Nachtigall . . .  
Horch! zum Wechselgesang fordert ihr schmachtend  
Fordert zur Liebe uns auf. [Lied,

Lauter pocht dir das Herz . . . lauscht es der Nachtigall?  
Bebt dein eigener Gesang zitternd im Innern nach?  
Doch dulächelst und schweigst . . . Über das goldne Meer  
Senke den Schleier, o Nacht!

# ALKÄISCHE ODEN

## DER ZÜRCHERSEE

○ Heimatsee, den einst mit beredtem Lob  
Der Sänger pries, der odengewaltige,  
Liebkost vom Glück, im Arm der Freundschaft,  
Seines unsterblichen Ruhmes sicher . . .

Nach langer Trennung kehr ich aus fremdem Land,  
Das Weh der Sehnsucht stillend, zu dir zurück  
Und grüß euch, all ihr wohlbekanntem  
Wellenumplauderten Fruchtgelände!

Wie einst den Knaben lacht ihr noch heut mich an,  
Dorfreiche Ufer, rebenumlaubte Höhn!  
Fernhin, wie alles Große einsam,  
Ragen zum Himmel die ew'gen Alpen.

Ihr bleibt dieselben; aber das Eden rings  
Bewohnt ein neu Geschlecht, das, dem Göttlichen  
In Kunst und Leben abgewendet,  
Nur noch den Götzen des Tages huldigt.

Wo sind die Enkel jener Gefeierten,  
Die dir den Namen, Limmat-Athen, verliehn,  
Und die zum Ruhm der freien Heimat  
Kronen getragen im Reich des Schönen?

Du fragst umsonst. Setz weiter den Wanderstab!  
Den Sänger nährt der heimische Boden nicht . . .  
Zugvögel mögen dich geleiten  
Über die Berge nach fernen Zonen.

## DEN KINDERN DES GLÜCKS

Euch wog, ihr Sonntagskinder, verschwenderisch  
Das Glück mit Gold und Orden die Lieder auf,  
Und sorgenlos in voller Muße  
Dient ihr wie Priester den hohen Musen.

Mir aber waren früh die Gedanken wohl,  
Doch nie die tagwerkpflichtigen Hände frei;  
Denn wenn die Rechte schlug die Saiten,  
Kämpfte die Linke den Kampf ums Leben.

Und mancher Stümper wies auf die Schwielenhand,  
Indes ich spielte, daß ihn der Neid erfüllt,  
Und sprach: Wie kommt der Mann der Werkstatt  
Unter die Gilde der Kunstgenossen?

Und mancher meinte, während er selber doch  
Den tiefen Ton zu treffen umsonst versucht,  
Es seien undeutsch diese Weisen  
Meines plebejischen Saitenspieles.

So blieb mir denn als Lohn der Entbehrungen  
Und all des Undanks, den ich mit Stolz ertrug,  
Ein einzig Recht: In Haß und Liebe  
Darf ich dem Zuge des Herzens folgen.

Ich achte Schönes hoch und Erhabenes  
Und freu mich jeder geistig gesunden Kraft.  
Doch beug ich mich vor keinem Hut, noch  
Kronen und Kränzen um leere Stirnen.

## AN HEINRICH VON TREITSCHKE

Zwar soll der Mensch sich beßrer Erkenntnis nie  
Verschließen; doch des Einzelnen Leben mißt  
Nur eine Spanne Zeit, und langsam  
Reifen die Völker dem Heil entgegen.

Die großen Fragen bleiben dieselben stets:  
Licht oder Dunkel. Jeglicher trifft die Wahl  
Schon früh; und Eine Grundanschauung  
Ist dem Charakter genug fürs Leben.

## ENTMUTIGUNG

In dieser Welt des Trugs und der Täuschungen,  
Wo selbst die Treue feil und der Glaube sind,  
Und wo gewissenlose Klugheit  
Über die Tugend den Sieg davonträgt,

Ist jener Schicksal doppelt beklagenswert,  
Die scharfen Augs die fressende Fäulnis sehn,  
Und doch voll hoher Ideale  
Nur der Veredlung der Menschheit leben.

In ew'gem Streite liegen Verstand und Herz.  
Die Kraft ermüdet; selbst die Begabtesten  
Erfahren endlich: Eitel Stückwerk  
Sind die Erfolge des höchsten Wollens.

Und viel errang schon, wer von Verbitterung  
Sich frei erhielt, Undank wie ein Mann ertrug,  
Und großen Zielen zugewendet;  
Bis an das Ende sich selber gleich bleibt.

## DAS FRANZÖSISCHE VOLK

Sprecht mir vom Freiheitstrieb und Kulturberuf  
Des zuchtlos cancantanzenden Volks nicht mehr,  
Das angesteckt von jeder Fäulnis  
Nur die verschuldete Strafe duldet.

Halb Kind, halb Greis, in tückischem Unbestand  
Genuß und Greuel, ewigen Wechsel will's.  
Nichts ist ihm heilig; seine Launen  
Bändigt allein die Cäsarenrute.

# SAPPHISCHE ODEN

## ODE AN DAS MEER

**G**ruß dir, frührotschimmerndes Meer! gewaltig  
Haucht dein herber Odem mich an, und wieder  
Tragen aufwärts mich die des Flugs entwöhnten  
Schwingen der Seele.

Eigner Mißmut zog und der Neid der Menschen  
Längst ein dreifach Erz um die Brust mir; aber  
Was sind Tränen Einzelner gegen deine  
Mächtige Salzflut?

Vieles Elend sahst du in langem Zeitlauf,  
Seit die Bernsteinlasten des Tyrerseglers  
Deine Flut gefurcht und der windumbrauste  
Kiel des Odysseus.

Manchen Segen brachtest du zwar, du trugest  
Sänger einst olympischem Sieg entgegen,  
Trugest ruhmgekrönte Triumphatoren  
Sicher zur Heimat.

Ja, an deinen mächtigen Wellenbrüsten  
Zogst du Völker groß und verliehst als Spielzeug  
Ruhm und Weltmacht ihnen und ferner Zonen  
Seltene Schätze.

Doch die eignen Söhne verschlangst du, fraßest  
Perserflotten, punische Kriegstriremen,  
Warfst Trafalgars Raub zu des zweiten Philipps  
Stolzer Armada.



Keine Spur zwar grub dir die Zeit ins Antlitz;  
Doch mit unbestechlichem Griffel schrieben  
Auf den Grund Jahrtausende dir den ganzen  
Jammer der Menschheit.

Dir im Schoß ruhn Tempel vergeßner Götter,  
Ruhn versunkne Städte; es ruhen neben  
Völkerketten untergegangenner Reiche  
Kronen im Schoß dir.

Tyrus' alten Glanz und den Stolz Karthagos,  
Romas Weltherrschaft und Venedigs Größe  
Deckst du zu mit deiner Gewässer dunkel  
Rollendem Bahrtuch.

Tiefgeheimnisvoll, wie des Weltenschicksals  
Stimme tönt dein Donnergebrüll ins Ohr mir,  
Ehern, rauh, hohnlachend, so vieler Völker  
Wiegen- und Grablied.

Endlos groß hinwogendes Meer, wer bist du?  
Aus Versehn entfesselte rohe Urkraft?  
Oder gab ein Gott, ein Gesetz dir dieses  
Amt der Vertilgung?

Oft wie Atemzüge des großen Weltgeists  
Weht's aus deinen Tiefen; mir ist, als hört' ich  
Heil'ge Laute, welche der Schöpfungssagen  
Rätsel mir lösten.

Doch umsonst mit sterblichem Mund beschwör ich  
Jene Geister über den Wassern schwebend;  
Frag umsonst . . . du speist an den Strand als Antwort  
Trümmer und Leichen.

Weltverhängnis, bist du die Weltvernichtung?  
Ist das Leben ewiger Untergang nur?  
Eins erschau ich klar: Dein Beruf, o Mensch, ist  
Stetes Entsagen.

Hier erkenne, hier, wo versunkner Völker  
Geist entsproßt nie wieder gelungne Blüten,  
Was der Menschheit Los — und des eignen Schmerzes  
Lerne vergessen.

### SERENADE

Schweigen rings; im Garten der Villa plaudert  
Nur der Springuell; zwischen verschlafnen Büschen  
Lauschen Marmorgötter, und überm Meere  
Zittert das Mondlicht.

Reiz und Anmut teilen dein heimlich Lager;  
Deinen schwanweiß schimmernden Hals umnachtend,  
Löst sich stromfallähnlich die Fülle dunkel  
Flutenden Haares.

Schlaf umfängt dein zauberverbreitend Antlitz,  
Deiner Glieder griechisch geformten Bau nun,  
Und ins Herz dir träufelt der holde Traumgott  
Sanftes Vergessen.

### PERLEN UND RÄTSEL

Späte Reue schreckt dich vielleicht vom Pfühl auf,  
Mein gedenkend bebt dir das Herz, und grollend  
Über deiner edelgewölbten Stirne  
Lagert ein Schatten.

Sei getrost! kein kosend vertraulich Wort soll  
Je verraten, was in verschwiegnen Nächten  
Deine stolzen Lippen mir unter süßem  
    Sträuben gestammelt.

Nur ein Wink — und rasch nach entlegnen Ländern  
Trägt das Meer mich; Perlen und Rätsel birgt es  
Tief im Schoß; doch tiefer im Herzen hüt' ich  
    Unser Geheimnis.

## GEREIMTE SAPPHISCHE ODEN

### 1.

**W**enn du nahst, leichtfüßiger als die Horen,  
Träumerisch im eigenen Reiz verloren,  
Alle Blicke, die dir am Munde hangen,  
    Nimmst du gefangen.

Wo du lachst, verbreitet sich Wohlgefallen,  
Wenn du singst, verstummen die Nachtigallen,  
Wo du weilst, entsproßen dem kargsten Boden  
    Sapphische Oden.

### 2.

**H**oldes Kind, in deine gelösten Locken  
Fällt der Nachttau, fallen die Blütenflocken!  
Nachtigallen schlagen, die alte Linde  
    Flüstert im Winde.

Drin Musik und seidner Gewänder Rauschen,  
Während Nachtigallen uns hier berauschen;  
Sie verstummen; wir in verliebtem Zaudern  
Küssen und plaudern.

## AN GRILLPARZER

U nterhaltung will von der leichtgeschürzten  
Muse nur die Menge und Sinnenkitzel;  
Doch für tiefen Ernst und gediegne Schönheit  
Mangelt der Sinn ihr.

Wessen Geist aufsteigt zum Erhabnen, bleischwer  
Zieht die Last der nüchternen Zeit zurück ihn;  
Fast mit Spott begegnet die Welt dem ernstesten,  
Wirklichen Dichter.

Wen ein Gott zum Märtyrer weiht des Schönen,  
Fremd dem Troß der Menge, das Herz verödet,  
Irrt er hin durchs Leben, wie fluchbeladen,  
Freudlos und einsam.

Seinen Seherblick in Vergangnes tauchend  
Oder Künft'ges, kehrt er sich seiner Zeit ab  
Und verlernt, dem göttlichen Dante ähnlich,  
Lachen und Weinen.

Selbst das Spätrot endlichen Ruhms beleuchtet  
Greller nur den schmerzlichen Zug des Hohnes,  
Der auf längst begrabenes Hoffen weist und  
Jahre des Kummers.

## AUF MORITZ HARTMANN

Tiefe Andacht faßt mich, beinah als trät' ich  
Über eines Tempels geweihte Schwelle,  
Wenn ich dein gedenke, du mild gesinnter,  
Bester der Menschen!

O, wie oft, vom eisigen Frost des Lebens  
Halberstarrt, empfand ich die volle Wärme  
Deines tiefempfindenden, allem Schönen  
Offenen Herzens!

Reinre Glut umloderte keinen Altar;  
Ach, und nun . . . der lässigen Priesterin gleich,  
Ließ Natur dies heilige Vestafeuer  
Achtlos erlöschen!

## AUF CARL BRATER

Dein gedenk ich heute beim Sieg der großen  
Deutschen Sache, der dein charakterstrenger,  
Hoher Freimut, deine gedankenklare  
Seele geweiht war.

Wenn ein Held im Taumel der Schlacht nach tapfern  
Taten hinsinkt, schmückt ihn der blut'ge Lorbeer;  
Sein Gedächtnis feiert das Volk, und dankbar  
Nennt ihn die Nachwelt.

Doch es bleibt die stillere Größe jener,  
Die zum Wohl des Volks in Gedankenschlachten  
Tropfenweis verbluten ein edles Leben,  
Minder beachtet.

Denn es liebt ja Blendendes nur die Menge,  
Und des Schmeichlers käufliche Lippen preisen  
Jene nur, die leben, das Lob mit vollen  
Händen zu lohnen.

Doch dem Dichter ziemt es, im Angedenken  
Seines Volks die Toten erstehn zu lassen  
Und die denkmallosen Gedankenhelden  
Würdig zu ehren.

## DAS DEUTSCHE VOLK

Seine Blütezeit und die Zeit des Sinkens  
Hat ein jedes Volk in der Weltgeschichte;  
Jedes tritt, sobald sein Beruf erfüllt ist,  
Ab von dem Schauplatz.

Ewig jung blieb nur des Germanenvolkes  
Stramme Kraft; noch strotzt es von Lebensfülle;  
Wie es Tacitus mit dem ehernen Griffel  
Schildert den Römern.

Mehr als einmal, bald durch die Macht des Geistes,  
Bald durch die des Schwertes der Welt gebietend,  
Stand es auf den sonnigen, ätherklaren  
Höhen der Menschheit.

Wieder, alle Stämme zum Reich vereinend,  
Herrscht dies Königsvolk, und die Attribute  
Seines Weltmachtszepters bedeuten: Wohlfahrt,  
Recht und Gesittung.

## DEM DEUTSCHEN VOLKE

Reine Freude schwellt mir das Herz, gedenk ich  
Deines Schlachtenruhms und des stolzen Auf-  
schwungs  
Deiner Völker, wiedergebournes, starkes,  
Einiges Deutschland.

Mag im Glanze künftiger Machtentfaltung  
Dir ein Gott die Tugenden stets bewahren,  
Die dich groß vor anderen machen, Volk der  
Dichter und Denker:

Keusche, unbestechliche Wahrheitsliebe,  
Die das Eigne prüft und das Fremde achtet,  
Hohen Sinn und sicheres Maß, die schönsten  
Zierden der Tatkraft.

Nicht zu blenden, sondern als Leuchte trage  
Deiner Bildung Fackel voran der Menschheit;  
Führ das Richtschwert; aber dem Schwert geselle  
Stets sich die Wage!

So aufs neue nimm in der Weltgeschichte  
Deine Stelle, walte des Amts mit Würde,  
Und den mühsalduldenden Völkern sichere  
Frieden und Freiheit.

## DIE DEUTSCHE SPRACHE

Dich vor allem, heilige Muttersprache,  
Preis ich hoch; denn was mir an Reiz des Lebens  
Je gewährt ein karges Geschick, ich hab es  
Dir zu verdanken.

Spröde schilt der Stümper dich nur; mir gabst du  
Alles; arm an eigenen Schätzen bin ich,  
Doch verschwenderisch wie ein König schwelg ich  
Stets in den deinen.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine  
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,  
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut  
Ist dir vergleichbar.

Ja, du bist der griechischen Schwester selber  
Ebenbürtig, wärest des Gedankenfluges  
Eines Pindar wert und der Kunst der alten  
Göttlichen Meister.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes  
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,  
Eine solche Sprache allein genügte,  
Ihn zu verkünden.

## DIE BESTIMMUNG DER SCHWEIZ

**H**ier auf Allobrogengebiet vermaß sich,  
Jüngst noch straflos Völkerverträge brechend,  
Jener neue fränkische Imperator  
Schnöder Gewalttat.

Schweigend sah's Europa, und längst dahin ist  
Althelvetias Heldengeschlecht, das unter  
Divicos Jochgalgen den Römernacken  
Einst mit dem Schwert zwang.



Was vermöchte wider Erobrerwillkür  
Heut die Schweiz noch? Kleinere Staaten schützt ja  
Vor dem Schicksal Polens allein die Zwietracht  
Mächtiger Nachbarn.

Euern Freistaat sichert, ihr Schweizer, nicht mehr  
Jener Löwenmut, der die Heere Östreichs  
Niederwarf und Karl, dem Burgundenherzog,  
Leben und Ruhm nahm,

Noch der Ehrgeiz, welcher das Szepter Mailands  
Prüfend wog, indessen die Riesenschlachten  
Auf den norditalischen Ebenen eure  
Waffen entschieden.

Heldenruhm hob einst euch beinah zur Weltmacht;  
Andre Zeiten, andre Sitten gaben  
Andre Säulen eurem Bestand, euch selber  
Höhere Ziele.

Euer Kleinstaat rage hervor durch Großsinn!  
Zeigt der Freiheit Segen Europas Völkern!  
Und durch Weisheit eurer Gesetze werdet  
Ihnen ein Vorbild!

## DEM SCHWEIZERVOLKE

Dich, o Vaterland, mit gerechtem Stolze  
Preist dein Kind; dich schmücken Natur und  
Freiheit;  
Durch Gemeinsinn, weise Gesetze bist du  
Völkern ein Vorbild.

Du zuerst, vorleuchtend den Staaten Deutschlands,  
Brachst des Papsttums Fessel und gabst dem Volke,  
Freien Sinn und nützliches Wissen fördernd,  
Treffliche Schulen.

Deinen Wohlstand gründen Gewerb und Landbau;  
Spinn- und Webstuhl treibend, Gewerken dienstbar,  
Keucht der Strom, und mitten im Schoß der Alpen  
Wiehert das Dampfroß.

Aber eins gebricht dir. Den Künsten baue  
Einen Herd und gib ein Asyl dem Schönen,  
Dir zum eignen Schutz in dem künft'gen Kriege  
Aller mit allen.

Fortgescheucht vom nüchternen Geist der Menge,  
Die sie Träumer schilt, wie Verbannte irren  
Hülfs- und heimatlos im entfernten Ausland  
Viele der Deinen.

Derer Ruhm selbst, denen in fremden Ländern  
Schutz und Bildung wurde und fremder Beifall,  
Bleibt dem gutaufhäufenden Volk der Heimat  
Ewig ein Vorwurf.

Lerne denn hochhalten die Kunst! Veredelnd,  
Jede Kraft zu rühmlicher Tat beseelend,  
Ganze Völker hebt sie zur Blüte höchster  
Menschengesittung.

Aber ausgetilgt aus der Weltgeschichte  
Wird ein Volk, das kleinlichen Krämersinnes,  
Bar der Ideale, versinkt zur Tierheit  
Roher Erwerbgiert.

Nicht umsonst ging Tyrus beinahe spurlos,  
Ging Karthago unter, indes — der Menschheit  
Musterbild — unsterblichen Ruhmes Lichtbahn  
Wandelt Athens Volk.

## DAS EISEN

Lang genug als Dichter und Denker priesen  
L Oder höhnten andre das Volk der Deutschen;  
Aber endlich folgten des Wortes Taten  
Taten des Schwertes.

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe  
Gab dir alles, wiedererstandnes Deutschland!  
Ruhm und Einheit, äußere Macht und Wohlfahrt  
Dankst du dem Eisen.

Laß die Harfen tönen von Siegesgesängen;  
Aber halte mitten im Jubel Wache!  
Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern  
Trage das Schlachtschwert!

Denn die Zeit ist ehern, und Feinde dräun dir  
Wie am Hofe Etzels den Nibelungen;  
Selbst zur Kirche nur in dem Wikgewande  
Gingen die Helden.

Andre Zeiten, andre Geschlechter kommen . . .  
Und dem späten Enkel, der deine Taten  
Dankbar segnet, werden des Krieges Waffen  
Wieder zur Pflugschar.

## GEGEN ROM

### 1.

**M**ächtig stehst du da, mit dem Siegerfuße  
Auf des Todfeinds Nacken, geeintes Deutschland;  
Aber unversöhnliche Gegner drohen  
Neue Gefahr dir.

Denn die Zwingburg menschlichen Geists, das Papsttum  
Dient als Bollwerk wieder dem Orden Jesu,  
Dessen unheilbringende Macht sich ausdehnt  
Über den Erdball.

Jeder Zeit zur höheren Ehre Gottes  
Fürst- und Völkermord und Gedankenmorde  
Sann er aus, und heilig gesprochen wurden  
Täter und Untat.

Unerreichbar weltlichem Arm verhöhnt er  
Jede Menschensatzung und gibt die eigne  
Thron und Staat gefährdende Herrschbegier für  
Gottes Gesetz aus.

Jeder Regung geistigen Lebens feindlich,  
Wider Deutschland schmiedet er seine Waffen,  
Und zum Zweikampf fordert er frechen Hohnes  
Kirche und Staat auf.

Jenen Greis, der nur noch zu fluchen fähig,  
Hält er längst umgarnt und erhob mit freveln  
Gotteslästerungen den Knecht der Knechte  
Selber zum Gotte.

Wann, o Deutschland, trittst du mit jenem Fuße,  
Den der Bischof Roms dir zertrümmert wünschte,  
Auf den Nacken dieser gewissenlosen  
Feinde der Menschheit?

2.

Einst am Felsen Petri zerschellte unsrer  
Hohenstaufen Kraft, und noch heut den deutschen  
Kaiserpurpur schändet die ungesühnte  
Schmach von Canossa.

Allzulang im Namen des ew'gen Gottes  
Alle Frevel übte das Rom der Päpste  
Und erhielt in Schrecken die Welt mit Bannfluch,  
Folter und Holzstoß.

Sieh, und kaum entsank dem Apostelfürsten  
Seines Weltreichs Zügel, erhebt er nochmals  
Alles wägend über die Macht der Krone  
Jene der Inful.

Unerhörtes maßt der zum Gott erhobne  
Greis sich an; die mündig gewordne Welt frägt,  
Ob sie denn zum Joch des geweihten Irrsinns  
Nochmals verdammt sei;

Oder ob der Genius jenes Volkes,  
Das dereinst das Rom der Cäsaren beugte,  
Auch dem Machtwahn römischer Priesterherrschaft  
Endlich ein Ziel setzt.

## AM GENFERSEE

### 1.

**W**em zur Last geworden die Welt, er schweife  
Hier entlang die blühenden Seegestade,  
Daß am Zauber dieser Natur das kranke  
Herz ihm geneset.

Ringsum wohnt ein emsiges Volk von Winzern,  
Freien Sinnes, glücklich und frohgemutet:  
Denn die busenförmigen Hügel alle  
Tiefen vom Segen

Goldnen Weins. Die ewigen Alpen schützen  
Dieses Land, und südliche Lüfte buhlen  
Um die Buchten; drüben erhebt Savoyens  
Fernes Gebirg sich

Ätherklar. Ein lachender Himmel spiegelt  
Sich im See; sein leuchtendes Sonnenauge  
Ruht auf dir mit sichtlichem Wohlgefallen,  
Eden der Freiheit!

### 2.

**H**ier, wo einst der zornige, schenkelnackte  
Divico der wölfingesäugten Roma  
Legionen mähte, auf dieser Grenzmark  
Deutscher Gesittung,

Hier empfind ich tiefer als je, wie sehr wir  
Stammverwandt im innersten Kern dem Volk sind,  
Das dem übermütigen Rom der Weltmacht  
Szepter entwunden.

Hier begrüß ich freudig die jüngsten Siege  
Deutscher Waffen über die welsche Tücke,  
Und den jähen Fall des gewissenlosen  
Pseudocäsaren.

Was an Sitten, Wissen und Kunst wir Schweizer  
Gutes haben, kommt uns vom Brudervolke;  
Doch verderblich war uns zu allen Zeiten  
Gallische Freundschaft.

3.

Wo des Tiguriners gewalt'ge Streitaxt  
Römeradler fällt, da schießt der Weinstock  
Üppig auf, gedüngt von dem Blute jener  
Söhne der Wölfin.

Gib uns denn der römischen Blut entsproßnen  
Goldnen Traube feurigsten Saft, o Schenke!  
Deutscher Einheit bring ich dies Kelchglas, Deutsch-  
Wachsender Größe. [lands

AN EINEN JUNGEN DICHTER

Laß das Handwerk klappern, und feile Hände  
Laß den Lorbeer winden um niedre Stirnen!  
Ewig ist das Wesen der Kunst, und jene  
Dienen dem Tage.

Leihe nie dein Lied dem Gezänk der Menge!  
Nachtigallen fliehn das Geräusch des Marktes.  
Doch im stillen strebe der Flug der Seele  
Früh nach Vollendung.

Lerne viel, und ziehe zu Rat die Alten,  
Aber bleibe treu der Natur! An jenen  
Reift der Geist; doch diese verleiht dem Herzen  
Ewige Jugend.

### DER WEISE

Stumpfen Sinnes ihre gebahnten Pfade  
Geht die Menge; ew'gen Gesetzen folget  
Die Natur; doch blind mit den Menschenlosen  
Schaltet der Zufall.

Manchem schwellt ein günstiger Wind die Segel,  
Manchen hebt die Woge der Zeit und trägt ihn  
Fernem Ziel zu; aber der Besten viele  
Schlingt sie hinunter.

Und mich deucht am weisesten, wer Bescheidnes  
Nur erstrebt, das sichere Gleichgewicht der  
Seele nie verliert und, was unabwendbar,  
Lächelnd dahinnimmt.

### SCHWEIGENDE WEISHEIT

Flieh sie nicht, nur lerne die Welt entbehren,  
Lerne früh ihr bitterstes Weh verachten;  
Aber öffne willig die Seele jeder  
Lieblichen Täuschung.



Wem ein Becher schäumt in der Faust, und wem im  
Arm sich wiegt ein blühendes Weib, der frage  
Nicht nach morgen . . . mag ihm von Lust und Liedern  
Triefen die Lippe!

Aber wem gebrochen ein Freund die Treue,  
Wen ein wankelmütiges Volk vergessen,  
Oder wen verraten ein Weib, er lerne  
Lächeln und schweigen.

### ERMUTIGUNG

Wende nicht dich ab von der Zeit und lasse  
Durch dies dampfkrafttrunkene Volk von Toren  
Nicht den Sinn dir rauben für dieses Daseins  
Edelste Blüten!

Willst du Rätsel lösen, so lös des Lenzes  
Und der Liebe duftige Blumenrätsel!  
Lerne froh sein, täusche hinweg die Stunden  
Grübelnden Trübsinns!

Schließ der Liebe, schließe dem Freund das Herz auf;  
Füll das Kelchglas, suche den Waldesschatten  
Und genieß das Leben, wie einst die Alten,  
Heiter und weise!

### VOM BITTERN LORBEER

Unvollkommnes schaffen wir Staubgeborne,  
Und der Blick des Weisesten ist befangen.  
Auf der Menschheit sonnigen Höhen wandeln  
Wenige Geister.

Stets verkannt, verfolgt, von dem Neid begeistert  
Ist, wer Großes will; das Gefühl des eignen  
Werts genügt ihm nicht, und von Bitterkeit trieft  
Jeglicher Lorbeer.

Jeder Großtat, jedem Verdienst des Geistes  
Folgt der Undank nach, und des wahren Glückes  
Freun sich jene nur, die im Dunkel leben,  
Schlicht und geräuschlos.

## ABSCHIED

Lebe wohl! Hier teilen sich unsre Pfade.  
Wandle deine sonnigen Lebensbahnen!  
Leicht des ernst gestimmten und strengen Freundes  
Wirst du vergessen.

Seltner Gaben Fülle verlieh ein Gott dir:  
Dieses Auge, lechzend nach allem Schönen,  
Holde Anmut, griechisches Maß und eine  
Seele voll Wohllaut.

Dir gebührt, mit jenen allein den Adel  
Deines Herzens, deiner Geburt zu teilen,  
Denen früh der lachende Mund des Glückes  
Küßte den Scheitel.

Mir geziemt, den strebenden Flug der Seele  
Nicht zu hemmen; aber getreu der Fahne  
Bei des Glücks Stiefkindern zu stehn im herben  
Kampfe des Lebens.

# ELEGIEN



## AUS DEM SÜDEN

**H**eute, beim ländlichen Fest des Heiligen, dem dort  
am Berghang  
Überm Olivengeländ Kirche und Kloster geweiht,  
Sah ich die Prozession — ich stand auf dem alten  
Kastelle —

Als sie vom Marktplatz her summend die Tore  
durchzog.

Diener der Kirche mit Fahnen, in hohem Ornate der  
Bischof,

Preti, Väter der Stadt, Frauen und plauderndes Volk.  
Langhin wogte der Zug durch die weinduftatmenden  
Gassen;

Munter, als gält' es zum Tanz, scholl die gedämpfte  
Musik.

Aufwärts ging's den gepflasterten Weg; dem Gesumme  
der Beter

Antwortgebend erscholl fröhlicher Winzer Gesang.  
Weihrauchgewölk stieg bläulich in Ringeln empor;  
von dem Städtchen

Tönte Geläut; fernhin glänzte das ewige Meer.

Aber es mutete nicht wie im Norden die kirchliche Feier,  
Nein, wie des griechischen Volks heiterer Kultus  
mich an.

Dich auch sah ich beim Zug, Annina, im Schwarm  
der Gespielen,

Welche im Sonntagsstaat, sittig vom Schleier umwallt,  
Spenden der Kirche trugen in zierlich gehenkelten  
Krügen

Frei auf dem Haupt und im Korb Kuchen und duftend  
Gebäck.

So in der Kekropsstadt beim Feste der Panathenäen  
Mitten im glänzenden Zug, der, von den Priestern  
geführt,

Unter der Zymbeln und Pauken Getön sich vom Platz  
Kerameikos

Meerflutgleich durch Athens prangende Straßen ergoß,  
Schritten die Töchter der alten Geschlechter, zum  
Opfer die Spenden,

Honig tragend und Obst, heilige Gerste und Öl.  
Ihnen zu Häupten vom Mast des rädergetragenen  
Schiffes

Wallte der Göttin Gewand, strahlend von Scharlach  
und Gold.

Jünglinge, myrtenbekränzt, und ölzweigtragende  
Greise,

Reisige folgten; die Stadt prangte im festlichsten  
Schmuck.

Hoch zur Akropolis stieg der Zug; vor dem Tempel  
der Pallas

Brannten die Opfer, indes rauschend der Pään erscholl.

Doch längst sind sie entthront, die erhabenen Uranionen;  
Über den Göttern Homers herrscht der gekreuzigte Gott.  
Selbst dein pentelischer Marmor, o Parthenon, sank,  
und Verwüstung

Nagt an der Göttin des Siegs jonischem Tempelgesäul;  
Und mit begeisternder Kunst, die einst aus der Blüte  
der Anmut

Göttergestaltend zur Frucht reiner Vollendung gedieh,  
Bildet kein Phidias mehr die gotenverscheuchende  
Pallas

Noch ein Maler von Kos, Anadyomene, dich!

Musen und Chariten flohn, die freundlich im Umgang  
mit Menschen  
Meißel und Pinsel geführt oder die Phorminx beseelt.  
Tugend und Großsinn lehrt kein Sophokles mehr und  
kein Platon,  
Keines Pindaros Sang preist den olympischen Sieg.  
Hellas' Größe erlag dem herben Gesetz der Vernichtung;  
Über den Gräbern des Ruhms haust ein entartet Ge-  
schlecht.

Hier nur, wo unter italischem Himmel manch herr-  
liche Pflanzstadt  
Griechischen Fleißes erblüht, mahnen an Hellas uns  
noch  
Schöner Verhältnisse Maß und der Liebreiz weib-  
licher Formen,  
Die noch immer ein Hauch attischen Zaubers um-  
schwebt.  
Wie am Erechtheustempel die blühenden Mädchen-  
gestalten,  
So erschien mir der Chor deiner Gespielinnen heut.  
Aber vor allen schön schienst du mir, Annina, das  
Antlitz  
Gläubiger Andacht voll, wie es die Feier gebot.  
Nicht wie die andern behangen mit buntem Korallen-  
geschmeide,  
Funkelndem Ohrengehäng, duftenden Blumen im Haar,  
Nein, im schneeigen Kleid, das die reife Fülle der  
Glieder  
Und den harmonischen Bau minder verdeckt' als verriet,  
Halb noch Knospe, halb Blüte, vereinend den Adel  
der Formen,

Wie sie Praxiteles einst oder ein Skopas geahnt,  
Leichten und schwebenden Gangs, getragen von  
rhythmischem Wohllaut,  
Schrittest du strahlend im Schmuck eigener Schön-  
heit dahin.

Stechenden Blickes verschlang — ein lüsterner Cybele-  
priester —

Dich der Prete, der jüngst Bilder im Dom uns erklärt.  
Doch du bemerktest es nicht; du hieltest des leuch-  
tenden Auges

Sehnsuchtweckenden Strahl schüchtern zu Boden ge-  
senkt.

— Aber du lächelst mich an ungläubig und schüttelst  
das Haupt nur;

Was mein begeisterter Mund predigt, verstehst du  
noch kaum.

## ANNINA

Gib mir den Arm, o Freund! Schon senkt sich  
die Sonne; vom Kloster  
Mahnte der silberne Mund Gläubige schon zum Gebet.  
Sieh nur, verschleiernd bereits die lieblich geschwun-  
genen Linien

Überm Sabinergebirg dämmert ein bläulicher Duft;  
Auf den Ruinen und um das versunkene Marmor-  
gebälke,

Leben verbreitend um Tod, wuchert das Efeugelock.  
Immer den Bergweg fort durch den Hain der Orangen;  
wie würzig,



Nordischen Sinnen wie fremd duftet im Süden die  
Nacht!

Hörst du die Schüsse der Böller, dazwischen den  
Klang der Gitarre,

Klirren des Tamburins und der Raketen Gezisch?  
Lärmen des Festes ist's, das hier im entlegenen Felsnest  
Irgend ein mythischer Brauch jährlich zu feiern gebeut.  
Christlichen Ursprungs nennt es der Prete. Als heiligen  
Joseph

Neben dem Eselein ehrt er den Schlemmer Silen.  
Mythische Deutung gibt dem Feste das Volk; es  
entstamme

Uralt heidnischem Dienst eines vergessenen Gotts.  
Denn es wechseln die Götter; dem Kultus der Freude  
nur bleibst du,

Mühsalduldend. Geschlecht sterblicher Menschen,  
getreu.

Unscheinbar ist der Ort, doch trieft er vom Segen  
der Götter,

Wein- und rosenberühmt sind die Gelände umher.  
Festschmuck prangt an den Häusern, Girlanden von  
Blumen und Efeu,

Gräßlich — in Fresko gemalt — auch wohl ein  
„Santo“ dabei.

Schwärmer durchschwirren die Luft. Es schweifen  
an Rosengehegen,

Taghell beschienen vom Mond, glückliche Paare  
dahin.

Hier wird Mora gespielt; dort kämpfen improvisatori;  
Wogend im Wechselgesang tönt die melodische  
Schlacht.

Alles ist hier osteria; albergo dei marinari —

Wo ihm der Schiffbruch droht — nannte mir Cecco  
 den Schank.  
 Sieh, dort glitzert ein Schild, und drüben, entfesselt  
 im Tanzraum,  
 — Nur noch der Thyrsus fehlt — rast die bacchan-  
 tische Schar.  
 Hierher wende den Schritt. Hier sind die „gebildeten  
 Klassen“,  
 Honoratioren des Orts, Künstler und städtisches Volk.  
 Schau, wie den lockigen Knaben, die Kunst laby-  
 rinthischen Tanzes  
 Üabend, die Töchter des Lands neckisch sich nahen  
 und fliehn.  
 Schön vor allen jedoch ist Annina. Wie reizend die  
 Büste,  
 Wölbig und schlank zugleich, über den Hüften sich  
 wiegt!  
 Hoheit thront auf der Stirn, wenn sie naht, und un-  
 endliche Anmut,  
 Wenn sie geschmeidigen Leibs wieder dem Arm sich  
 entzieht.  
 Sieh, nun führt sie den Chor! Voll Adel ist jegliche  
 Wendung,  
 Rhythmischen Wohllauts voll jede Bewegung an ihr;  
 Alles an ihr ist Seele vom Haupt bis zum niedlichen  
 Füßchen,  
 Alles ist Leben und doch plastische Ruhe an ihr.  
  
 Endlich verstummen Gitarre und Trommel. Nun  
 komm mit den Mädchen,  
 Cecco! Den heimlichsten Platz hab ich gefunden  
 für euch,



Oder des Tamburins tönt die ambrosische Nacht,  
 Reihnanordnenden Rufs, die Leier umwunden mit Efeu,  
 Wankst du im Tanzschritt dann, teischer Sänger, daher.  
 Aber schon sah dich ein Schwarm schonfußiger  
 Mädchen; mit Ketten  
 Duftender Rosen bereits singend umtanzt dich der  
 Chor:  
 „Sei uns vor allen gegrüßt, du schmachtender Sänger  
 der Liebe,  
 Liedergesegneter Mund, welchen die Charis geküßt!“  
 Süßer jedoch als der Seim der Bienen vom Berge  
 Hymettos,  
 Würzig wie samischer Wein trieft dir vom Munde  
 das Lied:  
 „Mädchen, o gebt mir des Weins in durstigen Zügen  
 zu trinken,  
 Ach, ich verletzte beinah unter der Hitze des Tags.  
 Kranzt mich mit Blumen des Bacchos, sie kühlen  
 die glühende Stirn mir;  
 Doch wie — Mädchen, o sagt! — still ich im Herzen  
 die Glut?“

## SONNENUNTERGANG

○ wie träumt es sich süß am myrtenumbuschten  
 Gestade,  
 Wenn in das leuchtende Meer scheidend die Sonne  
 sich taucht!  
 Feierlich schweigt die Natur; kaum lispeln die Silber-  
 oliven,

Leise, mit würdigem Ernst, neigen die Pinien das  
Haupt.

Hie und da nur erklingt eintönig die Weise des Fischers,  
Der des kristallinen Golfs riesigen Spiegel durchfurcht.  
Heiliger Frieden umwohnt wie der Seligen Inseln dies  
Eden;

Auch in der eigenen Brust wiegt er den Kummer in  
Schlaf.

Bilder der Heimat ziehn an der Seele vorüber; mit  
Liebe

Denk ich der Freunde und fast möcht ich den Feinden  
verzeihn.

Was sie auch Schlimmes gewollt, mir wandte sich alles  
zum Guten;

Bitte Erfahrungen selbst stärken und läutern das  
Herz.

Einst, wenn schon lange des Neids unlautere Quellen  
versiegt sind,

Geb ich der Heimat dafür Ströme von Wohllaut  
zurück.

Denn die Gabe des Worts zur lieblichen Frucht des  
Gesanges

Hast du dem Fremdling indes, südliche Sonne, ge-  
reift.

Ha, wie scheidest du dort, verklärt nur vom eigenen  
Lichte,

Königlich groß noch im Tod, segenverbreitend Gestirn!  
Stolz und geräuschlos wie du zu verbluten im Dienste  
der Menschheit

Und zu verzichten auf Dank, ist ein erhabenes Los.  
Selbst auf das niedre Gewölk, das neidisch den Pfad  
dir umdunkelt,

Wirfst du den Abglanz noch, während du siegend  
versinkst.

Rosige Segel ziehn fernhin, und gehüllt in den Purpur,  
Den es von dir sich geborgt, schlummert das ewige  
Meer.

# SPRÜCHE





# RITORNELLE

## AUF NEUERE DEUTSCHE DICHTER

1.

Heinrich Heine!

Du bist der König eines Reichs, wo sich  
Das Göttliche berührt und das Gemeine.

2.

Georg Herwegh!

Vom Heer weg gingst du eignen Pfad, Tyrtäos,  
Und pflücktest deine Lorbeern nicht am Heerweg.

3.

Heinrich Laube!

Der Halm trägt nur die Körner einer Ähre,  
Der Weinstock manche beerenreiche Traube.

4.

J. G. Fischer!

Des Dramas Lorbeer schoß dir nicht ins Kraut;  
Doch deine Lyrik wuchert um so frischer.

5.

Friedrich Hölderlin!

Dich tötete das Heimweh nach dem Land,  
Auf das die Sonne des Homeros schien.

6.

Gottfried Keller!

Dein Wein, o Schweizer, ist mitunter herbe;  
Doch schmeckt er rassenhaft wie Muskateller.

7.

Emanuel Geibel!  
Du bist der Herold dieser großen Zeit,  
Oskar von Redwitz wäre gern ihr Weibel.

8.

Gustav Freytag!  
Dein körniger Gehalt folgt unsrer Lyrik,  
Wie reicher Junisegen einem Maitag.

9.

Martin Greif!  
Die Früchte, die an eignen Bäumen wachsen,  
Sind doppelt schmackhaft . . . wenn sie nämlich reif.

10.

Hermann Schmid!  
Es nennt der Ruf dich Bayerns Walter Scott;  
Die Gegend bietet wenig Unterschied.

11.

Adolf von Schack!  
Noblesse oblige. Dem Adel der Geburt  
Verbindest du den Adel im Geschmack.

12.

Paul Heyse!  
Du scheinst der Sonne ähnlich . . . um euch beide  
Ziehn mindere Gestirne ihre Kreise.

13.

Felix Dahn!  
Als du dem Norden endlich dich befreundet,  
Erfuhrst du: Freundschaft sei kein leerer Wahn.

14.

Julius Grosse!

Die Ähren zwischen deinen lockern Garben  
Genügten einem ganzen Dichtertrosse.

15.

Hermann Oelschläger!

Was euerm Weltorgan an Prosa mangelt,  
Ersetzt die Poesie von Albert Traeger.

16.

Hans Hopfen!

Vom Öl, mit dem man salbt die Dichterfürsten,  
Fiel auf dein eigen . . . sinnig Haupt ein Tropfen.

17.

Julian Schmidt!

Mag Ähren, wer da will, und Bücher lesen,  
Dein Amt als Rezensent ist nur der Schnitt.

# DISTICHEN

Motto:

Bloß Aufschriften ja sind Epigramme; die Treue der Wahrheit  
Aber verleiht oftmals kleinen Gesängen Gehalt.

Platen.

1.

Nicht zu verblüffen strebe der Dichter; sein höchster  
Triumph sei,  
Allgeahntem zuerst Flügel des Worts zu verleihn.

2.

Farbe findst du und Schwung bei den Neuern und  
prahlende Reime;  
Aber den Zauber der Form lehren die Alten dich nur.

3.

## KLASSISCHE KUNST IM NORDEN

Karg nur gedeiht hier der Kunst Südfrucht; es er-  
setzen der Hofgunst  
Ordenssterne dich nicht, strahlende Sonne Homers!

4.

## REZIPROZITÄT

„Selbstzweck sei sich die Kunst? . . . Die göttliche  
diene der Zeit nicht?“  
Leider verlangt ja die Zeit auch von der göttlichen  
nichts.

5.

„BLOSS VOLKSDICHTER“

„Bloß Volksdichter?“ Das heißt, was Sophokles einst  
und Homer war,  
Dante und Ariost, wähnst du, o Stümper, zu sein?

6.

GEWERBEFREIHEIT

Frei in dem Freistaat werde die Kirche; sie ward  
ein Gewerb ja;  
Aber mit Schulen schützt gegen Verdummung das Volk.

7.

POLITIK UND POESIE

Fragen des Tages zu lösen, ist freilich des Dichters  
Beruf nicht;  
Aber das Ewige schafft nimmer ein knechtisch Gemüt.

8.

TENDENZPOESIE

Hochverrat und Tendenz liegt selbst im Getriller der  
Lerche;  
Wendet die Schuldige doch singend dem Lichte sich zu.

9.

„Freiheit der Presse“ verlangt dies wackre Organ,  
das die Fahne  
Dreimal wechselnd bewies, was es darunter versteht.

10.

Bessere Früchte gedeihn am Baume der Presse nicht  
eher,  
Bis vom Insektengeschmeiß gründlich die Blätter befreit.

11.

Nur Hofdichter gedeihn noch immer; die einen an  
Höfen  
Machen dem züchtenden Herrn, andre der Menge  
den Hof.

12.

Glückliche Zeit der Maschinen! Sogar an poetischem  
Luxus  
Liefert uns billig und rasch, was man bedarf, die Fabrik.

13.

### FREUNDSCHAFT MIT KRITIKERN

I.

Vorteil bringt der Verkehr mit kleinen Naturen; denn  
blindlings  
Tadeln den Feind sie und blind spenden sie Freunden  
ihr Lob.

II.

Zwar der Edlere tritt aus Mißtraun gegen sich selbst oft  
Freunden zu nah; doch stets wird er dem Feinde  
gerecht.

14.

Habe den Mut zur Wahrheit! Das kostet dich viele  
der Freunde;  
Aber es zeigt dir zugleich, was du an ihnen verlierst.

15.

#### EINEM APOSTATEN

Beßrer Erkenntnis verschließe sich keiner; jedoch  
dem Charakter  
Untreu zu werden, dafür find ich das Leben zu kurz.

16.

„Tod den Tyrannen!“ Der Ruf ist alt; doch zur Zeit  
Dionys' schon  
Fand man als Sterbegewand selbst die Tyrannis noch  
schön.

17.

#### EINER GEWISSEN RICHTUNG

Sittliche Weltordnung, ihr Guten, entdeckt ihr in allem,  
Was nur der Zufall fügt oder des Stärkeren Recht.

18.

#### DEN GESCHICHTSPHILOSOPHEN

Niest der Weltgeist einmal, gleich trifft wie ein Schlag  
das Ereignis  
Euer winzig Gehirn, das an Systeme gewöhnt.  
Aber sofort Urgrund, Erfolg und kausale Beziehung  
Grübelt ihr aus, und im Nu ist die Erscheinung Gesetz.

19.

AN EINEN FATALISTEN

I.

Spiegel der Zukunft sei das Vergangne? Jedoch die  
Geschichte  
Wirkt ins Gewebe der Zeit nimmer das nämliche Bild.

II.

Keinen Zufall kennst du? Notwendig und prädesti-  
niert ist  
Jede Intrige des Hofes, jeglicher Straßenskandal?

III.

Ist es ein „ewig Gesetz“, wenn plötzlich gestörte  
Verdauung  
Eines Feldherrn im Kampf ändert das Antlitz der Welt?

IV.

Wenn auf dem Brette des Schachs die möglichen  
Züge, wenn Launen  
Deiner Gemahlin sich schon jeder Berechnung entziehen,  
Sag mir, o Freund, wie willst du die „ew'gen  
Gesetze“, nach denen  
Sich die Geschicke vollziehen, fangen ins Netz des  
Systems?

V.

Rollte dem Uhrwerk gleich sich ab die Geschichte  
der Menschheit,  
Wäre ein jeder Prophet, der die Mechanik versteht.



vi.

Geistiger Freiheit rühmt sich der Mensch, und der  
Geist der Geschichte  
Wäre unter dem Joch eurer „Gesetze“ ein Knecht?

vii.

Wäret ihr minder befangen, ihr säht, daß der Geist  
der Geschichte  
Das, was euch fehlt, Phantasie, Laune besitzt und  
Humor.

20.

## AUF DAVID FRIEDRICH STRAUSS

i.

Täglich vermehrt sich die Schar der Verfechter der  
freieren Forschung.  
Dieser eine jedoch zählt uns für eine Armee.

ii.

Ward durch das Durchschnittsvolk dir die Gattung  
zuwider, so nahe  
Solchem Geist, und mit Stolz fühlst du dich wieder  
als Mensch.

iii.

Christliche Menschheit, das ist der Mann, der den  
Star dir gestochen;  
Aber, ans Dunkel gewöhnt, schmerzt dich noch immer  
das Licht.

21.

Ebensowenig als Glauben erzwingt sich der Kultus  
des Schönen.

Möchte man diesem nur auch Tempel wie jenem erbaun.

22.

Billig regiert sein und gut, das ist's, was ein nüchternes  
Volk will.

Beides erreicht es nur, wenn es sich selber regiert.

23.

#### DIE SCHWABEN

Eigene Köpfe sind's, leicht sieht man's; denn wo sie  
geraten,

Ragen sie gleich um den Kopf über die andern hervor.

24.

#### DER SCHWÄBISCHE VOLKSSTAMM

Kleinlich schilt man dies Volk, zanksüchtig, für Fremdes  
voll Mißtraun,

Eigenwilligen Sinns, plump und pedantisch dabei.  
Wählerisch nenn ich's vielmehr, beharrend bei seinen  
Gebräuchen,

Allzu kritischen Sinns gegen das Neue vielleicht,  
Schwer und weit ausholend, doch drum auch er-  
schöpfend und gründlich,  
Herzlich und streng und ernst, tiefen Gemütes und  
treu,

Sinnlich derb, doch im Kerne gesund; und auf jedem  
Gebiete  
Trug uns der knorrige Stamm Blüten und Früchte  
genug.

25.

Sieh in der Welt dich um und lerne von Anderer  
Weisheit;  
Aber im innersten Kern bleibe dir selber getreu.

26.

Karg nur maßt ihr das Glück mir, ihr Götter; doch  
dank ich euch eines:  
Daß ich mich neidlos des Glücks anderer zu freuen  
vermag.

27.

#### BEI EINEM PRIVATKONZERT

Tee- und Tantengeschwätz und Turfjargon . . . um  
das Eine:  
Singen zu hören den Mund, den ich einst küssen  
gelehrt.

28.

#### DAS VOLKSTHEATER IN X ALS BILDUNGSANSTALT

Hier ist Bildung am Platz; nur fragt sich's, ob ihrer  
das Volk nicht  
Minder als Dramaturg, Leiter und Mime bedarf.

29.

### HÖFLICHE FORM

(Auf einen Epigrammendichter)

„Lento, Signore“ versetzt der Welsche, verfehlt dich  
sein Dolchstoß;  
Ebenso höflich benimmt dieser sich; aber er trifft.

30.

### VERSCHIEDENE ANSCHAUUNG

Schreibst du, so fragt man sonst: Was? Der aber,  
gewöhnt zu verkaufen  
Makulatur nach dem Pfund, fragt auch den Autor:  
Wieviel?

# SPRÜCHE

## I.

### DREI GRABSCHRIFTEN

#### I.

Da ihm das Leben wenig bot,  
So hofft der Gute, wenn er tot,  
In das, was ihm gefehlt auf Erden,  
In Spiritus gesetzt zu werden.

#### II.

Er schloß nach dem üblichen geistlichen Trost  
Ein Leben, reich an Taten,  
Begünstigt vom Glück, von den Frauen liebkost,  
Und schließlich von beiden verraten.

#### III.

Er paßte nicht in unsre Zeit,  
Er liebte zu sehr die Alten;  
Auch litt er nicht an Schreibdiarrhöe  
Und konnte das Wasser halten.

Kein Salon, kein Unterhaltungsblatt  
Hat seinen Geschmack verdorben,  
Und da die Kunst sein Leben war,  
So ist er an ihr gestorben.

## 2.

Die größte Unbescheidenheit  
Ist der Anspruch auf Unsterblichkeit,

Die Zumutung an die Natur,  
Diese dürftige Menschenkreatur  
Selbst in den mißlungensten Exemplaren  
Für Ewigkeiten aufzubewahren.

3.

Ihr wähnt das menschliche Geschlecht  
Durch Kirchenlichter zu erhellen;  
Wir üben unseits das Recht,  
Euch selbst ins rechte Licht zu stellen.

4.

AUF EINEN ULTRA

Du klagst, seit an den Kopf  
Die Zeit dir warf das Glück,  
Daß sie versehrt ein Stück  
An deinem Zopf.

5.

POLITISCHER ELEMENTARUNTERRICHT

Mein Kind, sieh! jeder Landesvater  
Besitzt, wie du, ein Puppentheater;  
Bald an Fäden, bald an Ketten,  
Baumeln seine Marionetten;  
Doch führt man in klug regierten Ländern  
Die Hauptfiguren an Ordensbändern.

6.

### AUF EINEN FÜRSTEN

Das ist ein Fürst, der das Talent  
Huldvoll verschont; wem keins geworden,  
Dem deckt er gnädig und dezent  
Die Lücke zu mit einem Orden.

7.

Laßt mich entscheiden euern Zwist:  
Die Freiheit ist allen Völkern zu gönnen,  
Obwohl sie nur denen zu wünschen ist,  
Die sie ertragen können.

8.

### DEMOKRATEN IN GLACÉHANDSCHUHEN

Du lobst das Prinzip; doch der Redeschwall  
Der Träger, das rohe Schrein  
Mißfällt dir? Was schieert uns des Leuchters Metall,  
Wenn nur die Flamme rein?

9.

### PARTIKULARISTEN UND ULTRAMONTANE

Eins haben sie vor euch voraus:  
Den Vorteil des weitem Horizontes;  
Ihr seht nicht über den Kirchturm hinaus,  
Sie aber schauen ultra montes.

10.

Die sich berufen meinen,  
Die Welt zu beglücken,  
Stehn selbst nicht auf eigenen Beinen;  
Auf Stelzen gehn die einen,  
Die andern an Krücken.

11.

In diesem widrigen Getriebe,  
Dem Marktgeschrei und dem Rumor  
Der Stellesuchenden und Diebe  
Vergehn allmählich Haß und Liebe,  
Und eines wächst nur: Der Humor.

12.

In dieser Zeit der Reklamen,  
Da alles nach Lorbeern rennt,  
Verzichte, mein Freund, auf Namen,  
Denn du hast Talent.

13.

Man muß, um nach Beifall der Menge zu trachten,  
Erst Ursache haben, die Menschen zu achten.

14.

Was Optimist und Pessimist?  
Ich kann weder den noch jenen fassen,  
Da die Welt zu langweilig zum Lieben ist  
Und allzuklein zum Hassen.



15.

„GEORDNETE VERHÄLTNISSE“

(Auf einen Schmarotzer)

Der Mann hat leicht von Ordnung prahlen,  
So lang ihm Gastfreunde die Schulden zahlen.

16.

Leicht wirst du dich mit X vertragen;  
Er ist bestimmbar durch den Magen,  
Und all sein Denken und sein Handeln  
Vermag ein Frühstück umzuwandeln.

17.

Leichten Sinns und unter Scherzen  
Kann man solchem Freund entsagen;  
Wahre Freundschaft kommt von Herzen,  
Seine aber kommt vom Magen.

18.

„A. schimpft auf dich und wird dabei stets fetter;  
B. kennt dich nicht, und doch bist du sein Retter.“  
Was, süßes Kind, verschweigst du nur das Schlimmste?  
Du liebst mich nicht, und täglich wirst du netter.

19.

Ein guter Ruf ist wie ein wohnlich Haus;  
Das baut sich, Stein um Stein, allmählich aus.  
Doch mit gewissenloser Hand  
Im Nu steckt es ein Lump in Brand.

20.

Selbst die dich mit dem Kot der Gassen  
Bewerfen, sind noch menschlich zu fassen:  
Sie ziehn, an Beßre hinanzureichen,  
Sie erst hinunter zu ihresgleichen.

21.

Schwer ist's, eines Menschen Gehalt zu erproben,  
Den immer die Woge des Glückes gehoben.

22.

Was schiltst du immer auf die Welt,  
Da alles doch so wohl bestellt:  
Dem einen ward Tugend, dem andern Wissen,  
Dem großen Haufen das Gewissen;  
Und wer nicht achtet auf diese drei,  
Der verfällt der himmlischen Polizei.

23.

Ist wirklich die Welt so schadenfroh,  
Wie du sie schilderst in scharfen Zügen,  
Was ärgerst du über die Menschen dich so  
Und machst ihnen dadurch so viel Vergnügen?

24.

Verzicht auf Dank und tu im stillen  
Das Gute um des Guten willen.

25.

AUF EIN BUCH

Du rühmst, mein Freund, wie tief dies Buch empfunden,  
Ich finde, daß es elegant gebunden;  
Des Stiles Schönheit nennst du ungesucht,  
Mir aber scheint sie vielmehr ungefunden.

26.

Der Schlüssel zum Weltverständnis  
Ist Selbsterkenntnis.

27.

Gib das Kupfer zurück und behalte das Gold;  
Dann machst du dein Glück und die Welt ist dir hold.

28.

Den innern Frieden dir nicht zu stören,  
In Andrer Achtung stets zu steigen,  
Habe den Mut, die Wahrheit zu hören,  
Und die Klugheit, sie zu verschweigen.

29.

Du wirst die ganze Welt bestechen,  
Kannst du ihr zu Gefallen sprechen;  
Doch willst du ihr die Wahrheit sagen,  
Mußt du der ganzen Welt entsagen.

30.

Willst du gelten bei den Toren?  
Gib dich aus für hochgeboren!

Willst du bei Verständigen gelten?  
Höre viel und rede selten!  
Doch willst du Frauengunst gewinnen,  
Sprich, ohne viel dich zu besinnen.

31.

Bist mit dem Glauben du gesegnet  
An Menschen, gib ihn nicht verloren,  
Wenn unter einer Herde Toren  
Dir auch einmal ein Schuft begegnet.

32.

Ein Grund nur findet sich, einer,  
Bei Menschen auszuharren:  
Die Zahl der Verbrecher ist kleiner  
Als die der Narren.

33.

#### AUF EINEN VOLKSREPRÄSENTANTEN

Du hast einen viel zu geschmeidigen Rücken,  
Mein Freund, um die Menschheit zu beglücken;  
Die Zeit will Männer, die sich erheben,  
Nicht solche, die sich mit Anstand bücken.

34.

Willst du zeigen, daß du von ganzem Holz,  
Sei nach unten bescheiden, nach oben stolz.

35.

#### AUF EINE VERHEIRATETE DAME

Wie praktisch eine Heirat sei,  
Beweist uns diese Dame doppelt:

Sie hält sich Hand und Rücken frei,  
Indem sie sich mit Nichts verkoppelt.

36.

EINER ÄLTERN DAME

Ich danke gar sehr für Ihr letztes Gedicht,  
Melodisch-antik wie ein Psalter;  
„Liebe für Sie“ empfind ich zwar nicht,  
Aber Ehrfurcht vor Ihrem Alter.

37.

Das bloße Bewußtsein von Recht und Pflicht  
Genügt Dir? Mehr braucht — ein Philister nicht.

38.

Recht Handeln ist kein Verdienst; das Gewissen  
Selbst könnt ein gesunder Verstand vermissen.

39.

Wer sich vom rechten Weg verlor,  
Ist manchmal ein Schurke, doch stets ein Tor.

40.

Wenn ein falscher Freund dich schmerzlos  
Lästert gegen beßres Wissen,  
Ohne Glauben und Gewissen,  
Wohl dir, wenn du selber herzlos!

41.

ÜBER MODERNE LITERATUR

Das Beste, was heutzutage zu lesen,  
Ist meist weit besser schon dagewesen.

42.

Nicht daß ich den Geschmack von heut  
Just für den besten erkläre;  
Du aber trachte jederzeit  
Zu schreiben, wie wenn er's wäre.

43.

DEN VIELSCHREIBERN

Du zählst doch sonst nicht zu dem Schlag  
Der Eiteln, Selbstgefälligen . . .  
Wie magst du uns jeden Regentag  
Mit deinem Ich behelligen?

44.

Was diesen Mann um den Ruf gebracht?  
Zehn Bände hat der Arme gedichtet;  
Mit dem ersten hat er Furore gemacht,  
Die andern haben ihn hingerichtet.

45.

Ist doch sonst keiner in der guten  
Gesellschaft höflicher als du —  
Mein Freund, wie kommst du nur dazu,  
Uns fünfzehn Bände zuzumuten?

46.

Seht mir den Mann hier an . . .  
Buchhändler zugleich und Verfasser,  
Sieht er die Sündflut nahn  
Und läßt noch sein eigenes Wasser.

47.

EINEM SCHRIFTSTELLER „IN WINDELN“

Du hältst auf die Kritik nicht viel,  
Ihr Urteil sei voll Kleinlichkeit;  
Doch handelt sich's hier nicht um Inhalt noch Stil,  
Man fordert nur Rücksicht auf Reinlichkeit.

48.

Gehst du einmal unter die Rezensenten,  
So gib dich nicht ab mit kleinen Talenten;  
Du mußt dich an die Größten wagen,  
Die den Tadel verschmerzen, das Lob ertragen.

49.

Grausam und feig will mir's erscheinen,  
Die Harmlosen zu tadeln und die Kleinen;  
Doch wer den Beruf hat, sei streng gegen Größten . . .  
Die haben das Zeug, zu decken die Blößen.

50.

Wenn einer, dem zur Last das Leben,  
Sich dieses Geschenkes will begeben,  
Wer hat ein Recht, es zu verwehren?  
Doch dessen Logik ist schwer zu erklären,  
Der, weil das Glück nicht kam im Schläfe,  
An sich vollzieht die Todesstrafe.

51.

ÜBER DIE TODESSTRAFE

Die bequemste aller Theorien  
Ist: Menschen zu töten, statt zu erziehen.

52.

Diese Zeiten sind entsetzlich . . .  
Alles, was uns unersetzlich,  
Unerreichbar einst geschienen,  
Überbieten die Maschinen.

Selbst die deutschen Professoren,  
Fürcht ich, gehn uns noch verloren;  
Denn in Konkurrenz mit ihnen  
Treten Fabers „Sprechmaschinen.“

53.

Geist und Körper zu ernähren,  
Kraft und Bildung zu vermehren,  
Schuf das Wissen, das exakte,  
Poesie- und Fleischextrakte.

Die nervösen Wunderkinder  
Wird man los auf diese Weise;  
Aber die gediegnen Ochsen  
Steigen immerfort im Preise.

54.

Wer sich den Magen verdorben hat,  
Ist der ehrlichste Mäßigkeitskandidat.

55.

Mein Freund, du treibst auf offner See,  
Und kämst du gern in den Hafen,  
So stell dich mit den Künstlern gut  
Und besonders mit Photographen.



Bedenke, daß man sterblich ist,  
Wofern mit einem Ruck man  
Nicht etwa unter die „Klassiker“ kommt  
Durch Lindenschmidt und Bruckmann.

56.

Willst du kommen in die Mode,  
Mach dich geltend, sei nicht faul!  
Denn öffnest du nicht selbst das Maul,  
Die andern schweigen dich zu Tode.

57.

Obwohl mit Wutgeschrei die Pfaffen  
Den Satz der Wissenschaft verdammen,  
Daß einem Ahnherrn Mensch und Affen  
Und selbst der Pontifex entstammen,  
Verlangen doch die Unfehlbaren,  
Die sich so tief empört gebärden,  
Daß plötzlich die von Menschenpaaren  
Erzeugten wieder Affen werden.

58.

Jedem das Seine:  
Jene sind Männer von Ehre;  
Diese besitzen keine,  
Aber sie machen Karriere.

59.

Wer es vermag, mit Blicken des Weisen  
Die Welt zu erfassen,  
Wird ihr nimmer die Ehre erweisen,  
Sie ernstlich zu hassen.

60.

DICHTERLOS

Uns blüht im Leben mancher Trost,  
Unser Los ist zu beneiden . . .  
Von Fraun und Verlegern wird man liebkost  
Und dann — verkauft von beiden.

61.

AUF EINEN KÄUFLICHEN

Du kannst und weißt es nicht zu deuten,  
Daß X so vielen Hohn verdaut;  
Doch wer sich pflegt um Geld zu häuten,  
Der fährt nicht gratis aus der Haut.

62.

Nun hat er endlich doch den Orden,  
Ist Ordinarius sogar . . .  
Und ist dadurch nicht feiner worden,  
Noch ordinärer, als er war.

63.

Zwischen dem Elend und dem Glücke  
Gähnt eine tiefe Kluft.  
Die Hoffnung schlägt darüber die Brücke;  
Aber sie hängt in der Luft.

64.

Laß nie dich wegen Glaubensartikeln  
In Streit verwickeln!

Ob Koran, Talmud oder Bibel,  
Ist eins; nur jene sind vom Übel,  
Welche in Glaubenssachen  
Geschäfte machen.

65.

Im Grunde genommen war Jesus Christ  
Der erste praktische Sozialist.

66.

„Statthalter Christi“ heißen sie nun;  
Doch dieser würde sich's höchlich verbeten,  
Das gut zu heißen, was jene tun,  
Die ihn vertreten.

67.

#### INFALLIBILITÄT

So vielen Unsinn dankt die Christenheit  
Dem Vatikan . . .  
Auf das bißchen Unfehlbarkeit  
Kommt's auch nicht an.

68.

#### IDEM

Wohl baut ihr die Spitze des Riesenbaus  
Des Papsttums mit diesem Dogma aus;  
Doch wanken die Säulen des Bestands,  
Und stürzen wird das ganze Haus.

69.

AUF EINE SAMMLUNG VON DICHTERBÜSTEN,  
IN TON MODELLIERT

Tritt leis auf, denn hier stehn in bunter  
Reih des Parnasses jüngste Wächter!  
Ein einziges derbes Hohngelächter,  
So fallen sie herunter.

70.

AUF DIESELBEN

Da stehn sie, die in prahlerischem Ton  
Geheimer Gunst sich rühmen der Kamönen,  
Kronprätendenten in dem Reich des Schönen,  
Unausgehauen noch, in schlichtem Ton.

71.

AUF DER MENSUR

Ward dir ein tüchtiger Gegner verliehn,  
Behandl' ihn mit Würde und laß den Hohn!  
Rück ihm auf den Leib und haue ihn,  
Aber sprich nicht weiter davon.

72.

Wenn unter Buben und Toren  
Einer schlecht von dir spricht,  
Nimm ihn gelassen bei den Ohren,  
Aber verteidige dich nicht.

73.

A. macht dem B. einen Besuch,  
Um höflichst sich zu bedanken,

Daß jener ihm gewidmet ein Buch,  
Wozu er ihm stahl die Gedanken.

74.

Worin diese mindern Geister  
Verwandtschaft haben mit Goethe?  
Er spielte die Orgel wie ein Meister,  
Sie blasen wie Schüler die Flöte.

75.

Mit seinen Tugenden und Sünden  
Am schwersten ist ein Weib zu ergründen;  
Die Psychologen und Menschenkenner  
Sind meist die betrogensten Ehemänner.

76.

„Sittliche Weltordnung“ . . . wie heißt?  
Wo der eine arbeitet und hungert,  
Der andere faulenzet und speist.

77.

Nur positives Wissen kann dir weisen  
Den Pfad zur Wahrheit, nicht der blaue Dunst.  
Durch Metaphysik oder schwarze Kunst  
Entdeckst du nimmermehr den Stein der Weisen.

78.

Du mußt, eines Menschen Wert zu erfassen,  
Ihn erst über andere urteilen lassen.

79.

TRINKSPRUCH

Wie im Nibelungenliede  
Jener goldne Hort des Rheins  
Golden ist das Wort: Seid eins!  
Seid es, und die Welt hat Friede.

80.

Völker, haltet euch umschlungen,  
Weisheit, walte du von oben,  
Und gehoben  
Ist der Schatz der Nibelungen.

81.

GOTTESFURCHT

Wie? Gottesfurcht? Was soll der Spott?  
Fürchte die Pfaffen und liebe Gott.

82.

Willst du dich unterscheiden von der Menge,  
Kümmre um ihr Lob dich nie!  
Sei gegen dich selber strenge  
Und mild gegen sie.

83.

Die Praxis verbindend mit Theorie,  
Eilt dieser Sohn der alma mater  
Aus der psychologischen Anthropologie  
Zu den Übungen im Affentheater.

84.

Der Schule allermagerster Bissen  
Bleibt stets das transzendente Wissen;  
Du weißt, wenn du alles durchgesiebt,  
Erst recht, daß es hier nichts zu wissen gibt.

85.

Freund, in dieser Zeiten Jammer  
Lern beizeiten dich entscheiden;  
Jedermann muß eins von beiden:  
Eingeklemmt sein oder Klammer,  
Angefochten oder Fechter,  
Abgeschlachtet oder Schlächter,  
Amboß werden oder Hammer.

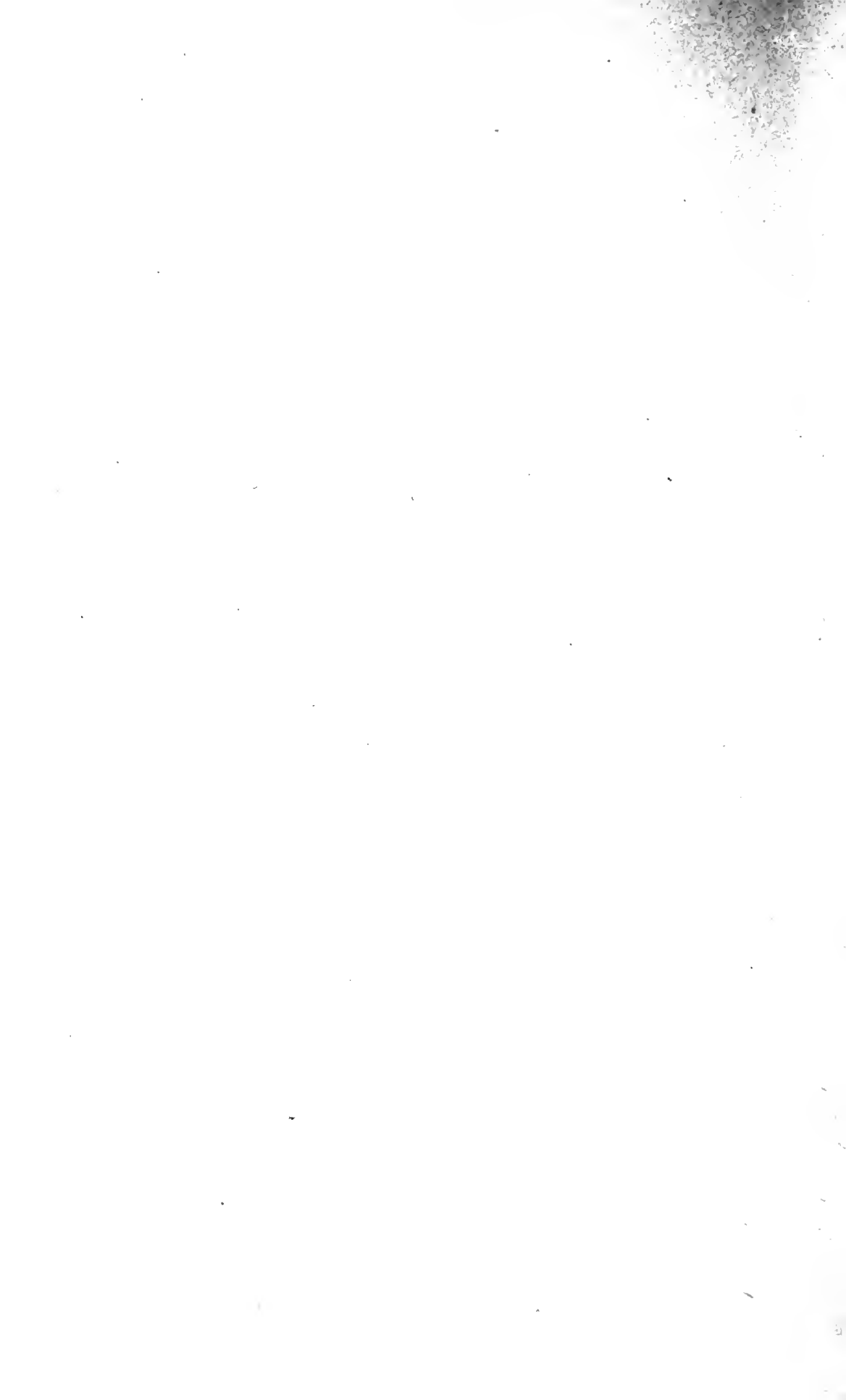
86.

Schreibt Bücher und Essays und preiset einander  
Ob der Schönheit des Stils und des tiefen Gehalts! —  
Der Mäusedreck ist doch kein Koriander  
Und euere Grobheit kein attisches Salz.





# EPISCHES



# PENTHESILEA

## EIN EPOS IN ZWÖLF GESÄNGEN

### ERSTER GESANG

#### ANKUNFT DER AMAZONEN IN TROJA AUSZUG ZUM KAMPFE

Gefallen war Hektor, der strahlende Held;  
Kein Schlachtruf erscholl mehr im offenen Feld;  
In Hofburg und Stadt  
Wehklagten die Troer und weinten sich satt.

Da kamen, zum männervertilgenden Streit  
Aufs neu die Verzagten zu führen bereit,  
Vom Pontos daher  
Zwölf kriegerische Jungfrau mit Bogen und Speer.

Die Leiber umschloß thermodontische Tracht,  
Und wiehernde Renner bestieg die zur Schlacht  
Verlangende Schar,  
Begierig nach Ruhm und gewöhnt an Gefahr.

Die goldene Mähne des Helmes umwallt  
Den Nacken der Fürstin, die schlanke Gestalt  
Im Panzer von Erz,  
Und Kampflust erfüllt ihr das freudige Herz.

Noch pflegen die Alten des Rats im Palast,  
Da mahnt sie und mustert die Reihen in Hast  
Und tummelt schon längst  
Mit kräftigem Schenkel den thrakischen Hengst.

Nun wälzt sich die Menge durchs skäische Tor,  
Aus allen strahlt Penthesilea hervor,  
Der Artemis gleich,  
Voll Anmut und Liebreiz, doch furchtbar zugleich.

Pfeilschnell wie der Sturm, wenn er Wälder entlaubt,  
Die wuchtige Streitaxt geschwungen ums Haupt,  
Langwallenden Haars  
Hinflog die gewaltige Tochter des Mars.

Ihr folgten die Jungfrau mit Speer und Geschöß,  
Äneas, Agenor mit Wagen und Roß;  
Nach ihnen die Flut  
Dardanischen Volks mit verdoppeltem Mut.

Kaum drang in ihr Lager das laute Geschrei,  
So ziehn von den Zelten und Schiffen herbei  
In Waffen und Wehr  
Die Griechen und stellen dem Heere das Heer.

Die Führer entfachen den kriegerischen Zorn;  
Der Pauke Gedröhn, dem gewundenen Horn  
Erwidern vom Wall  
Tyrrhenertrompeten mit schmetterndem Schall.

Hochherrlich vor allen im fürstlichen Trotz,  
Umschirmt mit der Wehr des vertilgenden Gotts,  
Durchschreitet das Feld  
Weitherrschend im Volk Agamemnon, der Held.

Und allhin die Reihen befeuert der Hirt  
Der Völker; sein mächtiges Schlachtschwert umklirrt  
Am goldnen Gehenk  
Den Panzer, des kyprischen Königs Geschenk.

Hier waltet Idomeneus, halb schon ergraut,  
Dort Meges, mit jeglicher Kampfarm vertraut,  
Hier Aias, dort reiht  
Epistrophos mutige Phoker zum Streit.

Doch kampflustentflammend den Troern gebeut  
Äneas, der Halbgott, und graunvoll umdräut  
Die Mähne den Kamm  
Des Stahlhelms dem Fürsten aus Dardanos' Stamm.

Agenor und Pammon, behend stets zur Tat,  
Polydamas, weise im Kampf wie im Rat,  
Verteilen die Macht  
Der Phryger und ordnen die Reihen zur Schlacht.

Vordrängen die Grajer, bewehrt mit dem Schaft,  
Beschildet, die Lenden umgürtet mit Kraft,  
Die Scheitel umlockt,  
Zum Kampf von den tückischen Keren verlockt.

Jetzt nahn sich die Heere; das Erdreich erdröhnt  
Von Tritten unzähliger Völker; es tönt,  
Betäubend das Ohr,  
Vielzüngiger Schlachtruf zum Äther empor.

Stets wächst noch die Menge in wimmelnder Hast;  
Aufleuchtet zum Frührot in blendendem Glast  
Die eherne Wand  
Der Schilde, als stünde die Ebne in Brand.

Es rauscht wie von Schwänen auf asischer Au;  
Dem wirren Getöse folgt ehern und rauh  
Das laute Gekrach  
Zerplitternder Tartschen und Rüstungen nach.

Nun lösen die Reihn und verschlingen sich wirr,  
Mit Pfeilschuß und Speerwurf, mit Waffengeklirr  
Und Rossegestampf

Durchtost die skamandrische Wiese der Kampf.

Wie wenn ein Gewitter, das alles verheert,  
Geborstene Wolken in Güssen entleert,  
Mit Hagel vermischt,  
Von leuchtenden Blitzen Kronions durchzischt,

So raste die Feldschlacht; aufwirbelten dicht  
Staubwolken, indes die Geschosse das Licht  
Des Tages verhüllt,  
Und endlos Getümmel das Blachfeld erfüllt.

Die Königin Penthesilea umtobt  
Ein Schwarm von Achäern, im Vorkampf erprobt;  
Mit ihr ficht im Kreis  
Der Freundinnen mutige Schar um den Preis.

Hier stürzt in das Volk der Keteier sich schon  
Mit Meges Oïleus' verwegener Sohn,  
Den Tobenden wehrt  
Mygdaon, in Kämpfen des Ares bewährt.

Dort duckt sich, von Pfeilen des Teukros bedrängt,  
Deïphobos hinter dem Schilde; hier sprengt  
In blendender Wehr  
Mit Hektors Gespann Alexandros daher.

Schon focht hier Äneas und stand wie ein Turm;  
Dort rast Diomedes heran wie der Sturm  
Und lenkt ins Getos  
Die wagenbeflügelnden Rosse des Tros.

Ihm folgt mit Phylaken Padarkes; da fiel,  
Unbändig im Angriff, zwei Lanzen zum Ziel  
Entsendend im Nahn,  
Die mutige Schar Amazonen sie an.

Bewehrt mit dem Bogen von skythischem Horn  
Und kundig des Nahkampfs, bald seitwärts, bald vorn  
Andringend, gelenk,  
Des Angriffs zugleich und der Abwehr gedenk,

So stritten sie, nie dem geschleuderten Speer  
Nachstürmend wie Griechen ins feindliche Heer;  
Es trugen am Bug  
Die Rosse der stämmigen Lanzen genug.

Doch oft, wie die Natter, getroffen vom Schnitt  
Des Mähers, den sorglosen Fuß, der sie tritt,  
Verendend noch ritzt  
Und tödliches Gift in die Wunde verspritzt,

Entflohn sie, selbst wund, doch von Rachgier entbrannt,  
Zurück nach dem Feinde das Antlitz gewandt,  
Und streckten im Fliehn  
Mit tückischem Pfeil die Verfolgenden hin.

Verderblich im Anlauf, behend auf der Flucht,  
Schien Herrin und Streitroß von thrakischer Zucht,  
Durch Übung gestählt,  
Ein Wesen, vom nämlichen Willen beseelt.

Doch raste vor allen die Fürstin und bot  
Die Stirne dem Feind, wo der Phryger bedroht;  
Es wuchs ihr der Mut  
Im Kampf, und es schwelgten die Waffen in Blut.

Sie traf mit der Axt, sie entsandte den Speer,  
Es mähte ihr Schwert im argivischen Heer,  
    Und trunkene Lust  
Erfüllte der Männin die pochende Brust.

ZWEITER GESANG

PODARKES

Schon sanken die Besten wie fallendes Laub  
Vom Streiche der Königin rings in den Staub;  
    Da drang aus den Reihn  
Der Vordersten Molon, der Held, auf sie ein.

Er lockte mit List sie, indessen die Wucht  
Der schattenden Lanze auf täuschender Flucht  
    Sein Stierschild empfing,  
Damit sie der schlaue Menippos umging.

Da traf sie die Hand ihm, daß dröhnenden Falls  
Der Schild ihm entsank; dann umstürmt' ihm den Hals  
    Ihr Schlachtspeer im Flug,  
Indessen Klonia Menippos erschlug.

Doch diese erlegt der gewalt'ge Podark;  
Jetzt wählt sich den Helden, speerkundig und stark,  
    Evandra zum Ziel,  
Die selber vom Speer des Idomeneus fiel.

Aufjauchzte Podarkes; das Blut troff noch warm  
Vom Speere, da traf ihm die Fürstin am Arm  
    Das Muskelgeflecht;  
Gelähmt war die Hand, und er mied das Gefecht.



Doch als ihm Machaon die Wunde verband,  
Ergriff er den Speer mit der anderen Hand;  
    Es trieb ihn mit Macht  
Zurück in die männerbewährende Schlacht.

Und wieder erschien er, wie Ares zu schau'n,  
Ein Trost den Genossen, den Troern ein Graun;  
    Er trieb mit Gewalt  
Ins Treffen zurück die Achäer und schalt:

„Ihr Helden von Aussehn, doch Weiber an Mut,  
Wie, habt ihr nur darum die stürmische Wut  
    Des Ares erweckt  
Und Asiens Fluren mit Leichen bedeckt,

Nur darum, die Schmach und das bittere Leid  
An Troja zu rächen, mit heiligem Eid  
    Euch alle verbürgt  
Und Troer und Lyker vertilgt und erwürgt,

Und Brüder und Freunde bestattend, den Tag  
Des Heils, da der reisige Hektor erlag,  
    Nur darum erlebt,  
Damit ihr vor pontischen Weibern erbebt?“

Und schmerzlich verletzte gleich einem in Gift  
Getauchten Geschoß, das ins Innerste trifft,  
    Das bittere Wort  
Die Helden und riß ins Getümmel sie fort.

Und stürmisch entbrannt stets zu Nahkampf und Fehd  
Erschien in den vordersten Reihn Diomed;  
    Ihm folgte der Sproß  
Des Molos und Meges, des Ares Genöß.

Und wie man umstellt ein gefürchtetes Wild,  
So nahm die Achäer der Fürstin, vom Schild  
Geschützt bis ans Knie,  
Und ziehn eine Mauer von Speeren um sie.

Doch ähnlich dem kampfpreisgewinnenden Roß,  
Das, eh man die Schranken der Rennbahn erschloß,  
Siegfreudig sich bäumt,  
Mit schneeigen Flocken die Nüstern umschäumt,

Stürmt Penthesilea der Mauer von Erz  
Wildjauchzend entgegen; jetzt faßt sie des Schwerts  
Alybischen Griff  
Und prüft an der Klinge den doppelten Schliff

Und spricht: „Beim Kronion, nie sah ich zur Wahl  
Der stattlichsten Helden so viele an Zahl,  
Entbrannt vor Begier,  
Den Reigen des Ares zu tanzen, wie hier.

Und deucht es euch rühmlich, mit Schwärmen zu zeh'n  
Uns jede vereinzelt im Kampf zu bestehn,  
So naht denn in Reihn,  
Die Beute der düsteren Keren zu sein.

Denn wenn mich die mutige Seele nicht trügt,  
So kehren die Helden, die jetzt so vergnügt,  
Nicht alle mit Glück  
Auf eigenen Füßen ins Lager zurück.“

So sprach sie und raste daher wie der Nord  
Unhemmbar, die Hände befleckend mit Mord,  
Und würgte und brach  
Sich Bahn, und die Freundinnen stürzten ihr nach.

Zwar folgt' ihr Podarkes und kämpfte noch lang,  
Bis endlich ein Axthieb ihn völlig bezwang;  
    Er wankte und blieb  
Im Kampfe, zu dem das Verhängnis ihn trieb.

Und dreimal, ein Dämon, in feindliche Reihn  
Sprang Penthesilea vertilgend hinein,  
    Und dreimal erschlug  
Sie sichelumlockter Achäer genug.

Sie focht, wie die mutige Seele sie trieb,  
Zu Roß und zu Fuß, und wen Stoß oder Hieb  
    Der Königin traf,  
Der sank in die Arme dem ehernen Schlaf.

Zwölf Kämpfer zu Wagen die niemand mehr weckt,  
Fußstreiter die Menge, sie lagen gestreckt  
    Auf blutigem Grund  
Und sieglos blieb Ajas, und Meges war wund.

Zumeist doch betrauert als Stütze des Heers,  
Im Fünfkampf berühmt und als Meister des Speers  
    Im offenen Feld,  
Umschattet vom Tod, lag Podarkes der Held,

Ein Sohn des Iphiklos, ratkundig und klug  
Wie Protesilaos, den Hektor erschlug;  
    Er selber gebot  
Phylakischem Volk, seit der Bruder ihm tot.

DRITTER GESANG  
DIOMEDES UND THERMODOSSA

**E**in Haufe beherzter Achäer ereilt  
Den Trupp Amazonen indes und zerteilt,  
Umringt und berennt  
Im Nahkampf die Schar, von der Fürstin getrennt

Hinwarf Diomed das gesprenkelte Vließ  
Des Pardels, ergriff den gediegenen Spieß  
Des Tydeus und sprang  
Vom Wagen, daß graunvoll die Rüstung erklang.

Anstürmt Thermodossa; es flüchtete scheu  
Das Volk; doch behend, wie ein würgender Leu  
Der Hürde Geheg,  
Durchbrach er die Reihn und vertrat ihr den Weg.

Vergleichbar der Penthesilea an Mut  
Und Liebreiz, schönfüßig, aus fürstlichem Blut,  
Doch, kriegerisch wie sie,  
Der Gaben nicht froh, die ihr Kypris verlieh,

So hatte die Heldin, den Speer in der Faust,  
In griechischen Reihn wie die Wölfin gehaust;  
Es ward im Gedräng  
Selbst Kapaneus' Sprößling die Rüstung zu eng.

Er floh das Gewühl, an der Schulter verletzt . . .  
Ein Rächer erschien Diomedes ihr jetzt.  
Er schwenkte den Speer  
Und sprach: „Was, Entartete, führt euch hieher?“

Was schwärmt ihr, bacchantisch entfesselt im Tanz  
Des Ares durchs Schlachtfeld? was rast ihr, so ganz  
Vergessend der Zucht?

Sagt an, ob ihr Kämpfer, ob Freier hier sucht!

Erschlugt ihr die Männer mit bärtigem Kinn,  
Die eignen, und steht euch nach andern der Sinn?  
Und treibt ins Gewühl

Der Griechen vielleicht euch ein zärtlich Gefühl?

Zwar deucht mir, wofern ihr als Zeichen der Gunst  
Die Helden mit Ares' vertilgender Kunst

So stürmisch umtost,

Recht unsanft die Art, wie ihr Männer liebkost.

Doch scheint's thermodontische Sitte zu sein,  
Daß Jungfraun im Kampfe die Männer umfrein;

Ein trefflicher Brauch!

Bekommt er euch gut, so behagt er uns auch.

Zwar wählt ihr, beim Zeus, — euch die stattlichsten aus  
Und sendet mit Vorsicht ins räumliche Haus

Der Väter, das Nahn

Der Bräute zu melden, die Freier voran.

Wohlan denn, ich denke, daß lang schon bereit  
Der Brautschatz und daß ihr, nun rühmlich im Streit

Des Ares bewährt,

Nach friedlichen Kämpfen der Kypris begehrt.

So folgt nun den Freiern! Tiefschweigend und kühl  
Umfängt euch, wie's Liebenden ziemt, ein Asyl;

Das Licht ist gedämpft,

Wofern noch die Scheu das Verlangen bekämpft.

Was säumt ihr noch länger? Schon rüstet die Ker  
Das Brautbett; es schließt mein gediegener Speer,  
Unhemmbar im Lauf  
Die Pforten der dunkeln Behausung euch auf."

So spottet' der Held; da durchstürmt' seinen Schild  
Der Speer Thermodossas und schlug ins Gefild,  
Und lang von der Kraft  
Des Wurfs noch erbebte der eschene Schaft.

Sie griff nach dem Schwert; doch die Hüfte durchbohrt  
Sein Speer ihr; von Schauern des Todes umflort,  
Gespießt ans Geschoß,  
Doch lebend noch, hieb der Thydid' sie vom Roß

Und warf, wie ein Fischer der Brandung Gezisch  
Im Bogen entschnellt den geangelten Fisch  
Auf trockenes Land,  
Am Speer die noch Zuckende hin in den Sand.

Die bogengewaltige Persis ergreift  
Jetzt Ajas, der Lokrer, am Haupthaar und schleift  
Die Heldin, entfacht  
Von roher Begier, durch die Gassen der Schlacht,

Bis daß ein Böot, den sie selber verfehlt,  
Nachdem sie im Kampf ihm den Bruder entseelt,  
Im Zorn sie durchstach  
Und endlich die Blüte des Lebens ihr brach.

VIERTER GESANG

BREMUSA

Jetzt sank Polemusa, Alkibia sank;  
Bremusa jedoch, die, geschmeidig und schlank,  
Bald traf und bald floh,  
Umschwärmt noch die Griechen, des Männerkampfs  
froh.

Liebreizend von Ansehn, lebendig an Geist,  
Die Jüngste, geliebt von der Fürstin zumeist,  
Zum Kampf noch zu zart,  
Auf dringendes Flehn nur Genossin der Fahrt,

Verfolgte sie staunend von fern den Beginn  
Der Schlacht, bis dem tatenbegierigen Sinn  
Das männliche Spiel  
Der panzerumgürteten Helden gefiel.

Mit Führung der Waffen vertraut schon als Kind,  
Wettflog sie auf flüchtigem Roß mit dem Wind;  
Im Kampfspiel sah nie  
Der Pontos ein Mädchen behender als sie.

Sie hatte, vertraut mit Gefahren der Jagd,  
Schon frühe den Kampf mit dem Eber gewagt  
Und bot ohne Scheun  
Dem Pardel die Stirn und dem zottigen Leun.

Die bärtigen Männer erschienen ihr bald  
Wie großes Gewild in dem heimischen Wald;  
Vorsichtig und schlau  
Umging und besah sie die Helden genau,

Bestieg dann den Renner, von Kampflust berauscht,  
Nachdem sie die leichteren Waffen vertauscht  
    Mit Lanze und Schwert,  
Den Schrecken des Ares, sich stattlich bewehrt.

Schon stampfte das Streitroß, gehorchend dem Ruf,  
Die nährende Erde mit donnerndem Huf  
    Und tauchte voll Hast  
Ins Lanzengewühl mit der reizenden Last.

Im Graun der Vernichtung ein liebliches Bild  
Des Lebens, so hob vom Getümmel, das wild  
    Sie ringsher umgab,  
Die goldenumlockte Bremusa sich ab.

Behertzt und erschrocken, verzagt und zugleich  
Siegstrahlend, wie wenn des Okeanos Reich,  
    Dem dunkeln, entschwebt,  
Mit rosigen Fingern sich Eos erhebt:

So schwang sie die Streitaxt, zweischneidig und scharf,  
Mit holdem Erröten im Vorkampf und warf  
    Vom scheuenden Roß  
Mit lächelnder Anmut das schlanke Geschoß.

Doch wem im Gedränge ein Gott es beschied,  
Dem Speer zu entgehn, wer im Nahkampf vermied  
    Das tödliche Beil,  
Den traf aus der Ferne ihr tödlicher Pfeil.

Umsonst trieb Eumedes sein Doppelgespann  
Der Heldin entgegen; schon zweimal entrann  
    Dem herben Geschoß  
Im Tanzschritt ihr zierlich geschenkeltes Roß.



Zwar streift' ihr Ilissos das zarte Genick;  
Doch mied sie, vorschauend, den Speer mit Geschick;  
Dann legt sie sich aus  
Und öffnet dem Helden des Aïdes Haus.

Die feindlich Umrिंगte zu schützen bereit,  
Erschien ihr Polites, ein Helfer im Streit;  
Doch traf im Gemeng  
Den Jüngling ein Speer, und er floh das Gedräng.

Sie aber, als gält es nur Kampfspiel und Scherz,  
Entsandte mit Lächeln das bittere Erz;  
Sie focht wie im Traum,  
Umrिंगt von Gefahren und ahnte sie kaum.

Indessen voll Schreck mit Bewundrung geteilt,  
Erspäht sie die Fürstin von fern und durchheilt  
Die feindlichen Reihn,  
Den Schützling mit mächtigem Arm zu befrein.

Da stürmt' Diomed mit den Rossen des Tros  
Der lieblich Umgürteten nach; wie die Ros,  
Die letzte am Strauch,  
Der Herstwind entblättert, so neigt sie sich auch.

Als endlich die Fürstin mit eigener Gefahr  
Den Speerkampfberühmten verscheuchte, da war  
Der Freundin der Jagd  
Die blühende Stimme für immer versagt.

Zwar hemmt sie ihr, weinend vor Wehmut und Zorn,  
Mit purpurnem Gurt den versickernden Born  
Des Blutes; doch schwand  
Das wonnige Leben dahin in den Sand.

FÜNFTER GESANG

RACHE PENTHESILEAS — EINZELKÄMPFE — LERNOS  
MENELAOS — IDOMENEUS — MERIONES

Jetzt stürzt, wie ein Dämon, voll Rachegefühl  
Sich Penthesilea ins Vordergewühl  
Unbändig . . . und rächt  
Die Freundinnen zehnfach im Männergefecht.

Erst trieb den Hippalmos sein Doppelgespann  
Entgegen dem Los, das die Moira ihm spannt;  
Das bittere Erz  
Der Fürstin durchstürmt ihm das pochende Herz.

Laut jammernd die Gassen der Walstatt durchhirt  
Alkmäon, von troischen Pfeilen umschwirrt;  
Da trifft ihn im Fliehn  
Ihr Speer . . . und es flattert die Aisa um ihn.

Dann fällt sie Lykon; es quoll sein Gedärm  
Ihm über die Hand, daß mit wimmerndem Lärm  
Der Held noch im Sturz  
Aufschrie; doch es währte sein Leiden nur kurz.

Ihm folgte Isandros, entstammt dem Geblüt  
Akastos', in Fülle des Reichtums erblüht  
An samischer Bucht,  
Vorragend durch Schönheit und männliche Zucht.

Nicht hemmte sein Schild, daß der tödliche Schlag  
Der Streitaxt ihn traf und er früh schon erlag  
Der Keren Gewalt  
Und nimmer die Pflege der Eltern vergalt.

Drauf jagte das schreckenverbreitende Weib  
Den zagen Pandion und trennte vom Leib  
    Das Haupt ihm, daß dumpf  
Hinrollte der panzerumgürtete Rumpf.

Er war mit der Phorminx süßtönendem Laut  
Weit mehr als den Schrecken des Ares vertraut;  
    Doch frommte die Gunst  
Der Musen ihm nichts und die freundliche Kunst.

Dann warf sie Ilissos und Athys, wie schnell  
Die Rosse auch flohen, vom Wagengestell;  
    Mit tosendem Schall  
Ertönten die Rüstungen beider im Fall.

Nun lagen sie, Freunde, durch innigen Bund  
Im Tod noch vereint, auf ungastlichem Grund  
    Zusammengelehnt,  
Daheim von den Eltern und Bräuten ersehnt.

Jetzt naht, nach päonischer Weise geschürzt  
Die Chlamys, der glänzende Lernos und stürzt,  
    Das stolze Gespann  
Dem Lenker vertrauend, heran und begann:

„Hier steh mir, Verwegene, die du bisher  
Durch List oder Zauber dem griechischen Speer  
    Unnahbar entrannst . . .  
Vermeide den meinen jetzt auch, wenn du kannst!  
Wohl ist, als du auszogst, von Kampflust berauscht,  
Kein Vogel dir rechtsher vorübergerauscht,  
    Der hoffen dich ließ  
Auf Sieg und dir freudige Heimkehr verhieß.“

„Und bist du“, spricht jene, „so tapfer als klug,  
Tritt näher . . . wir lernten im Kampfe dem Flug  
Des Speers zu vertraun  
Und nicht nach dem Fluge der Vögel zu schaun.“

So sprach sie und fing mit dem Schilde gewandt  
Die schattende Lanze, im Bogen entsandt;  
Dann nahte sie dicht  
Dem Schmähenden, warf und verfehlte ihn nicht.

Durchbohrt vom Geschoß, wo die Kehle entblößt,  
Die Kniee jetzt mehr als die Zunge gelöst,  
Sank Lernos dahin,  
Sprachlos . . . und es dröhnte die Rüstung um ihn.

Anstürmt, ihn zu rächen, beflügelten Gangs  
Peisandros, der Meister des Pängesangs;  
Ihm schritt an der Seit  
Der Fürst Menelaos, der Rufer im Streit.

Die Heldin warf jenen, der prahlend den Spieß  
Vorhielt und sie lebend zu fangen verhieß,  
Mit mächtigem Stoß  
Dem unsanft hinbettenden Tod in den Schoß.

Dann höhnt sie den Sprößling des Atreus und ruft:  
„Zwar deucht mir, dir würden die Vögel der Luft  
Den fürstlichen Leib  
Weit minder verschmähn als dein buhlendes Weib.

Doch, da du der Schmach von den Frauen gewohnt,  
So fleh um dein Leben und bleibe verschont!  
Was säumst du? Der Tor  
Lernt, wenn es geschehn ist, der Weise zuvor.“

Da schwang der Atride mit knirschendem Grimm  
Den ragenden Speer und versetzte: „Da nimm  
    Das Gegengeschenk  
Und bleib auch im Hades des Gebers gedenk!“

Doch traf ihm die Fürstin mit wuchtiger Kraft  
Die Spitze von Erz, daß am eschenen Schaft  
    Die Öse zerbrach,  
Und strebte dem hohen Idomeneus nach,

Erreichte den Kreter und fing noch im Lauf  
Den stämmigen Speer des Meriones auf  
    Und wehrte dem Streich  
Des einen und focht mit dem andern zugleich.

Und Chlamys und Chiton durchstürmt ihr Geschoß  
Dem König: noch schützt ihn der Wagengenoß;  
    Am Arme gelähmt,  
Entging er, doch war ihm der Kampfmut gezähmt.

Meriones wankte, der König erschrak;  
Zerschellt war sein eigener Stierschild, ihm stak  
    Der Speer noch im Arm;  
Da tauchten sie beide zurück in den Schwarm.

„Ihr räumt einem Weib“, rief die Fürstin, „das Feld,  
Ihr Prahler? Wo ist jetzt Achilleus, der Held?  
    Wo Ajas, der stets  
Entbrannt ist zum Kampf, wo die Kraft Diomedes?“

Und dreimal, ein Dämon, in feindliche Reihn,  
Sprang Penthesilea vertilgend hinein;  
    Und dreimal erschlug  
Sie scheidelumlockter Achäer genug.

SECHSTER GESANG  
BEGEGNUNG MIT NESTOR

Unhemmbar, nie fehlend gleich Artemis, jagt  
Die strahlende Heldin durchs Schlachtfeld; ihr wagt  
Kein Feind mehr zu nahn,  
Da rennt der Gerenische Nestor sie an

Und wirft . . . doch es prallte zurück das Geschöß  
Machtlos; die Gefürchtete lenkte das Roß  
Vorbei am Gespann  
Des Königs; jedoch der Neleier begann:

„O wär' ich der Held noch, der stark und behend  
Den Müljos einst an Alpheios' Geländ,  
Zu strafen den Raub  
Preistragender Rosse, hinwarf in den Staub!

Unzählige Helden erschlug ich, es schwand  
Der Ruhm der Epeier; ich trieb sie vom Strand  
Des heiligen Quells  
Der Ebne entlang zum olenischen Fels.

O, schwäng' ich noch heute wie damals, dem Heer  
Der Griechen zum Heil, den gediegenen Speer:  
Die Freude am Tanz  
Des Ares verging' dir, empfindest du ihn ganz!

Jetzt brauche die Kraft, da die meine gelähmt!  
Was säumst du? Seit wann ist die Wölfin gezähmt,  
An Großmut gewohnt?  
Ein Stärkerer naht, der auch deiner nicht schont!“

Die Königin sprach: „Vor dem Hades erbebt  
Kein Herz, das die Aisa so oft schon umschwebt;  
    Es ruht ja mein Los,  
Wie deines, allwaltenden Göttern im Schoß.

Doch hoff ich, noch Großes zu tun, das die Zeit  
Nicht austilgt, so lang ich, begierig zum Streit,  
    Verweile im Licht . . .  
Zwar Schonung verschmäh ich und gebe sie nicht,

Doch deucht mir's unrühmlich und frevelnder Hohn  
An Göttern, den Helden zu fällen, dem schon  
    Mit weißem Geflock  
Der Winter des Lebens bestreut das Gelock.

Nur wer in der Vollkraft der Mannheit noch strotzt,  
Wer waffengewaltig, wer feindlich mir trotzt  
    Im Nahn oder Fliehn,  
Dem lös ich die Glieder, den werf ich dahin.

Du aber, der Griechen gewaltiger Preis,  
Unsterblichen Rates erfahrener Greis,  
    Genieße der Ruh  
Und sende die reisigen Söhne mir zu!"

Sprach's, doch der gerenische Nestor versetzt:  
„Ich habe das Ziel, das dem Leben gesetzt,  
    Schon doppelt erreicht;  
Was frommt mir die Frist, die schon morgen verstreicht?

Was schonst du das alterbelastete Haupt?  
Indes du wie Lenzfrost, der alles entlaubt,  
    Im Keim schon zerstörst  
Und wider ein ewig Gesetz dich empörst

Und sinnlos vertilgst und am Morde dich freust  
Und tobst und die Rache der Götter nicht scheust . . .

Die Ebene raucht  
Vom Blute, in das du die Hände getaucht.

Was treibt dich, zur Schmach dem Geschlechte der  
Fraun,  
Den Müttern ein Schreckbild, den Männern ein Graun,  
Unweibliche Gier,  
Zu schwelgen im Blut wie ein reißendes Tier?

Statt früh schon an Werke der Frauen gewöhnt,  
Wie's Fürstinnen ziemt, was das Leben verschönt  
Und Sitte dich lehrt,

Zu üben, von Menschen und Göttern geehrt,

Und, anmutbegabt und mit Liebreiz geschmückt,  
Dich, männerbeglückend und selber beglückt,

An Kindern zu freun,  
In denen die Reize sich lieblich erneun.

Denn schön bist du, schön wie sie selbst, die dem Schaum  
Entstiegne Unsterbliche; weiß man doch kaum,

Ob so dich im Streit  
Ein Gott, ob der Zauber der Schönheit dich feit.

Doch manche, die ihres Geschlechtes vergaß  
Wie du und sich männlichen Treibens vermaß,

Ließ Speer und Geschoß,  
Sobald sie der Gaben Kytherens genoß.

Einst hetzte, dir ähnlich, der zagen Natur  
Der Jungfrau entfremdet, den Eber und Ur

Bei Regen und Wind  
Durchs Dickicht des Schöneus schnellfüßiges Kind,



Und vielfach umfreit, gab die Männin im Spiel  
Dem Jagdspeer wie Hochwild die Freier zum Ziel

Und sandte wie du  
Dem Hades die lockigen Jünglinge zu.

So raffte sie, eh Milanion erschien,  
Gefühllos die Blüte der Männer dahin  
Und schmähte das Joch  
Der Liebe und endlich — ertrug sie es doch.

Und floh nicht Medea die Männer zuvor,  
Von finstern Zauber bestrickt? Doch beschwor  
Ihn Jason; er wich  
Dem Zauber, mit welchem sie Kypris beschlich.

Die bändigte selbst Amazonen gleich dir,  
Gebot Hippolyten den Gürtel, den ihr  
Einst Ares verliehn,  
Zu lösen, und gab ihn dem Halbgott dahin.

Und als sie der Enkel des Pelops entführt,  
Treu blieb sie und sank, wie's der Gattin gebührt,  
Als später den Raub  
Die Ihrigen rächten, für ihn in den Staub.

Doch dir bleibt der Segen der Göttin versagt,  
Weil, da dir nur Kampf und Getümmel behagt,  
Die heilige Scham  
Des weiblichen Herzens ein Dämon dir nahm."

Die Fürstin entgegnet: „Stets ward, wenn im Kreis  
Ratkluger Achäer du sprachest, der Preis  
Der Weisesten dir;  
Was redest du jetzt nur so töricht zu mir?

Wann sahst du die Löwin am Rocken und wann  
Den Adler Kronions an Kypris' Gespann?

Wann krümmt wie der Wurm  
Das Meer sich, bewegt von erhabenem Sturm?

Ich bin wie die Löwin, mich lockt die Gefahr;  
Frei schwing ich mich auf wie zur Sonne der Aar;  
Im Endlosen kreist,  
Von mächtigem Fittig getragen, mein Geist:

Ich bin wie das Meer, das empörte; es spült  
— An Segen sonst reich — vom Orkane durchwühlt,  
Verheerend den Strand,  
Wildschäumend die Trümmer und Leichen ans Land.

Nichts ward mir vom Weibe, nicht Freude noch Weh  
Der Braut oder Mutter; ich lernte seit je  
Mir selbst nur vertraun;  
Ich hasse den Mann und verachte die Frau.

Den Männern nicht weichend an Kraft und Gestalt,  
Bekämpf ich gewaltsam ihr nur durch Gewalt  
Erworbenes Recht  
Des Stärkern und räche mein ganzes Geschlecht.

Und was auch seit je, mit erfindrischer List  
Die Menschen verstrickend in Unheil und Zwist,  
Die Kypris ersann,  
Eins weiß ich gewiß: mich entwürdigt kein Mann.

Mich bindet kein Zwang, mich beirrt kein Gesetz  
Herkömmlicher Sitte, die sonst wie ein Netz  
Die Seelen umschnürt;  
Auch herrsch ich nur, weil mir zu herrschen gebührt.

Und hat das Geschick bei des Daseins Beginn  
Nur da, wo ein häuslich bescheidener Sinn  
    Am Niedrigen klebt,  
Das Glück in die Fäden des Lebens gewebt,

Dann mag ich kein Glück, ich verschmähe ein Gut,  
Das nur auf der Kleinheit der Seele beruht;  
    Mein Herz ist ein Schwert,  
Das Kämpfe und Siegsruhm und Herrschaft begehrt.

Denn Königin bin ich, und bändigt kein Zug  
Des Willens der Seele erhabenen Flug,  
    Dann schwelgt sie, der Haft  
Entledigt, in üppiger Fülle der Kraft,

Und hebt ihre Schwingen, und königlich rollt  
Das Blut mir zum Herzen; es brandet und grollt,  
    Aufwühlend den Born  
Unbändigen Muts, mein entfesselter Zorn.

Vielleicht, daß der Gott mit dem Schöpferberuf  
Im Stoff sich vergriff, als zum Weib er mich schuf;  
    Doch was auch der Schluß  
Der Ewigen wollte: ich bin, was ich muß.

Euch Danaern bin ich in göttlicher Hand  
Die mächtige Geißel des Schicksals; euch schwand,  
    Seitdem ich erschien,  
Die Freude der Heimkehr für immer dahin.

Was gilt's mir, ob Troja in Asche zerfällt?  
Ich kämpfe allein, weil der Kampf mir gefällt;  
    Es spannt voll Begier  
Nach Taten sich jeglicher Muskel in mir.

Und geh ich, vom Fittig der Aisa berührt,  
Einst selber den Pfad, den ich viele geführt  
    Im Schlachtengetos —  
Ein rühmlicher Tod ist das herrlichste Los!

Denn Ruhm ist das Höchste. Ihn bändigt kein Schlund  
Des Hades; ihn tilgt selbst der Styx nicht; im Mund  
    Der Zeiten ertönt  
Unsterblich ein Name, vom Ruhme gekrönt.

Ein Göttern nur selten erreichbarer Schatz,  
Ist Ruhm für die Göttlichkeit selbst ein Ersatz,  
    Den Zeus, der Kronid,  
Dem sterblichgeborenen Menschen beschied."

So sprechend verschwand sie; und linksher flog jäh  
Ein Aar auf und trug in den Krallen ein Reh;  
    Doch Nestor, der Hort  
Der Danaer, sprach das geflügelte Wort:

„Verblendete Törin, die größer sich träumt  
Als Hera! Sie selbst, die Erhabene, räumt  
    Das höhere Recht  
Dem Donnerer ein, und ihm dient ihr Geschlecht.

Doch bald stürmt ein Starker das Schlachtfeld entlang,  
Vor dem du, die jetzt sich zu hemmen den Gang  
    Der Dinge vermißt,  
Hinsinkst in den Staub, wie gewaltig du bist.

Denn straflos nicht lehnt sich in Wort oder Tat  
So prahlerisch wider Unsterblicher Rat  
    Und wider den Lauf  
Des ehernen Schicksals ein Sterblicher auf."

Sprach's, mahnte den Lenker, und feurig und groß  
Hinfliegen die Rosse; es wuchs das Getos,  
    Und endlos, entfacht  
Von Eris, erscholl das Getümmel der Schlacht.

SIEBENTER GESANG

VORDRINGEN DER TROER — THEON UND PHERES

Und wieder rast' Penthesilea die Bahn  
Wie lodernde Glut des Hephästus heran,  
    Und wieder erschlug  
Sie scheidelumlockter Achäer genug.

Sie focht, wie die mutige Seele sie trieb,  
Zu Roß und zu Fuß, und wen Stoß oder Hieb  
    Der Königin traf,  
Der sank in die Arme dem ehernen Schlaf.

Unzählige warf ihr vernichtender Zorn,  
Die Fliehenden rücklings, Anstürmende vorn;  
    Sie schoß wie im Spiel  
Die Lanze mit sicherem Wurfe zum Ziel.

Jetzt naht Diomedes, der endlich erschlaft  
Von männervertilgenden Kämpfen die Kraft  
    Der Königin wähnt  
Und selbst die Verwegne zu fällen sich sehnt.

Und dreimal umschlich er sie lauernd, vom Schild  
Gedeckt, wie ein Hunden zu mächtiges Wild  
    Der Jäger umgarnt,  
Und dreimal entfloh er, von Pallas gewarnt

Und stürzt auf die Troer und wirft sie im Fliehn  
Zur allesernährenden Erde dahin  
    Und würgt, bis das Schwert  
Des Völkerbezwingers Äneas ihm wehrt.

Noch standen zur Rechten des Treffens am Hang  
Batieias, des Simoïs Strombett entlang,  
    Im Uferbereich  
Die Schalen der Wage des Schicksals sich gleich.

Dort, wo von Epeiern und Phokern bedroht,  
Peisenor, der Karer, und Glaukos gebot  
    Im Grauen der Schlacht,  
Dort hafteten beider Geschosse mit Macht.

Hier aber, wo Penthesilea dem Kern  
Der Phryger vorstrahlte, ein leuchtender Stern,  
    Wo mächtig der Schritt  
Äneas' erdröhnte und Agathon stritt,

Wo Pammon anfeuernd die Scharen durchlief  
Und Helenos, neigte die Schale sich tief,  
    Durch die der Kronid  
Der Danaervölker Verderben entschied.

Sie wankten, stets näher von Schwärmen umkreist,  
Die froh wie zum Reigen, vom kriegerischen Geist  
    Der Heldin berührt,  
Laomedons Enkel ins Treffen geführt.

Schon stürmen die Thraker, von Kampfgier entbrannt,  
Pelagisches Volk, das Larissa gesandt,  
    Der Eneter Heer  
Und Aithikos' trotzige Scharen daher.

Aufleuchtet das Blachfeld vom gleißenden Erz  
Der Waffen; die Phryger erheben, das Herz  
    Von Kampflust geschwellt,  
Den Kriegsruf, der graunvoll die Ebne durchgellt.

Dazwischen erdröhnt wie verhaltener Groll  
Kronions die Pauke; doch drüben erscholl,  
    Aufweckend den Zorn,  
Der wölbigen Muschel schrilltönendes Horn.

Und endlos die Flur des Skamandros durchlärm  
Die Feldschlacht; noch hielten, von Feinden um-  
    Tod schleudernd vom Rand           [schwärmt,  
Des Wagens, zwei Helden den Dardanern stand.

Wie wild auch die phrygischen Scharen im Tanz  
Des Ares anstürmten, sie prallten vom Kranz  
    Des Wagengestells  
Zurück wie die Brandung von doppeltem Fels.

Dem blühenden Pheres umschattete kaum  
Das kräftige Kinn erst der sprossende Flaum,  
    Doch pochte sein Herz  
Hochstrebenden Muts unterm Panzer von Erz.

Mit ihm, in des Lenkers weißschimmernder Tracht,  
Führt Theon, sein Oheim, wohlkundig der Schlacht,  
    Zu Angriff und Wehr  
Die Rosse zugleich und den stämmigen Speer.

Die beiden, von nämlicher Kampflust entbrannt,  
An Sinn und durch Bande des Blutes verwandt,  
    Aus altem Geschlecht,  
Vorragend im Heer und erprobt im Gefecht,

Bewohnten Messene; mit reichem Besitz  
Gastfreundschaftberühmt lag ihr fürstlicher Sitz  
Am heiligen Strom

Pamisos. Jetzt sagte der Neffe zum Ohm:

„Schau um dich! Dort naht Amazonengezücht,  
Die Fürstin voran, die ein feiges Gerücht  
Für göttlich erklärt,  
Weil Schwerthieb und Speerwurf sie niemals versehrt.

Wie stolz sie daherstürmt im blendenden Glanz  
Des purpurumgürteten Panzergewands!

Buntschillernd und fremd  
Umflattert die Chlamys das schuppige Hemd.

Sie wendet und dreht sich behend wie ein Aal,  
Als wär' auch ihr Leib nur geschmeidiger Stahl,

Und stürzt, wie von Gift  
Geschwollene Drachen, aufs Opfer und trifft.

Ich dächte, wir senden, nach ihrem Begehre  
Zu fragen, ihr einen gediegenen Speer;

Bestellt er den Gruß,  
Netz heut noch der Styx ihr den blendenden Fuß.“

Doch Theon versetzte: „Ich fürchte, nicht leicht  
Bestehn wir dies Mannweib, dem keiner entweicht;

Sie rast wie ein Fluch  
Der Götter, und weh uns, mißlingt der Versuch!“

Sprach's, trieb das Gespann mit der Geißel, es schnob  
Der Fürstin entgegen — und Pheres erhob

Und warf voll Begier  
Zuerst die weitschattende Lanze nach ihr.



Das Wangengeschmeide des Rosses durchfuhr  
Sein Wurfspieß und bohrte sich ein in die Flur;  
Jetzt zielte sofort  
Auch Theon und sprach das geflügelte Wort:

„Hier nimm, Amazone, wofern dir die Kraft  
Im Nahkampf erlahmte, den stattlichen Schaft,  
Gebrauch ihn als Stab  
Und steige zur Wohnung des Aïs hinab!“

Doch kam ihm der Speerwurf der Fürstin zuvor  
Und warf ihn vom Wagen herab, daß der Tor  
Sich nimmer vermaß  
Des Kampfs und auf ewig der Rosse vergaß.

„Beim Zeus“, höhnt die Heldin, „der stürzt ja so schnell  
Herab wie ein Taucher vom Wagengestell;  
Er hat wohl im Gischt  
Des heimischen Meeres einst Austern gefischt.

Auch tyrische Taucher sind kundig, das Gut  
Versunkener Schiffe und Schätze der Flut  
Zu fördern ans Licht;  
Doch tauchen im Trocknen, das können sie nicht.“

So höhnt' sie. Nachschleifend hing Theon am Rad  
Des Wagens; doch daß er nicht einsam den Pfad  
Zum Hades beschritt,  
Anstürmt' sie und gab auch den Neffen ihm mit.

ACHTER GESANG

BEWEGUNG DER FRAUEN IN TROJA — ARSINOË —  
THEANO — KASSANDRA — ZWEIKAMPF ZWISCHEN  
PENTHESILEA UND AMPHION

Von Iliions Mauern verfolgten gespannt,  
Die Blicke nach Penthesilea gewandt,  
Die troischen Frau  
Die Taten der Heldin mit Wonne und Graun.

Doch während, vom mächtigen Zauber berührt,  
Das Weib sie bestaunt, das so Großes vollführt,  
Erwachte die Lust  
Zu ähnlichen Kämpfen in jeglicher Brust.

Arsinoë aber, Ukalegons Kind,  
Riß selbst die Verzagtesten hin; wie der Wind  
Den Funken entfacht,  
Entflammte ihr Wort das Verlangen zur Schlacht.

„Ihr feiert, wenn eine aus unserm Geschlecht  
Die Feinde der Heimat austilgt im Gefecht?  
Soll jene allein  
Laomedons Stadt von Achäern befrein?“

Daß einst, wenn der Sänger des Pään, bekränzt  
Mit Myrten, den Becher der Freiheit kredenzt,  
Er jene nur preist,  
Und göttliche Ehren das Volk ihr erweist?

Nicht länger beschäme dies Weib uns! Warum  
Entsagten wir, troische Frauen, dem Ruhm,  
Zu kämpfen gleich ihr?  
Vermögen, was jene vermag, nicht auch wir?“

Kaum waren die zürnenden Lippen verstummt,  
Als schon die Erregten die Zinnen umsummt,  
Die Gassen durchlärm  
Wie Bienen, im Frühjahr den Stöcken entschwärmt.

Und manche, von Kampf lust erfüllt und von Neid,  
Bot Schleier und Stirnschmuck und Lockengeschmeid,  
Verblindet vom Rausch  
Des Herzens, und forderte Waffen zum Tausch.

Und rufend nach Waffen, die Gassen durchheilt,  
Als trüg' sie das Schicksal, die Schar und zerteilt  
Kampffroh, wie des Winks  
Der Götter gewürdigt, sich rechtshin und links.

Die löste den skythischen Bogen vom Pflock,  
Die stülpt sich den Stahlhelm aufs dunkle Gelock,  
Die dritte bewehrt  
Den Arm mit dem mächtigen thrakischen Schwert.

Die brachte von einem phönikischen Schiff  
Gestrandete Stangen, die andre ergriff  
Den Rocken als Speer,  
Es schleppte die dritte den Bratspieß daher.

Da gab's noch Gewaffen aus Dardanos' Zeit,  
Holzkeulen, unförmlich, kaum brauchbar zum Streit;  
Die mächtige Last  
Erdrückte die rosige Trägerin fast.

Auch steinerne Waffen, gefunden im Sumpf,  
Gezahntes Geräte und Äxte, jetzt stumpf  
Zerfressen vom Dust  
Der Urzeit, von der nur die Götter gewußt.

Doch sah man auch ehernes Panzergeflecht,  
Dem trauten Gemahl einst, dem Bruder gerecht,  
    Manch stattliches Stück,  
Und der es getragen, kehrt nicht mehr zurück.

Hier blinkt eine Rüstung, erbeutet im Feld;  
Nie hatte so blühende Formen der Held,  
    Dem einst sie gedient,  
Umarmt, wie sein Panzer sie heute umschient.

Zwar manche, gewöhnt an den zierlichen Schmuck  
Der Stirne, empfand jetzt den ehernen Druck,  
    Und minder bequem  
Erschien ihr der Helm als das Golddiadem.

Auch manche verweilt noch, von Kindern umschertzt,  
Von lockigen, die sie noch einmal geherzt;  
    Es wehrt nur die Scheu  
Vor Hohn der Gespielen den Tränen der Reu.

Nun wälzt sich die Schar unter dröhnendem Klang  
Der Waffen wildjauchzend die Gassen entlang;  
    Stets strömen noch mehr  
Der Frauen heran, und der Strom wird zum Meer.

Doch allen voran in dem bunten Gedräng  
Mit herrischem Ausdruck, gebietend und streng,  
    Umpanzert den Leib,  
Zog Hippodamia, Tisiphonos' Weib.

Und nochmals am skäischen Tore bewegt  
Ukalegons Tochter die Menge und regt,  
    Gestützt auf den Knauf  
Des Schlachtschwerts, zum heiligen Kampfe sie auf.

„Auf, troische Frauen, zur Feldschlacht! Wofür  
Entsagten wir wider Vernunft und Gebühr  
Noch länger dem Teil  
Am Kampf für uns selbst und der Unsrigen Heil?

Demselben Geschlecht sind wir alle entstammt;  
Der Mut, der die Brüder und Gatten entflammt,  
Der göttliche Hauch,  
Die Liebe zur Heimat begeistert uns auch.

Und sind wir nicht ähnlich geschaffen wie sie,  
Die Arme behend und gelenkig das Knie?  
Genießen wir nicht  
Die nämliche Nahrung, den Äther, das Licht?

Und ist's nicht ein Weib, das die Reihen durchtobt,  
In jeglicher Tugend der Waffen erprobt,  
Den Männern sogar  
Ein Vorbild im Nahkampf, ein Schutz in Gefahr?

Und doch ist die Stadt, die uns alle gezeugt,  
Ihr fremd wie die ilischen Krieger; sie beugt,  
Vom Schlachtlärm umbraust,  
Den Trotz der Achäer auf eigene Faust.

Uns aber verfolgen in gräßlicher Näh  
Der lebenverzehrende Krieg und sein Weh;  
Erlegt sind und tot  
So viele der Unsern, wir selbst sind bedroht.

Sagt, wollt ihr noch länger auf göttliche Huld  
Feigherzig vertraun, bis zur Sühne der Schuld  
Die Knechtschaft beginnt  
Und jähes Verderben die Moira uns spinnt?

Bis, sinnend auf Schmach und der Fülle des Golds  
Nicht achtend, euch alle der Danaer Stolz,

Wie sehr ihr euch sträubt,  
Wegschleppt zu den Schiffen, vom Jammer betäubt?

Sagt, wollt ihr, verstummt einst des Kampfes Getös,  
Als Beute verteilt sein, um kargen Erlös

Vertauscht nach dem Wert  
Der Kunst, die euch Frauen aus Sidon gelehrt?

Fluch friedlichem Werk, dem Geweb und Gespinst,  
Wofern wir sie nur, einst im sklavischen Dienst,

Zum Tode betrübt,  
Die Töchter von Argos zu schmücken, geübt!

Fluch feiger Ergebung! Verdorre die Hand,  
Bevor sie, im rossebeweideten Land

Zur Knechtschaft mißbraucht,  
Den Krug in den Quell Hypereias einst taucht!

Was sollen uns friedliche Werke? Nur Erz  
Erlöst uns vom Graun des gefräßigen Schwerts,

Das nah uns umdrängt  
Und näher im Krieg, den ein Gott uns verhängt.

Und fallen wir, sei's mit bewaffneter Hand  
Im rühmlichen Kampf für das heimische Land,

Für troische Erd,  
Für Eltern und Kinder, für Heimat und Herd!"

So sprach sie; des Beifalls aufjubelnder Laut  
Erschüttert' den Turm, den Poseidon gebaut,

Und tosender Schall  
Der Panzer und Schilde umdröhnte den Wall.

Schon knarrten die Riegel am skäischen Tor . . .  
Da nahte und sprach die mit Binde und Flor  
    Zum Dienst am Altar

Der Pallas bestellte Theano zur Schar:

„Was ficht euch, vermessene Törinnen, an,  
Daß so ihr, berauscht von verderblichem Wahn,  
    Unmögliches sinnt?

Denn nimmer vollendet ihr, was ihr beginnt.

Euch bettetet drüben am blumigen Ranft  
Des Xanthos die Danaer eben so sanft,  
    Wie Mäher im Tau  
Des Frührots die duftenden Kinder der Au.

Noch sag ich euch eines; behaltet es fest,  
Wofern ihr, unkundig des Kampfs, euch vermeßt  
    Und prahlend vielleicht

Euch selber dem Volk Amazonen vergleicht:

Daß jene, von Jugend an kriegerisch und rauh  
Erzogen, in Fehden und Fahrten den Bau  
    Der Glieder gestählt,  
Und daß sie unbändige Kampfgier beseelt.

Sie schwimmen durch Ströme, durchwaten die Furt,  
Sind tollkühn wie Männer und seit der Geburt  
    Zu Angriff und Flucht

In jeglicher Kunde des Reitens versucht.

Vier zaumlose Hengste mit Anruf und Tritt  
Beherrschen sie stehend im wildesten Ritt  
    Und schleudern im Lauf  
Zugleich noch den Wurfspeer und fangen ihn auf.

Auch treffen sie reitend den Vogel im Flug;  
Und führen sie Fehden, dann hemmt ihren Zug  
Nicht Graben noch Turm;  
Sie nehmen selbst Burgen und Festen mit Sturm.

Nichts blieb den Beherzten von weiblicher Art;  
So seltna Gewandtheit und Stärke, gepaart  
Mit Kriegskunst, vereint  
Kein Volk, das des Helios Leuchte bescheint.

Auch nennt das Gerücht ja sie selbst, die der Schar  
Als Fürstin gebeut und in Kampf und Gefahr  
Sie führt und entflammt,  
Dem städteverwüstenden Ares entstammt.

Sie sei eine Göttin, sagt mancher, und traun,  
Ein Wunder, ein göttliches, ist sie zu schaun;  
Der Heldin gelingt,  
Was nimmer ein Sterblichgeborner vollbringt.

Drum messe sich keine mit ihr; denn so weit  
Das Frührot hinstrahlt, war kein Weib je im Streit  
Und kriegerischen Mühn  
So kampfünersättlich, gewaltig und kühn.

Wir Sterblichen freilich sind eines Geschlechts,  
Doch einer geht links hin, der andere rechts,  
Und jeglicher bleibt  
Verschieden, so wie er verschiedenes treibt.

Verschieden auch ist in den Röhren das Mark,  
Der eine ist schwächlich, der andere stark;  
Der wählt sich, was derb  
Und kriegerisch, der andre ein friedlich Gewerb.



Dem einen ward Kampfmut, dem anderen List;  
Doch deucht mir, daß jener der weiseste ist,  
Der nie sich entfernt  
Von dem, was er übte und was er gelernt.

Gewöhnt ist der Krieger an Waffengeräusch,  
Euch aber geziemt, daß ihr sittsam und keusch  
Den Frauen gesellt,  
Die zierlichen Werke des Webstuhls bestellt.

Durchwirkt denn die Purpurgewänder mit Gold,  
Damit ihr dereinst, wenn die Götter uns hold,  
Mit Tanz und Gebet  
Der Freiheit hochheiligen Festtag begeht!

Es lacht ja das Glück uns; mit trunkenem Mut  
Schwelgt Penthesilea in feindlichem Blut,  
Und nicht mehr bedräut  
Uns Not, die selbst Frauen zu kämpfen gebeut."

So ratklugen Sinnes den Aufruhr beschwor  
Die weise Theano, und wieder am Tor  
Verweilten die Frau,  
Die Schlacht und die Flucht der Achäer zu schaun. —

Und viele, im Wahn, daß die Feinde besiegt,  
Mit Liebreiz umgürtet, in Anmut gewiegt,  
Umschwärmten den Kranz  
Der ilischen Zinnen mit Reigen und Tanz.

Und wilder stets schlingen, bacchantisch entzückt,  
Die schneeigen Glieder mit Spangen geschmückt  
Und edlem Gestein,  
Schönbusige Leiber den üppigen Reihn.

Die Sinne betäubt der balsamische Duft  
Der Narden; berauschend durchzittert die Luft  
Der Flöten Getön  
Und Zymbeln. Doch langsam von Pergamos' Höhn  
Herabsteigt — den blendenden Nacken umrauscht  
Vom Haar, dem gelösten, in Falten gebauscht  
Das lange Gewand —  
Den lorbeerumwundenen Stab in der Hand,  
Und unter die Schar, die im Reigengesang  
Aufjauchzte, erhaben in Haltung und Gang,  
Tieffeierlich tritt  
Kassandra mit langsam gemessenem Schritt.  
Aufstöhnt sie: „Weh euch, mit Erinnyen schlingt  
Ihr festlich den Reihn, vom Verderben umringt!  
Ihr jubelt und lärmt,  
So nah schon von Keren des Todes umschwärmt.“  
Verstummt war die Menge; sie horchte gespannt,  
Vom Blick des starroffenen Auges gebannt,  
Das niemals sich schloß  
Und niemals der Gabe des Schlafes genoß.  
Und wieder in zuckendem Schmerze bewegt  
Der blühende Mund sich, vom Gotte erregt,  
Und weitum erscholl  
Der Seherin Stimme tieftönend und voll:  
„Einst wird, wenn die Saat des Verderbens gereift,  
Die göttergegründete Troja geschleift,  
Vernichtet der Grund,  
Wo Asias mächtige Herrscherin stund.“

Dann liegen die Gärten verödet und welk,  
Die prangenden Gassen bedeckt vom Gebälk  
    Und Porphyrgesims  
Der Hofburg, ein Werk des achäischen Grimms.

Die Urnen erbrochen, die Asche verweht,  
Die Tempel in Trümmern, das heil'ge Gerät  
    Den Feinden ein Raub,  
Der Götter Altäre entweiht und im Staub.

Die Brunnen vertrocknen, die Quelle versiegt;  
Wo scheu an die Mutter der Säugling sich schmiegt,  
    Da reißt ihn der Mord  
Von Brüsten, die jählings im Kummer verdorrt.

Hohläugiger Hunger, Raub, Elend und Not  
Umschleichen die Trümmer; vertilgt sind und tot  
    Die Tapfern des Heers,  
Die Knaben und Fraun eine Beute des Speers.

Taghell sind die Nächte, wenn, Meerflut und Land  
Im Umkreis beleuchtend, der dorische Brand  
    Die Giebel umleckt  
Und weithin die asischen Völker erschreckt.

Rot aufstrahlt der quellige Ida umher;  
Die thrakische Samos wirft fern übers Meer  
    Den Abglanz der Glut,  
Ein riesiger Leuchtturm dem Segler der Flut.

Dann gellt um versinkendes Tempelgesäul  
Der Schrei der Verzweiflung, das Jammergeheul,  
    Das nimmer den Tag  
Fluchwürdiger Knechtschaft zu wenden vermag.

Wohl jedem, dem dann die lethäische Flut  
Zu trinken vergönnt ist, den, eh er das Gut  
Der Freiheit verlor,  
Mitleidig die Moira zum Opfer erkor!

Wohl jedem, dem, eh ihn entehrte das Joch,  
Die marmornen Trümmer, die stürzenden, noch  
Ein Grab im Bereich  
Der Heimat gewährt und ein Grabmal zugleich!

Denn mancher erleidet mit Sklavengeduld  
Noch graunvolle Sühne für anderer Schuld  
Und endet zuletzt  
Durch Frevel, vor denen das Herz sich entsetzt.

Es schleppen, bis lauernder Mord sie erlöst,  
Selbst fürstliche Frauen, vom Purpur entblößt,  
Die Ketten der Schmach  
Durch endlose Greuel den Danaern nach.

So wird, wenn die Saat des Verderbens gereift,  
Vertilgt dies Geschlecht und sein Wohnsitz geschleift:  
Sie schwinden vom Raum  
Der nährenden Erde hinweg wie ein Traum.

Und wenn einst der Sänger, vom Gotte beseelt,  
Den spätern Geschlechtern ihr Schicksal erzählt,  
Dann zweifelt sogar  
Die Nachwelt daran; daß einst Ilios war.

Es war. Doch die Stätte, vom Ruhme verwaist,  
Wird einst nur vom Fittig der Trauer umkreist,  
Und Efeu allein  
Und Sagen umwuchern das öde Gestein." —

So sprach, vom thymbräischen Gotte erfüllt  
Den Geist, dem der Schleier der Zukunft enthüllt,  
Kassandra, und jäh  
Erschüttert den Äther ihr dreifaches „Weh!“

Und feierlich-langsam, wie in sich gekehrt  
Den Blick, der noch eben vom Gotte verklärt,  
Wie müde, das Amt  
Zu üben, zu dem sie das Schicksal verdammt,

Durchschritt den verstummtten bacchantischen Schwarm  
Gemessenen Ganges, das Antlitz voll Harm,  
Die Priesterin sacht,  
Geflohn von den Fraun, von der Menge verlacht.

Und lang noch ertönten Gelächter und Drohn  
Und Stimmen des Mitleids und wiehernder Hohn,  
Als schon die Gestalt  
Der Seherin schwand und ihr Wehruf verhallt.

Indessen das Unheil den Danaern wog  
Kronion; wie dunkles Gewölke umzog  
Sie drohend und schwer  
Im Dunste der Feldschlacht das phrygische Heer.

Zwar nimmer der Pflichten des Herrschers vergaß  
Der König der goldnen Mykene; er maß  
Die feindliche Macht  
Mit kundigem Aug und erneute die Schlacht.

Doch führte Äneas, siegestrahenden Blicks  
Des Vorteils gewahr und der Gunst des Geschicks,  
Stets dichter gereiht  
Die kampflusterregten Geschwader zum Streit.

Und rastlos vertilgend mit Lanze und Beil,  
Ein waffenumstarrter, geschlossener Keil,  
    Brach allen voran  
Die kriegerische Schar Amazonen sich Bahn.

Und wo das Getümmel am lautesten schallt,  
Da funkelt die blendende Rüstung, da wallt  
    Das lockige Haar  
Der nahkampfgewaltigen Fürstin der Schar.

Und keiner der Helden von Argos bestand  
Vor Penthesileas verderblicher Hand;  
    Wer wider sie stritt,  
Dem hemmte die Kere des Todes den Schritt.

Sie spann dem ätolischen Hämon das Los,  
Umarmt noch im Tod lagen Ion und Kos,  
    Die Glieder erstarrt,  
Zwei Brüder, von liebenden Eltern erharrt.

Ihr Vater, wohlkundig, die Zukunft zu sehn,  
Bewohnte im sagenberühmten Trözen  
    Ein stattliches Haus;  
Doch sah er der Lieblinge Tod nicht voraus.

Umsonst rannte Kaineus die Königin an,  
Thrips, Pheidon und Enops; die warf sie im Nahn  
    Und jenen im Fliehn,  
Die einzeln und andre im Vielkampf dahin.

Umsonst flucht ihr Mäon und fleht zu Apoll —  
Sie traf ihm die Kehle; ein Blutstrom entquoll  
    Des Schmähenden Mund,  
Da wand er sich sterbend und knirschte den Grund.

Umsonst schoß, entronnen dem tödlichen Beil,  
Der Sohn des Oïleus und Teukros den Pfeil;  
    Noch hatte kein Schwert,  
Kein Pfeilschuß noch Speerwurf die Männin versehrt.

Nun fand sich im Heer ein verwegener Schalk,  
Unkundig des Kampfs, doch behend wie ein Falk  
    Von allen gekannt  
Und spottweis der kleine Thersites genannt,

Die Seele voll Arglist, unförmlich an Wuchs,  
Einäugig, doch lauernden Blicks wie der Luchs.  
    Er sprach: „Wer sich mißt  
Im Kampf mit der Rasenden, siegt nur durch List.

Dies Mannweib, von Uranionen gezeugt,  
Von Bären liebkost, von der Wölfin gesäugt,  
    Ist Schwerthieb und Schaft  
Unnahbar, und fällt nur durch eigene Kraft.

Doch blüht ihr, beim Zeus, zum erdrosselnden Strick  
Der wehende Hanf schon ums stolze Genick;  
    Ich lernte zu Haus  
Das Handwerk des Seilers; hier üb ich es aus.“

So spottet der Unhold und nähert sich leis  
Der Heldin, umschleicht sie erst spähend im Kreis  
    Und huscht dann im Lauf  
Aufs Streitroß der kämpfenden Fürstin hinauf.

Er rührt' ans Gelock der Gewaltigen schon,  
Entriß schon das Messer mit grinsendem Hohn  
    Den Falten des Gurts  
Und jauchzte; doch wahrte der Jubel nur kurz.





Sie ist eine Göttin, sagt Ossa, und räumt  
Hinweg, wer ihr Opfer zu bringen versäumt;  
    Drum fürcht ich, ihr wehrt  
Kein Held, den die Frucht der Demeter genährt."

Ihn hörte Amphion, der reisige Sohn  
Des Aktor, und sprach in verächtlichem Ton:  
    „Ich selbst will sie sehn,  
Und wäre sie Hera, ich will sie bestehn."

Rings späht er vom Wagen, der, stattlich bespannt  
Mit Rossen, den Stuten Admetos' verwandt,  
    Hinflog, und erschaut  
Die fliehenden Helden und tadelt sie laut,

Und höhnte die Kämpfer zu Wagen und schalt:  
„Pfeilhelden, Verworfne, obwohl von Gestalt  
    Wie Männer zu schaun,  
Achäer nicht mehr, nein: achäische Frau!

Ertragt ihr die Schmach, Amazonen zu fliehn,  
Verfolgen euch Schatten Erschlagner, erschien  
    Sarpedon, und weicht  
Ihr dunkeln Gewalten des Hades vielleicht?

Und wandelt im Licht noch und rast mit dem Speer  
Der mähnenumflatterte Hektor daher  
    Die troische Flur?  
Nein. Deimos und Phobos beherrschen euch nur."

So schalt er, und mahnt' hier die einen und droht'  
Den andern, wie Ansehn und Stand es gebot,  
    Und trieb ins Gefecht  
Fußkämpfer und Schleudrer und wies sie zurecht:

„Steht, Freunde! Was flieht ihr der Pfeile Gezisch?  
Wohin denn so eilig? Wo winkt euch der Tisch  
Mit leckerem Mahl,  
Der Mischkrug dabei und der volle Pokal?

Nicht wahr, bei Gelagen, da seid ihr zur Hand;  
Vor Weinschlauch und Fleischtopf, da haltet ihr stand,  
Vertilgt und verheert  
Und habt euch im Nahkampf stets tapfer bewährt!

Nie fehlt euch die Kriegslust beim gastlichen Schmaus,  
Da werft ihr die Troer und rottet sie aus;  
Bei pramnischem Wein  
Schleift jeder die ilische Feste allein!

Und wenn ihr das bacchische Tympanon hört,  
Dann schwärmt ihr, vom Taumel des Gottes betört,  
Mit Reigengesang  
Die räumigen Gassen des Lagers entlang.

Doch ruft euch das Zymbal, der kriegerische Schall  
Der phrygischen Pauken, dann zittert ihr all;  
Den männlichen Tanz  
Des Ares, ihr Feigen, verlerntet ihr ganz!”

Sprach's, wandte die Rosse, sie schnoben vor Mut  
Und jagten, bespritzt mit Erschlagener Blut  
An Weichen und Knien,  
Wildscheuend auf Trümmern und Leichen dahin.

Jetzt nahte die Fürstin im blendenden Glanz  
Des purpurumgürteten Panzergewands,  
Da sprang vom Gestühl  
Des Wagens Amphion ins dichte Gewühl.

Die Heldin begann: „Welch unselige Gier  
Betört dich, wer bist du, der kühn sich mit mir  
    Zu kämpfen erfrecht?  
Du scheinst, beim Kronion, von edlem Geschlecht.

Mir nahen auf dieser skamandrischen Flur  
Unglücklicher Eltern Entsprössene nur;  
    Denn lange nicht weit  
Im Licht, wen mein schattender Wurfspeer ereilt.“

„Was prahlst du, entartete Männin?“ versetzt  
Amphion, „gedenke des Kampfes; denn jetzt  
    Gebührt dir, im Dienst  
Des Ares die Heldin zu sein, die du schienst!“

Laß sehn, ob olympische Abkunft, der Trug,  
Daß Hekate selbst dich beschütze, den Flug  
    Der Lanze beschwört,  
Die Jugend und Kraft dir auf einmal zerstört!

Empfinge dein zaubermgürteter Leib  
Doch ganz sie, und gäbst du, verwegenes Weib,  
    Gesättigt vom Krieg,  
Dem Hades die Seele, mir rühmlichen Sieg!“

Sprach's, zielte und warf, doch es fehlte sein Speer.  
Da hob er, als Last sonst drei Männern zu schwer,  
    Ein Felsstück vom Feld,  
Gewaltig und groß; doch leicht schwang es der Held.

Und schleudert' der Fürstin mit tückischem Block  
Den Stahlhelm vom Haupt, daß das reiche Gelock  
    Die Glieder umquoll  
Und weitem der Danaer Jubel erscholl.

Doch schäumend vor Zorn, mit entfesseltem Haar,  
Wie hochher im Flug ein gewaltiger Aar,  
    Entschwang sich dem Roß  
Die Männin und warf noch im Sprung das Geschoß.

Es fuhr durch Amphions mit fünffachem Stahl  
Umzogenen Erzschild und traf wie ein Strahl  
    Sein Schultergelenk;  
Doch wehrte den Keren das Riemengehenk.

Nun rast gleich der Windsbraut die Fürstin heran;  
Doch trotzigen Sinns läßt Amphion sie nahn,  
    Vom Helmbusch umwallt  
Die panzerumgürtete, hohe Gestalt.

Jetzt krachten die Schilde, jetzt toste der Kampf;  
Wild jauchzten die Völker, indes vom Gestampf  
    Der Staub sich erhob  
Und dicht wie Gewölk um die Kämpfenden stob.

So wie, wenn die Schlange den Tiger bezwingt,  
Den Leib ihm umringelt, die Glieder umschlingt,  
    Wie laut er auch brüllt  
Und schwächere Tiere mit Schrecken erfüllt

Und zügelnd vor Mordgier, der Beute gewiß,  
Den mächtigen Tatzen, dem tödlichen Biß  
    Des Opfers entschlüpft  
Und fester und fester die Ringe nur knüpft:

So kreist, unerreichbar der Spitze des Schwerts,  
Doch sicher, stets treffend mit eigenem Erz,  
    Behend um den Leib  
Amphions das waffengewaltige Weib.

Umsonst deckt, mit jeglicher Kampfarm vertraut,  
Der Held sich, sie trifft; doch, wie oft er auch haut,  
    Entrinnt sie dem Stoß  
Und Schwerthieb und läßt doch den Gegner nicht los.

Bald, blitzschnell sich wendend im Graun des Gefechts,  
Verwundet sie links ihn, bald trifft sie ihn rechts;  
    Lang hielt er ihr stand,  
Doch endlich erlahmte dem Helden die Hand.

Nun wurde das grause Verhängnis ihm klar;  
Hin warf er den Schild und erfaßte ihr Haar;  
    Da hieb sie vom Rumpf  
Den Arm ihm, noch zuckte am Boden der Stumpf.

Jetzt hört er, schwachatmend, der Mannkraft beraubt,  
Den Fittig der Aisa schon flattern ums Haupt  
    Und kündet das Nahn  
Des eignen Verderbens der Siegerin an

Und flucht mit geflügeltem Wort ihr und stürzt  
Sich selber ins Schwert, das den Jammer verkürzt;  
    Die Hüfte durchstößt  
Der Stahl, der die Bande des Lebens ihm löst.

Nun stürmen, wie bunte Schakale zum Raub,  
Noch einmal die Griechen, umwirbelt vom Staub,  
    Mit wildem Geschrei  
Zum Kampf um den mächtigen Toten herbei.

Kein Niederer war's ja im Danaerheer,  
Der jetzt, von dichtschantenden Wolken der Ker  
    Das Auge bedeckt,  
Dem Volk das Verlangen der Klage erweckt.

Er stammte von Aktor, des Myrtilos Sohn,  
Der, als man die Argo einst zimmerte, schon  
    Als edler Böt  
Im taubenumflatterten Thisbe gebot.

Und da er, begabt mit prophetischem Mund,  
Die Stimmen der Vögel zu deuten verstund,  
    So warnt' er und riet  
Stets ab von dem Kampf auf der Troer Gebiet.

Er gab auch den eignen edonischen Spieß  
Nur zögernd dem mutigen Sohne und ließ  
    Nur ungern ihn ziehn,  
Als jüngst er, ein Licht, den Achäern erschien.

Doch der, schon beim Kampf um die Schiffe ein Damm  
Den Danaern, schwelgte kühntrotzig und stramm,  
    Wie Eichen im Saft,  
In üppiger Fülle der männlichen Kraft.

Nun lag er, der sonst, ob vertilgend im Krieg  
Er Lanzen entsandt, ob zu friedlichem Sieg  
    Die Saiten gerührt,  
Stets Männer bezwungen und Frauen verführt —

Nun lag er, gebändigt von Speerwurf und Stoß,  
Auf großem Bezirke, unkenntlich und groß,  
    Und gieriger schau'n  
Jetzt Geier nach ihm, als einst rosige Fraun.

NEUNTER GESANG  
FLUCHT DER ACHÄER

**D**och während sich hier, wie der Nord und der Süd,  
Die Helden bekämpft und, des Mordens nicht müd,  
Die Hände befleckt  
Mit Blut und die Leiche mit Leichen bedeckt,

Stürmt Penthesilea mit Blicken der Nacht  
Vernichtend allhin durch die Pfade der Schlacht  
Und scheucht mit dem Speer  
Die Trümmer des Danaervolks vor sich her.

Es kannte ihr Leib nicht Ermüdung noch Schmerz;  
Die Adern durchrollt wie geschmolzenes Erz,  
Den trunkenen Mut  
In Kämpfen verdoppelnd, das kochende Blut.

Aufwarf sie das Haupt, wie ein mutiges Pferd;  
Sie focht mit der Streitaxt, sie traf mit dem Schwert  
Und schoß wie im Spiel  
Die Lanze mit sicherem Wurfe zum Ziel.

Und wo noch ein Schwarm der Verwegensten stritt,  
Hinlenkt sie das Roß in beflügeltem Ritt;  
Sie würgt und durchstürmt  
Die Reihn, bis sie Leichen auf Leichen getürmt.

So wütet die Heldin, des Männerkampfs froh,  
Bis knirschend der lokrische Aias entfloh  
Und selbst der Tydid,  
Dem Vorkampf entsagend, sein Unheil vermied.

Doch wie ein vom Raube verscheuchter, stets neu  
Zum Anfall entschlossener hungernder Leu,

Von Unmut verzehrt,  
Bluttriefend die Schnauze, nach Beute begehrt

Und, lechzend nach Rache, mit brüllendem Laut  
Im Fliehen oft anhält und hinter sich schaut:

So räumte der Held  
Nur langsam und drohend der Heldin das Feld.

Nun frommte kein Zuruf, nicht List noch Gewalt;  
Die Griechen, zersprengt, ohne Ordnung und Halt,  
Entflohen verzagt

Wie fallendes Laub, vom Orkane gejagt.

Rings lagen die Toten, die Züge verzerrt,  
Starroffenen Augs, hier die Hand noch am Schwert,

Den Schild noch umkrampft,  
Die blühenden Glieder von Rossen zerstampft;

Dort Rüstungberaubte, Geschändete, nackt,  
In Lachen von Blut, von den Waffen zerhackt,

Die Glieder verkürzt,  
In buntem Gemisch durcheinander gestürzt.

Verwundete sprachen, in freudigem Wahn,  
Sie seien Genossen, bisweilen sich an;

Ein Fluch und ein Streich  
Als Antwort nimmt Täuschung und Leben zugleich.

Und herrenlos schweiften, den flockigen Schaum  
Um Nüstern und Brust, mit nachschleifendem Zaum,  
Zerrissen den Strang,

Die scheuenden Rosse die Walstatt entlang.



Zuweilen auch standen die Renner noch dicht  
Beim sterbenden Herrn und verließen ihn nicht;  
Er atmete schwer,  
Ihr mutiges Wiehern erweckt' ihn nicht mehr.

Und zwischen das Röcheln und dumpfe Gestöhn  
Stets näher von Idas umwaldeten Höhn  
Erscholl das Gekreisch  
Kahlhalsiger Geier: sie witterten Fleisch.

Oft schlich sich ein lakedämonischer Hund  
Zum Sterbenden; plötzlich die Nase, den Mund  
Umschnob er ihm feucht,  
Bis daß ihn ein Fluch des Entsetzens verscheucht. —

Fernab indes trieben mit mordendem Speer  
Die phrygischen Scharen den Feind vor sich her;  
Es tobte die Wut  
Des Ares vom Wall zur skamandrischen Flut.

Hier schnellt Alexandros das tückische Rohr;  
Dort stürmen Äneas und Aithikos vor;  
Hier sprengte die Reihn  
Agenor, dort schloß sie Polydamas ein.

Doch ähnlich dem Waldbrand, der alles verzehrt,  
Rast Penthesilea mit Lanze und Schwert,  
Und wo sie erschien,  
Da sanken die Führer und Völker dahin.

Unzählige traf ihr vernichtender Zorn,  
Die Fliehenden rücklings, Anstürmende vorn;  
Mit Blicken der Nacht  
Beherrscht sie die grauenerregende Schlacht.

Denn vor ihr schritt Deimos, und mit ihr schritt Ker,  
Als flög', mit der quastenumflatterten Wehr  
Der Ägis gefeit,  
Die herrliche Tritogeneia zum Streit.

Hier wichen, vom Anblick der Fürstin entsetzt,  
Epeier und Kreter wie Lämmer, gehetzt  
Vom hungernden Wolf,  
Den Xanthos entlang zum sigeïschen Golf.

Dort wankten die Phoker, hier wich der Böt;  
Es flohn, da die Führer verwundet und tot,  
Den Bogen entspannt,  
Voll Unmut der Lokrer, voll Grimm der Abant.

Doch Penthesilea verhöhnte den Troß;  
„Wo“, rief sie, „ist Tydeus', wo Telamons Sproß,  
Wo hält sich, erschreckt  
Vom Wurf meines Speers, der Pelide versteckt?“

Nicht ahnte die Stolze, daß, ferne dem Feld  
Der Schlacht, der Achäer gewaltigster Held,  
Mit Aias vereint,  
Am Grabmal den trauten Patroklos beweint,

Noch daß sich, vernehmend den Ausgang des Streits  
Und troischen Siegruf vom Xanthos, bereits  
Mit Lanze und Schwert  
Des Kampfs unersättlicher Meister bewehrt,

Um ihr, die vom Netz schon der Keren umgarnt  
Unrettbar, von keinem der Götter gewarnt,  
Noch trunken im Wahn  
Des Siegs, wie das dunkle Verhängnis zu nahn.

Nein, lachend noch bändigt mit Waffen des Spotts  
Und schneidendem Erz sie der Danaer Trotz,  
Erlegt und zerstreut  
Den Feind, wo vereinzelt der Kampf sich erneut.

Und leuchtend, den phrygischen Scharen voran,  
Zum Lager am Meere der Helle die Bahn  
Siegfroh wie ein Blitz,  
Kronions, hinstürmt sie beflügelten Ritts

Und schwur, nicht zu ruhn, bis die Zelte vom Hauch  
Der Lohe versengt, bis, von Flammen und Rauch  
Der Schiffe umqualmt,  
Die Blüte des griechischen Heeres zermalmt,

Und setzte den Graben hinweg an den Wall,  
Und zündend schon flog unter jauchzendem Schall  
Von troischer Hand  
Nach Schiffen Achäas der phrygische Brand.

#### ZEHNTER GESANG

#### ACHILL UND PENTHESILEA

Jetzt naht sich, erstaunt, daß die Tapfersten flohn,  
Mit Aias der Thetis gewaltiger Sohn,  
Die Lippe voll Spott,  
Kraftstrotzend, unnahbar und schön wie ein Gott.

Aufjauchzen die Griechen . . . und würgend durch-  
Der riesige Aias die Teukrer und türmt [stürmt  
Lautknirschend vor Zorn  
Zu Mahden sie an wie ein Schnitter das Korn.

Hier wählt der Pelide zum Ziele des Speers  
Die Edelsten nur des trojanischen Heers  
    Und scheucht durchs Gefild  
Den zagenden Feind wie der Jäger das Wild.

Hochragend, dem Ägiserschütterer gleich,  
Erlegt er die Feinde mit sicherem Streich  
    Und schleudert den Blitz  
Fernhin von des Wagens vergoldetem Sitz.

Und auf die unsterblichen Rosse gebeugt,  
Die Zephyros einst mit Podarge erzeugt,  
    Beherrscht das Gespann  
Automedons Wille, daß keiner entrann.

Da packt die Trojaner Entsetzen und Graun;  
Es drängen, daß Wagen und Leichen sich staun,  
    Die Scharen zur Flucht,  
Wie Branden des Meers an rhöteischer Bucht.

Doch hielten, vereinzelt, den Speer in der Hand,  
Die Freundinnen Penthesileas noch stand,  
    Bis, zornig erregt  
Vom Trotz der Umrington, Achill sie erlegt.

Und wieder andringen in schäumender Wut  
Die beiden und schwelgen in troischem Blut;  
    Da hält sie im Lauf  
Die lanzenbeherrschende Königin auf.

So wie, vom Geklaffe der Rüden umkreischt,  
Die Pantherin brüllt, wenn die Jungen zerfleischt,  
    Sich windet und ächzt  
Und heiß nach dem Blut der Verfolgenden lechzt

Und rollenden Augs, mit gesprenkeltem Fell,  
Schweifschlagend, in Sätzen behend, vom Gebell  
Der Meute gehetzt,  
Hervorstürzt und Jäger und Hunde zerfetzt:

So, rasend vor Schmerz und unbändiger Lust  
Nach Kampf, mit der Sichel des Schildes die Brust  
Zur Hälfte gedeckt,  
Die Rüstung vom Blut der Erschlagenen befleckt,

So stürzt sich, zwei Lanzen erhoben zum Schwung,  
Vom Pferde und stürmt mit verwegendem Sprung  
Und wildem Geschrei  
Die strahlende Penthesilea herbei

Und wirft nach Achill, daß mit dröhnender Kraft  
Des Speers chalibäische Wucht bis zum Schaft  
Den Stahlschild durchflog  
Und dumpf an dem Panzer des Helden sich bog.

„Was säumt ihr?“, so hub die Gewaltige an,  
„Nahkämpfer Achäas, nur näher heran!  
Zum Heil euch zerbrach  
Mein Speer; doch es folgt ihm ein stärkerer nach.

Das Weh, das ihr beide den Troern gebracht,  
Die ihr euch die mächtigsten Kämpfer der Schlacht  
Zu nennen erkühnt,  
Ihr Prahler, jetzt wird es auf einmal gesühnt!“

So sprach sie, und wieder enteilte der Hand  
Das schnelle Geschöß, das dem Aias den Rand  
Des Stierschildes durchspellt  
Und klirrend am Kniebug die Schienen zerschellt.

Nun packte die Fürstin unendlicher Schmerz,  
Daß zweimal erfolglos das tödliche Erz  
    Den Händen entflohn;  
Doch Aias verlacht sie mit bitterem Hohn

Und zielt . . . Da erhebt mit weittönendem Ruf  
Den Schild, den die Kunst des Hephästus erschuf,  
    Achilleus und wehrt  
Dem Freund, daß er nimmer die Männin versehrt,

Und donnert sie an mit der Stimme des Leus:  
„Was, Törin, versuchst du den Liebling des Zeus,  
    Der Hektor gefällt,  
Und kämpfst mit den mächtigsten Helden der Welt?

Jetzt, da du gesättigt die heiße Begier  
Nach griechischem Blut, steht der Rächer vor dir;  
    Jetzt sinkst du, ein Raub  
Den Geiern und Hunden, dahin in den Staub!”

So sprach er und bohrte den mächtigen Spieß  
Ihr rechts in die Brust, daß der Trotz sie verließ;  
    Ein Schauer umfing  
Den Leib, und die freudige Hoffnung verging.

Sie wankte, die rosige Lippe ward fahl;  
Vom wölbigen Busen, ein sprudelnder Strahl,  
    Quoll purpurn und heiß  
Das Blut und befleckte sein schneeiges Weiß.

Doch kehrt das Bewußtsein zurück und belebt  
Noch einmal die Glieder der Heldin; sie hebt  
    Sich kühn wie zuvor  
In racheverlangender Kampflust empor.

Und wieder besteigt sie den Renner in Eil  
Und greift nach der Streitaxt, nach Bogen und Pfeil,  
Die klirrend am Bug  
Das windschnelle Tier in die Feldschlacht ihr trug.

Doch drohend, die Seele von Unmut entbrannt,  
Hält Aiakos' herrlicher Enkel gebannt  
Mit Blicken des Aars  
Die rossebeherrschende Tochter des Mars.

Und während er anstürmt in zürnendem Groll,  
Wie Ares gewaltig und schön wie Apoll,  
Bezaubert der Glanz  
Der männlichen Schönheit des Helden sie ganz.

Ihr Herz pocht vernehmbar im Busen, es schmolz  
Verhaltene Sehnsucht den herrischen Stolz;  
Sie schaut nur auf ihn,  
Unfähig zu kämpfen, unfähig zu fliehn.

Gemischt aus Verlangen und weiblicher Scheu,  
Durchbebt ihre Seele befremdend und neu,  
Beengend und schwül,  
Doch wonnig und süß, ein unnennbar Gefühl.

Und wie auch ihr trotziger Sinn sich empört,  
Die Fürstin, vom Wahne des Herzens betört,  
Ergibt sich und senkt  
Die wuchtige Axt, die ihr Eris geschenkt.

Lang stutzt der Pelide; den finsternen Blick  
Voll Trotz, steht er da wie ihr böses Geschick,  
Die Stirne umbraut  
Von Wettern, vor denen selbst Hektorn gegraut.

ELFTER GESANG  
FALL DER AMAZONE

Vordrangen die Troer indessen; mit Not  
Hielt Aias die Scharen; schon sieht sich bedroht  
Achill, der ergrimmt  
Stets näher den phrygischen Schlachtruf vernimmt.

Äneas, Deïphobos hauen sich Bahn,  
Agenor, der Held, und Polydamas nahn  
Speerschwingend; da bäumt  
Sich wiehernd das Streitroß der Fürstin und schäumt

Und hebt sich und knirscht ins Gebiß . . . jetzt entsaust  
Der pelische Speer der unnahbaren Faust,  
Und Fürstin und Roß  
Im Fluge durchstürmt das berühmte Geschoß.

Wie mächtigen Schwunges entsandt, auf der Birsch  
Ein Speer, wenn er mitten durchflogen den Hirsch,  
Noch wuchtig und stramm  
Sich bohrt in der Fichte hochragenden Stamm,

So lagen, vom nämlichen Wurfe gefällt,  
Das Roß und die Herrin, im Tod noch gesellt,  
Die mutig und kühn  
Im Leben geteilt die Gefahren und Mühn.

Ans Tier, das verendend die Glieder noch dehnt,  
Bewußtlos lag Penthesilea gelehnt,  
Von Dämmerung sofort  
Das sehnsucherweckende Auge umflort.



Die trotzige Kraft der Gefürchteten brach  
Der endende Tod; doch es wand nur gemach,  
    Beklagend ihr Los,  
Die Seele von Jugend und Schönheit sich los.

Frohlockend indes sprach in trunkener Gier  
Achill die geflügelten Worte zu ihr:  
    „Da liege, ein Schmaus  
Den Hunden und ruh' von den Kämpfen nun aus!

Wie hast du, anstatt zu genießen das Gut,  
Das Troja dir bot, den verwegenen Mut,  
    Mit dem du geprahlt,  
So bald mit dem wonnigen Leben bezahlt!

Wer hieß dich auch, friedliche Werke der Frau  
Verschmäh'n, daß dein Ehrgeiz allein nach dem Graun  
    Der Feldschlacht gestrebt,  
Vor dem selbst die Seele des Mannes erbebt?“

Und als er, so sprechend, die eschene Wehr  
Zurückzog, da zuckt noch die Heldin am Speer,  
    Da trifft ihn ein Strahl  
Des brechenden Auges voll Vorwurf und Qual.

Und was in des Herzens tiefinnerstem Grund  
Die Stolze empfand, was ihr trotziger Mund  
    Dem Helden verhehlt,  
Gestand ihm dies Aug, nun für immer entseelt.

Er löst ihr den Helm und langwallenden Falls  
Die Fülle des Nackens, den blendenden Hals  
    Umflutete sacht  
Des wogenden Haares ambrosische Nacht.

Und lange, die buschigen Brauen gesenkt,  
Die Stirne gefurcht und die Arme verschränkt,  
    Wehmütig und still  
Den Liebreiz der Toten bewundert Achill.

Jungfräulich und streng, doch verlockend und schön,  
Der Artemis gleich, die auf Gargaros' Höhn,  
    Erschöpft nach den Mühn  
Der heißen Gebirgsjagd, entschlummert im Grün,

So lag hier, die Spangen und Schienen gelöst,  
An Nacken und Busen zur Hälfte entblößt  
    Den blühenden Leib,  
Das arentstammte, gewaltige Weib,

Den Adel der Züge entstellt nun vom Blut,  
Das Antlitz, einst hold, wie von rosiger Glut  
    Der Eos umhaucht,  
Im Tod noch in Anmut und Liebreiz getaucht;

Die Stirne, drauf fürstliche Hoheit gethront,  
Der trotzige Mund, der, zu herrschen gewohnt,  
    Vom Tod nun berührt,  
Noch immer bezaubert, erschreckt und verführt.

Ein Wunder an weiblicher Schönheit, verwaist  
Von männlichem Mut und hochstrebendem Geist,  
    Auf fremdem Gebiet  
Selbst fremd wie ein Rätsel, das niemand erriet,

Bestrickt noch der Leiche dämonischer Reiz  
Die Seele dem größten der Meister des Streits,  
    Die, glänzend umschient,  
Dem menschenvertilgenden Gotte gedient.

Und nimmer aus seinem Gedächtnis entwich  
Der Waffengewaltigen Bild; ihn beschlich  
    Weit tieferer Gram,  
Als da er den Tod des Patroklos vernahm.

Ihr Schatten umkreist ihn im Schlachtengewühl  
Und naht, wenn auf weichem, sidonischem Pfühl  
    Umsonst ihn zum Trost  
Die reizende lesbische Sklavin liebkost.

Es bannet das Weh, das den Helden befiel,  
Kein phrygischer Tanz, kein mäonisches Spiel,  
    Dem einst er gelauscht,  
Kein Heldengesang, der ihn früher berauscht.

Vergeblich in mahnenden Träumen erschien  
Ihm Deïdamia; umsonst schlang um ihn  
    In liebendem Harm  
Die holde Briseïs den schneeigen Arm.

Ihm wurde nur wohl, wenn, von Feinden bedrängt,  
Er Schilde zerklüftet und Reihen gesprengt,  
    Wenn schreckenverhüllt  
Die alles austilgende Schlacht ihn umbrüllt.

Nur wenn er, die Leichen anhäufend zur Mahd,  
Den schrecklichen Keren bezeichnet den Pfad,  
    Vom Speerkampf umtönt,  
Dann wähnt er die strenge Erinnys versöhnt.

Dann ruht ihre Geißel . . . sie selbst wird zum Bild  
Der sterbenden Heldin . . . dann winkt es ihm mild  
    Mit lächelndem Mund  
Hinab in des Erebos düsteren Schlund.

So jagte den Löwenbeherzten stets neu  
Von Feldschlacht zu Feldschlacht die nagende Reu,  
    Bis Paris' Geschoß  
Dem Helden die Pforten des Hades erschloß.

ZWÖLFTER GESANG

KLAGE ACHILLS UND BESTATTUNG DER PENTHESILEA

Jetzt aber, die buschigen Brauen gesenkt,  
Die Stirne gefurcht und die Arme verschränkt,  
    Wehmütig und still  
Die Schönheit der Toten bewundert Achill.

Und, ähnlich dem Bergstrom, der, lange gehemmt,  
Des Landmanns gesegnete Flur überschwemmt,  
    Anflutend zum See,  
So löst sich in endlosem Jammer sein Weh.

Aufstöhnt er wie Pan, der den Wanderer schreckt,  
Graunvoll, daß das Echo, vom Rufe geweckt,  
    Mit Donnergewalt  
Fernhin in den Schlünden des Ida verhallt,

Und klagt: „Der unbändige Zorn sei verflucht,  
Der jählings die Menschen und Götter versucht,  
    Die Sinne betört,  
In Schuld uns verstrickt und den Frieden zerstört!

Ein jegliches Übel entkeimt seiner Saat;  
Er macht zum Verbrechen die männliche Tat,  
    Den Sehenden blind,  
Den Weisen zum Toren, den Helden zum Kind.

O hätt' er doch nie, der so süß uns durchglüht  
Wie feuriger Wein, mein entzündbar Gemüt  
Zur Rachgier entflammt,  
Als du mir erschienst, die den Göttern entstammt!

Dann hätte mein Arm, der dich fällte, vom Neid  
Der tückischen Pallas gelenkt, die kein Leid  
Der Sterblichen rührt,  
Als herrliche Braut dich nach Phthia geführt."

So klagt er und wälzt sich, der Sinne beraubt,  
Im Staube, bestreut sich mit Erde das Haupt  
Und rauft sich das Haar,  
Bewältigt vom Schmerz, den die Reue gebar,

Und schlägt sich die Brust und die Hüften und kehrt  
Dann wider sich selbst das gefürchtete Schwert;  
Doch Phönix entwand  
Den tödlichen Stahl der vertilgenden Hand

Und führt ihn die Schlachtreihn hindurch, die vereint  
Die Lebende flohn und die Tote beweint,  
Verstört und entstellt  
Die bauchigen Schiffe entlang in sein Zelt.

Indes, als die Teukrer vernommen den Fall  
Der Völkervertilgenden, zagten sie all  
Und wichen der Macht  
Der Griechen und gaben verloren die Schlacht.

Und Priamos selber, der stattliche Greis,  
Er brachte, den Leichnam zu lösen, als Preis  
Des Goldes genug  
Und schmückte die Bahre und folgte dem Zug.

Und während der Sänger den Threnos zum Lob  
Der waffenberuhmten Gefallnen erhob,  
Wuchs an und verklang  
Die Klage der Jungfraun im Wechselgesang.

Und klagend, als sank' mit der Heldengestalt  
Für Troja der letzte und einzige Halt,  
Ergo wie ein Meer  
Das Volk sich die thymbrische Ebne daher.

Noch stand um die Bahre das Trauergeleit;  
Man brachte die Tiere, zum Opfer geweiht...  
Da trat aus dem Chor  
Der Jungfraun die holde Polyxena vor.

Sie selbst, noch fast Kind und doch Jungfrau bereits,  
Die männliche Tatkraft und weiblichen Reiz  
Mit kindlicher Art  
Dem strebenden Hochflug der Seele gepaart,

Sie hielt der Erschlagenen Haupt in dem Schoß  
Und sprach: „Wie beneid ich, o Heldin, dein Los,  
Das so dich gefällt,  
Nachdem du dein blutiges Tagwerk bestellt!

O, gonnte mir selbst der Unsterblichen Rat,  
Dies Dasein zu enden nach rühmlicher Tat,  
Von ihm, der die Ruh  
Des Herzens mir raubte, getroffen wie du,

Die, furchtbar im Kampf wie ein funkelndes Schwert,  
Vom Zauber allmächtiger Schönheit verklärt  
Im Tod noch erscheint,  
Von Göttern beklagt, von Heroen beweint!

Doch hast du die Hülle des Staubs nur vertauscht  
Mit Flügeln unsterblichen Ruhmes; es rauscht  
    Im Heldengesang  
Dein Schatten die künft'gen Geschlechter entlang."

So sprach sie und senkte der Schweigenden Haupt  
Zurück auf den Purpur, von Lorbeer umlaubt,  
    Und würzte mit Duft  
Des tyrischen Öls und der Salben die Luft.

Dann trug man zum Holzstoß der Heldin Gebein,  
Entfachte die Flammen, besprengte mit Wein  
    Die Asche und gab  
Dem fürstlichen Staube ein fürstliches Grab.

Und heim zog, der düstersten Ahnungen voll,  
Das Volk, und um Ilions Zinnen erscholl,  
    Jetzt minder belacht,  
Kassandras lautklagendes „Weh!“ durch die Nacht.

# DIE SCHLACHT BEI SEMPACH

Die Frauen harren in Ängsten  
Der Herren Wiederkehr;  
Auf wiehernden Ungarhengsten  
Sprengten sie freudig zum Heer;  
Nun mähten die Schweizerschnitter  
Die edlen Grafen und Ritter . . .  
Sie schlagen keine Zither  
Und keine Schlachten mehr.

Altes Fragment.

**B**ei Sempach auf dem Hügel  
Steht drohend Östreichs Macht;  
Die Ritter steigen vom Bügel  
Und ordnen sich zur Schlacht.  
Sie lassen auf der Heiden  
Die Roß und auch die Knecht;  
Jene begannen zu weiden,  
Und diesen war es eben recht.

Der Adel nur im Heere  
Bildet die Kämpferreihn,  
Er will die Kriegerehre  
Des Tags für sich allein.  
Es brannte die Julisonnen  
Schier mächtig auf den Plan,  
In ihren Brünnen wie Bronnen  
Fingen die Herren zu tiefen an.

Sie wollten in dichten Gliedern,  
Nach außen Speer an Speer,  
Die Schweizerbauern, die biedern,  
Umzingeln mit ihrem Heer.  
Der Angriff der Armbrustspanner  
Und Büchschenschützen begann;



Da traten auch die Banner  
Der Eidgenossen aus dem Tann.

Ein trotzig Volk, als wüchsen  
Die Leiber im Panzerhemd . . .  
Jetzt donnern die Hakenbüchsen  
Sie graunvoll an und fremd;  
Es flattern die Heerstandarten  
Wie Adler ob sicherem Horst,  
Den kurzen Hellebarten  
Entgegen startt ein Lanzenforst.

Keilförmig, dicht geschlossen,  
Rennen nach altem Brauch  
Die frommen Eidgenossen  
Heran durch Dampf und Rauch.  
Es hemmt kein Hagelschauer  
Die Stürmenden im Lauf,  
Doch hält die Eisenmauer  
Des Schweizerharstes Vorstoß auf.

Und während er im Streiten  
An sechzig Mann verlor,  
Drängen auf beiden Seiten  
Des Feindes Flügel vor.  
Da hilft kein männlich Ringen,  
Der Speerwald schützt die Herrn.  
Nun sank auch Gundoldingen,  
Mit ihm das Banner von Luzern.

So wankten auf der Halde  
Die Schweizer, Glied um Glied;

Da sprach aus Nid-dem-Walde  
Herr Erni Winkelried:  
„Wir werden rings umschlossen —  
Sorgt mir für Weib und Kind!  
Ich will euch, ihr Eidgenossen,  
Eine Gasse öffnen in den Find.“

Sprach's, und die Doppellänge  
Der Arme hielt umfaßt  
Von Speeren eine Menge.  
Und als die Waffenlast  
Der starke Held im Falle  
In seine Brust begrub,  
Indes mit wildem Schalle  
Sich neues Schlachtgeschrei erhob,

Rast über seine Leiche  
Hinweg der Schweizerharst,  
Indes von Stoß und Streiche  
Die Eisenmauer barst.  
Es splintern Helm und Schienen  
Von riesiger Schläge Wucht,  
Wie von den Höhn Lawinen  
Felsabwärts in des Tales Schlucht.

Stets wachsend, unaufhaltsam,  
Ein tosend Ungetüm  
So wirft die Schar gewaltsam  
In wildem Ungestüm  
Sich auf den Feind mit ganzer  
Vernichtender Gewalt,  
Daß vom Gekrach der Panzer  
Graunvoll der Waldgrund widerhallt.

Da haucht manch letzter Sprosse  
Aus altberühmtem Haus  
Und mancher Eidgenosse  
Die Heldenseele aus.  
Doch, rächend die Erlegnen,  
In alle Fugen brach  
Der Freiharst der Verwegnen  
Und grimmig stürzt der Ländler nach.

Hier dreschen, wie auf Tennen,  
In ungefügem Zorn  
Die Unterwaldner Sennen,  
Dort brüllt das Urihorn.  
Hei, wie das kracht und knattert,  
Von Speer und Morgenstern!  
Hie Schwyz! Und drüber flattert  
Aufs neu das Banner von Luzern.

Im Anlauf ward der Graben  
Und dann der Wall erstürmt;  
Es wurden auf die Schwaben  
Die Herrn von Etsch getürmt.  
In Tönen, immer vollern,  
Scholl Siegsschrei und Gejohl;  
Das Banner sank von Zollern  
Und das der Grafschaft von Tirol.

Umsonst drang, seltner Gnaden  
Der Herrschaft eingedenk,  
Der tapfre Götz von Baden  
Und Werner vor, der Schenk;  
Umsonst, zu widerlegen  
Des Ochsensteiners Scherz,

Zeigt Hasenburg, der Degen,  
Ein löwenmutig Heldenherz.

Sein Banner zu erretten,  
Warf er den Schwyzer Hug  
Und Rudi Metmenstetten,  
Der ihm den Venner schlug.  
Erst Hans, dem Vogt von Steinen,  
Erlag der alte Leu;  
Dann sanken auch die Seinen,  
Ein schönes Bild von Lieb und Treu.

Erschlagen neben ihnen,  
Lagen auf einem Fleck,  
Sechs Edle von Mülinen  
Und der von Geroldseck.  
Nächst diesem wand sein Schwager  
Sich auch im Todeskrampf,  
Und mitten schon im Lager  
Und um den Herzog rast der Kampf.

Zwar scharten seine Räte  
Zum Schutze sich um ihn,  
Und ihrer mancher flehte  
Den Fürsten an, zu fliehn.  
Er aber hieß sie schweigen  
Und sprach: „Hier will ich stehn  
Auf meinem Grund und Eigen  
Und siegen oder untergehn!“

Noch flattert, schon in Fetzen,  
Sein Banner blutig rot.

Hier kämpfen, vom Entsetzen  
Vielfachen Tods umdroht,  
Mit Schweiß und Staub besudelt,  
Noch Helden ritterlich.  
Vom Blut, das ihm entsprudelt,  
Hüllt mancher ganz in Purpur sich.

Mancher, wie eingemauert,  
Erstickte im Gedräng,  
Mancher, vom Tod umschauert,  
Blieb lang im Handgemeng  
Noch aufrecht stehn; es glotzten  
Weit vorgequollen, stier  
Die Augen noch und trotzten  
Dem Feind entgegen durchs Visier.

In dichten Leichenhaufen  
Lagen des Adels Reihn:  
Hier Brandis, dort von Staufen,  
Hallwyl und Ochsenstein,  
Der alte Grünenberger,  
Die Herrn von Ems und Hard,  
Randegg, der Hünenberger,  
Die Minstrol und von Mümpelgard.

Zu Ruotzmann sprach, dem Schelme,  
Der grimme Bärenlaub:  
Hei, was gekrönter Helme  
Da rollen in den Staub!  
Dies Volk drischt wie mit Flegeln  
Auf uns in Dampf und Dunst,  
Und achtet keine Regeln  
Der ritterlichen Fechterkunst.

Kaum sprach er es zu Ende,  
Da naht ihm Peter Jütz;  
Das war am Seegelände  
Der beste Ferg und Schütz;  
Der gab ihm regelrechter  
Schwertschläge solch ein Maß,  
Daß der behende Fechter  
Auf immerdar des Hohns vergaß.

Herr Sehin sprach zum Vetter:  
„Entfliehn wir dem Gewühl!  
Bei diesem Erntewetter  
Wird mir im Panzer schwül.  
Wie dick ich sonst geritten  
Auf Buhurd und Turnier,  
Noch nie hab ich gestritten  
Mit solchem Hünenvolk wie hier.

Doch eh sie noch ereilten  
Das offene Gefild,  
Zum Einzelkampfe teilten  
Sie zwei Im Albenschild;  
Da schwangen des Schwertes Schneide  
Die Urner also stark,  
Daß sie erlagen beide,  
Getroffen bis ins tiefste Mark.

Des Herzogs Kampfbegierde  
Blieb jeder Mahnung taub;  
Erst flog des Helmes Zierde,  
Dann flog sein Helm in Staub.  
Sein Banner war im Sinken  
Schon in der dritten Hand;

Er faßt es mit der Linken  
Und hält den Feinden mannhaft stand.

Nun sank in der Verwüstung  
Von Hochberg auch der Graf;  
Es schlief in ehrner Rüstung  
Rynach den ehrnen Schlaf.  
Graf Wallraff fiel im Streite,  
Die Rüstung dröhnte dumpf;  
Sein Bruder lag zur Seite,  
Das Haupt halb abgetrennt vom Rumpf.

Hei, wie gleich rüstigen Mähdern,  
Wenn hoch die Halme stehn,  
Des Adels Pfauenfedern  
Die Bauern niedermähn!  
Vor Schwert und Kolbenschlage  
Schützt weder Speer noch Schaft;  
Es schwand an diesem Tage  
Die Blüte deutscher Ritterschaft.

Und als von Feindesstreichen  
Er rings die Besten tot  
Und manchen Prahler weichen  
Gesehn in höchster Not,  
Den Schwertstumpf in der Rechten,  
Im Waffenrock von Gold,  
Nach heldenhaftem Fechten  
Sank auch der Herzog Leopold.

Die Bürger aus den Städten  
Des Aargaus, mit dem Kern

Des Stammlandadels, betten  
Sich sterbend um den Herrn.  
Tiefend aus mancher Wunde,  
Bedeckt mit Staub und Blut,  
Barg sterbend noch im Munde  
Sein Banner Schultheiß Niklaus Thut.

Und die annoch am Leben,  
Ergriff mit dunkler Macht  
Ein namenloses Beben  
Ob dieser Riesenschlacht;  
Und die noch konnten laufen,  
Sie suchten Knecht und Roß  
Und folgten in hellen Haufen  
Zu Fuße dem berittnen Troß.

Doch mancher, wie behende  
Er wich, fiel noch im Fliehn  
In der Verfolger Hände  
Und sank getroffen hin.  
Und manchem, der dem Grauen  
Des Schlachtgewühls entfloh,  
Begannen die Haare zu grauen,  
Und niemals ward er wieder froh.

Drei Tag, nach alten Sitten,  
Ward noch im Feld verweilt;  
Die Banner, die erstritten,  
Die Beute ward verteilt.  
Inzwischen ward der Wunden  
Gewartet und gepflegt,  
Und die den Tod gefunden,  
Sie wurden in die Gruft gelegt.



Da lagen Graf und Ritter  
So bleich und still umher;  
Sie schlugen keine Zither  
Und keine Schlachten mehr.  
Auch derer, die erwarben  
Den Sieg, ruhn viel vom Strauß  
Auf Leichen, wie auf Garben  
Die tagwerkmüden Schnitter, aus.

O schönstes Los von allen:  
Die Waffen in der Hand,  
Im heiligen Kampf zu fallen  
Fürs freie Vaterland!  
Lebt doch dein Werk der Tugend,  
Du frommer Winkelried,  
Ein Vorbild unsrer Jugend,  
Unsterblich fort im Heldenlied!

Zwar will man heut in Frage  
Dein reines Opfer ziehn;  
Die Tat sei eine Sage,  
Dein Stamm sei längst dahin . . .  
Doch wie vor siebzig Jahren  
Franzosen, kann zur Frist  
Noch stets ein Feind erfahren,  
Wo solcher Helden Heimat ist.

# HANNIBAL

## FÜNF RHAPSODIEN

MAGO — IM PUNIERLAGER — VOR CAPUA — MAHARBAL — ZAMA

1.

### MAGO

Um den Garganus streichen  
Die Adler beuteschwer;  
Noch treiben Römerleichen  
Im Aufidus zum Meer.  
Raubtier und Geier lauern  
Am Strand des trägen Stroms,  
Und Jammer füllt und Trauern  
Die Mauern  
Und alle Straßen Roms.

Doch die dem Tod Entgangnen  
Gibt der Karthager frei;  
Nur römischen Gefangnen  
Droht schnöde Sklaverei;  
In Ketten eng geschlossen,  
Verspottet und gekränkt,  
Sehn sie die Bundsgenossen  
Mit Rossen  
Und Waffen reich beschenkt.

So trugen diese Scharen  
Begeistert schon den Keim  
Zum Bund mit den Barbaren  
Zu ihren Laren heim.

Es wurden die Gesunden,  
Die noch beim Feind verweilt,  
Gastlich geehrt, die Wunden  
    Verbunden,  
Gepflegt und wohl geheilt.

Inzwischen führte Mago  
Mit Raub aus Cannäs Schlacht  
Gefangen nach Karthago  
Den Rest der Römermacht.  
Verstummt war hier indessen  
Der Tadel und der Neid;  
Im Jubel unermessen  
    Vergessen  
Ward jahrelanges Leid.

Es wurden Festgelage  
Durchschwärmt bei Fackelglanz;  
Es ward die Nacht zum Tage  
Bei Paukenschall und Tanz.  
Die Punier, die Jarbiten,  
Die Libyer hielten Rast.  
Man ließ nach den Syssiten  
    Entbieten  
Das ganze Volk zu Gast.

\*

Die Wächter von der Warte  
Des höchsten Tempelbaus,  
Die Priester der Astarte  
Sahn nach den Schiffen aus.  
Und als, noch fern dem Sunde,  
In Sicht die Flotte kam,

Als aus dem ehernen Munde  
Die Kunde  
Das trunkne Volk vernahm,

Und als es die gleich Schemen  
In sturmbeschwingtem Flug  
Hersegelnden Triremen  
Am roßgeschmückten Bug  
Erkannt, als Gerusiasten  
Die Nahenden erspäht,  
Und schon der Beute Lasten  
Nach Masten  
Gewertet der Suffet,

Erscholl ein ungeheuer  
Triumphgeschrei, als riß  
Und wankte das Gemäuer  
Um die Akropolis.  
Ein jeder ward Choragos;  
Fast war zum Festgepräng  
Für den Triumphzug Magos  
Karthagos  
Gewaltige Stadt zu eng.

Die Straßen sind mit Decken  
Von Purpur überhängt,  
Bepflanzt mit Rosenhecken  
Und mit Saffran besprengt.  
Es hüllen Byssusfächer,  
Gewölbt in kühnem Schwung,  
Als wären's Prunkgemächer,  
Die Dächer  
In weiche Dämmerung.

Von Zymbeln und Krotalen  
Erzittert rings die Luft,  
Den erzgetriebnen Schalen  
Entwirbelt Ambraduft.  
Die Priester Baals, berufen  
Zum Tempeldienste, nahn  
Sich bäuchlings auf den Stufen  
Und rufen  
Die Sonnengottheit an.

Und emsig sucht der Tyrer  
In längst vergeßnem Wust  
Nach Götzen der Assyrer  
Und wühlt aus Staub und Dust  
Lehmbilder und Gestalten  
Der Baalim, die seit Zor  
Sich noch im Volk erhalten,  
Aus alten  
Geweihten Truhn hervor.

Auf ihres Tempels Warte  
Ragt ehern, riesengroß  
Das Bildnis der Astarte,  
Das Weltsymbol im Schoß.  
Erst tritt in weißem Linnen  
Der Tanitpriester vor;  
Dann schweben Priesterinnen  
Die Zinnen  
Herab in schwarzem Flor.

Die Schleier wehn und bauschen  
Sich um den Porphyrranft;  
Die heiligen Harfen rauschen  
Und Flöten klagen sanft.

Der Göttin Bild mit Zweigen  
Umkreisend, stellt die Schar  
Im Auf- und Niedersteigen  
Den Reigen  
Der ewigen Sterne dar.

Und in den Tempelhainen  
Dem mystisch heil'gen Graun  
Den Sinnentaumel einen  
Fremdländisch üppige Fraun,  
Den Gurt gelöst, die Binde,  
Von Schleiern nur umwallt,  
Indes fernhin im Winde  
Gelinde  
Kinnorgetön verhallt.

\*

Jetzt, da von den Ägaden  
Vorbei an Ägimur  
Die Flotte, schwer beladen,  
Ins Bett des Kothon fuhr,  
Von Hippos Landesenge  
Bis zur Tuneserbai  
Verkünden Lobgesänge  
Der Menge,  
Daß diese Küsten frei.

Nun gleitet durch die Pforten  
Des Hafens Magos Jacht;  
Ihr folgen Roms Kohorten,  
Besiegt in Cannäs Schlacht.  
Und unter Beifalltosen  
Schritt er im Feldherrnstaat

Vor Kriegern und Matrosen  
Auf Rosen  
Und Purpur zum Senat.

Doch hemmt des Volkes Freude  
Im festlichen Empfang  
Vor dem Senatsgebäude  
Des Triumphators Gang.  
Da läßt er Fahnen wehen  
Von Cannäs Beutelast;  
Er läßt mit Siegstrophäen  
Besäen  
Den Platz vor dem Palast.

Er säte zum Beweise,  
Wie viel man Feinde schlug,  
Die Ringe scheffelweise,  
Die Romas Adel trug.  
Bewacht von seinen Braven,  
Zur Schau und zum Verkauf  
Stellt er an Markt und Hafen  
Als Sklaven  
Geborne Römer auf.

Und als auf Schaugerüsten  
Das Volk sich Mann um Mann  
Betasten nach Gelüsten  
Die stolzen Römer kann,  
Kettenbeschwert, mit Kränzen  
Ums Haupt, entehrt und stumpf,  
Aufrast in Lärm und Tänzen,  
Nicht Grenzen  
Mehr kennend, der Triumph.

Und durch die breiten Gassen  
Dröhnt lautes Siegesgeschrei,  
Es strömt das Volk in Massen  
Zum Waffendienst herbei.  
Nie schien ein Krieg gerechter . . .  
Es stellen Sohn um Sohn  
Die ältesten Geschlechter  
    Als Fechter  
Zur heiligen Legion.

Den wilden Jubel steigert  
Die Ankunft Hasdrubals.  
Die Menschenopfer weigert  
Das Volk den Dienern Baals:  
„Kein Priesterwahnsinn wüte  
Vertilgend in der Saat  
Der Jugend mehr; es hüte  
    Die Blüte  
Des Volks der freie Staat!“

Nun trat im Rat der kühne  
Barkide vor und sprach:  
„Ich bring euch endlich Sühne  
Für jahrelange Schmach! . . .  
Wie sehr auch altersschwache  
Kurzsicht, wie Eifersucht  
Und Neid die große Sache  
    Der Rache  
Zu unterdrücken sucht,

Trotz Hanno und den Spöttern  
Im punischen Senat,  
Im Bund mit ewigen Göttern



Erlösten wir den Staat,  
Daß keines Römers Gnade  
Uns fürder Schoß und Zoll,  
Die Marken am Gestade,  
Die Pfade  
Des Meers bestimmen soll.

Frei mögt ihr eure Jachten  
Aussenden wie seit je  
Und löschen ihre Frachten  
Fernhin zu Land und See!  
Euch ist aufs neu verliehen  
Der Dreizack und das Netz,  
Und wo euch Kolonien  
Gediehen,  
Gilt punisches Gesetz.

Groß seid ihr in Gewerben,  
Den Purpur färbt ihr gut;  
Uns aber laßt ihn färben  
Nochmals mit Römerblut!  
Baut Schiffe, baut Maschinen;  
Häuft Reichtum, neu erstarkt  
Aus Spaniens Silberminen!  
Mit ihnen  
Beherrschen wir den Markt.

Zwar hat mein Heldenbruder  
Rom den Beweis geführt,  
Daß uns zur See das Ruder,  
Das Schwert zu Land gebührt.  
Sein Werk bleibt unverrichtet,  
Bevor der Stahl des Schwerts,

Das Heer um Heer vernichtet,  
Gerichtet

Auf unsres Todfeinds Herz!

Karthago, schließ dem Hader,  
Dem Neid verschließ das Haus,  
Und neue Kriegsgeschwader  
Und Flotten rüste aus!

Laß ab vom kleinen Hasse,  
Dein Blick sei groß und weit!  
Den Krämertisch verlasse

Und fasse

Das Richtschwert dieser Zeit!

Den Purpur nimm und trage  
Der Welt das Szepter vor,  
Das an dem großen Tage  
Von Cannä Rom verlor!

Den Erdkreis, drauf die Schwere  
Der Römerhand geruht,  
Beherrschen unsre Heere,  
Die Meere

Entrichten uns Tribut.

## II.

### IM PUNIERLAGER

Inzwischen ruhn im Lager  
Bei Tanz, Gelag und Schmaus  
Die Völker der Karthager  
Von Kampf und Siegen aus,  
Gesondert nach drei Welten,  
Nach Sprache, Waffen, Wahl,

Iberer, Tyrer, Kelten  
In Zelten,  
Die Libyer im Machal.

Hier geht der Schlauch im Kreise,  
Dort tönt ein gallisch Lied,  
Die Mamertinerweise  
Singt hier ein Ausonid.  
Kriegsvolk von allen Rassen  
Und Zungen füllt den Raum;  
Des Lagers breite Gassen,  
Sie fassen  
Die wilden Scharen kaum.

Und doch, wie vielgestaltig  
Der Völker bunt Gemeng,  
Sie bändigt allgewaltig  
Ein Wille, stark und streng.  
Und jedem Volk des Heeres  
Steht sein Altar bereit,  
Dem Gott des Kriegs, des Meeres,  
Der Ceres,  
Dem Dienste Baals geweiht.

Der Isispriester schlichtet  
Mit dunkelm Wortgespinst  
Die Zweifel und verrichtet  
Geheimnisvoll den Dienst.  
Hier weissagt aus Gedärmen  
Ein Schalk, der Hierophant  
Lehrt strengen Tons, dort lärmern  
In Schwärmen  
Kuret und Korybant.

Hier üben Klinabaren  
Den Arm im Waffenspiel;  
Dort werfen Balearen  
Mit Schleudern nach dem Ziel.  
Hier trifft der Pfeil die Eule,  
Dort werfen im Tumult  
Die Gallier nach der Säule  
Die Keule,  
Hier ächzt das Katapult.

Dort kracht ein Schild, hier splittert  
Ein Speer, die Tuba ruft,  
Vom Ton der Zymbeln zittert,  
Von Pauken dröhnt die Luft.  
Doch senkt die Nacht sich nieder,  
Dann salbt beim Fackelglanz  
Der bräunliche Numider  
Die Glieder  
Mit Öl zum Waffentanz.

Wie dreht er sich geschmeidig,  
Die Stirne kranzumlaubt,  
Die Klinge, blank und schneidig,  
Geschwungen um das Haupt!  
Das Haar umkränzt mit Rosen,  
Gibt die Kyrenerin  
Glutäugig sich dem losen  
Liebkosen  
Der bärtigen Krieger hin.

Und um der Griechin Hüfte  
Schlingt seinen Arm gewandt  
Und hebt sie in die Lüfte

Im Sprung der Garamant.  
Jetzt löst den trunknen Sinnen  
Der Rausch die Fesseln ganz,  
Und Gaditanerinnen  
    Beginnen  
Den wildbewegten Tanz.

Erst drehn sie, jede Regung  
In schönem Ebenmaß,  
Mit zierlicher Bewegung,  
Behutsam wie auf Glas,  
Im Kreis sich, scheu, verhalten;  
Doch nahen ihrerseits  
Die kriegerischen Gestalten,  
    Entfalten  
Sie schamlos jeden Reiz.

Wie wiegen sie die Büsten,  
Von reifer Fülle schwer,  
Mit nackten vollen Brüsten  
Verlockend hin und her!  
Den flinken Fuß in Spangen,  
Geschürzt bis an das Knie,  
In Wollust und Verlangen  
    Wie Schlangen  
Entfliehn und nahen sie.

Wie sie behend sich drehen,  
Die Hüfte halb entblößt,  
Bis sich, wie aus Versehen,  
Vollends der Gürtel löst!  
Wie sie im Sprung entschweben,  
Bacchantischtoll, und nun,

Wollüstig hingegeben,  
Mit Beben  
Im Arm der Tänzer ruhn!

Der taumeltrunknen Weiber  
Verführerische Last,  
Die braunen üppigen Leiber  
Hält jetzt die Gier umfaßt.  
Hier wird zu leisem Flüstern  
Der Stimme Ton gedämpft,  
Doch dort wird keck und lüstern  
Im Düstern  
Die letzte Scheu bekämpft.

Bald schlingen sich zum Knäuel  
Die Paare Brust an Brust;  
Dem wilden Schlachtengreuel  
Folgt süßer Kampf der Lust.  
Stets frecher wird und freier  
Geküßt, gebuhlt, gelacht . . .  
Und auf die wüste Feier  
Den Schleier  
Senkt die verschämte Nacht.

III.

VOR CAPUA

Hinzog an reichen Küsten  
Längs dem Tyrrhenermeer,  
Schwelgend in allen Lüsten,  
Das siegberauschte Heer.

Es traf auf fette Weide  
Und Freunde allerwärts;  
Es ruhte in der Scheide  
Die Schneide  
Des sattgewordnen Schwerts.

Nun trat mit den Karthagern  
Auch Capua in Bund;  
Die wilden Horden lagern  
Im wasserreichen Grund.  
Sie stecken ab die Räume  
Für Führer, Heer und Troß;  
Sie hängen an die Bäume  
Die Zäume,  
Den Schild und das Geschöß.

Hier fördern sie mit Beilen  
Das Werk des Hüttenbaus;  
Dort spannen sie an Seilen  
Gestreiftes Zelttuch aus.  
Hier graben sie die Schanzen  
Zum Schutz vor Überfall;  
Sie schleifen Schwert und Lanzen  
Und pflanzen  
Die Fahnen auf den Wall.

Die Lämmerherden blöken,  
In engen Pferch gebannt;  
Es scharren an den Pflöcken  
Kamel und Elefant;  
Es weiden rings die Stuten  
Im hohen Ufergras.

An des Vulturuss Fluten,  
Da ruhten  
Die Völker Afrikas.

Auf Pardelfellen kauern,  
Ums Haupt den Purpurbund,  
Mit Blicken falsch und lauernd,  
Mit wulstgrohem Mund,  
Mit dunkelbärtigen Wangen,  
Mit Stirnen flach und eng,  
Den braunen Arm umfangen  
Von Spangen,  
Im Ohr Metallgehäng.

So lagerten, von Narben  
Entstellt aus mancher Schlacht,  
Vor Zelten zebrafarben,  
In niegesehner Tracht,  
Mit ehrnen Panzerschuppen,  
Mit buntem Schlangenhemd  
In malerischen Gruppen  
Die Truppen,  
Ein Anblick wild und fremd.

Sie lösen die Sandalen  
Vom wegemüden Fuß;  
In goldgetriebnen Schalen  
Schäumt Wein von Syrakus.  
Es rollt auf Römerschilden  
Der Würfel, und vom Duft  
Der Rosen in den milden  
Gefilden  
Campaniens trieft die Luft.



Getreide, Öl, Getränke,  
Thunfische aus dem Meer  
Und seltne Gastgeschenke  
Schickt Capua dem Heer;  
Und, auf dem Haupt Amphoren,  
Mit Leibern schlank und braun,  
Im Tanzschritt nahn wie Horen  
    Den Toren  
Des Lagers schöne Fraun.

Als hielten Mars in Lauben  
Der Kypris Arme fest,  
Als bauten ihre Tauben  
In seinem Helm das Nest,  
So schwieg des Krieges Schrecken . . .  
Zuweilen nur gelind  
Schlugen in Myrtenhecken  
    Die Becken  
Und Waffen an im Wind.

IV.

MAHARBAL

**F**ast fremd im eignen Lager,  
Verschollen vor der Welt,  
Weilt brütend der Karthager  
Heerführer im Gezelt.  
Nahn Boten auch mit reichen  
Geschenken, vom Gesicht  
Des ernstern Feldherrn weichen  
    Die Zeichen  
Des tiefen Unmuts nicht.

Dem Schmerz entwöhnt und Lachen,  
Wie eine Erzfigur  
Starrt er und zählt die Wachen  
An einer Wasseruhr.  
Er fühlt, wie zwischen Wollen  
Und Tat die Kluft so weit,  
Und zwischen beiden rollen  
Mit Grollen  
Hört er den Strom der Zeit.

Da scheucht aus tiefem Sinnen  
Ihn Wacheruf empor:  
Es rauscht des Zeltes Linnen,  
Und Maharbal tritt vor.  
Leicht neigt sich der Numider,  
Das stolze Haupt umwallt  
Vom schmucken Straußgefieder,  
Und wieder  
Hebt hoch sich die Gestalt.

Die schlaun Augen blitzen,  
Scharf wie am Saum des Gurts  
Die blanken Messerspitzen;  
Sein Wort ist knapp und kurz.  
„Geziemt sich's“, sprach er bitter,  
„Daß, eh die Saat gemäht,  
Bei Paukenschall und Zither  
Der Schnitter  
Das Erntefest begeht?

An des Vulturhus Borden  
Ist dein gefürchtet Heer  
Ein feiger Troß geworden;

Am Zeltmast lehnt der Speer;  
Morsch wird die Fahnenstange,  
Vom Lorbeer noch umlaubt;  
Und züngelnd wie die Schlange  
    Schon lange  
Hebt neu der Feind das Haupt.

Beim Mischkrug wird, beim Tanze  
Gewürfelt und gekost;  
Zum Bratspieß ward die Lanze,  
Am Schwerte frißt der Rost.  
Die aller Völker Grauen,  
Die Krieger, streng geschult,  
Sind in Campaniens Auen  
    Bei Frauen  
Verweichlicht und verbuhlt.

Zum Kampfe laß sie führen  
Mit Waffen frisch geschärft!  
Laß sie die Arme rühren,  
Noch eh' sie ganz entnervt!  
In Mühn laß sie verschmachten,  
Laß kämpfen sie um Brot!  
Lehr wieder sie in Schlachten  
    Verachten  
Das Leben und den Tod!

Ist nicht dein Name eitel,  
O Barkas, wirf den Blitz  
Auf deines Feindes Scheitel,  
Triff Rom, des Übels Sitz!  
Umgürte deine Lende:  
Wir sind der Ruhe satt!

Führ uns nach Rom! Vollende  
Das Ende  
Der stolzen Tiberstadt!"

Und Hannibal entgegnet:  
„Kühn, wie du kämpfst im Feld,  
So sprichst du. Sei gesegnet,  
Du rascher Reiterheld!  
Das klingt wie Horngeschmetter,  
Wenn aus dem Hinterhalt  
Du jäh den Feind, wie Blätter  
Ein Wetter,  
Hinwirfst mit Sturmgewalt.

Doch wolle eins bedenken:  
Verlangst du mehr in Rom,  
Als nur dein Roß zu tränken  
Im gelben Tiberstrom  
Und nach Latiner Rindern  
Zu werfen deinen Speer,  
Um, wenn die Reihn sich mindern,  
Zu lindern  
Die Not, verlangst du mehr —

Dann gib uns allen Flügel!  
Mit Gräben, Turm und Wall  
Sind Romas sieben Hügel  
Geschützt vor Überfall.  
Schaff Widder her, Ballisten,  
Sturmdach und Katapult!  
Denn reich ist Rom an Listen,  
In Zwisten  
Und Fehden wohl geschult.

Statt Roma zu berennen,  
Laß uns in diesem Krieg  
Vom Haupt die Glieder trennen,  
Und unser ist der Sieg!  
Auch drängt uns keine Eile:  
Ließ doch in Cannäs Schlacht  
Roms Aar die Donnerkeile,  
Die Beile  
Und Fasces seiner Macht!

Ein Heer naht aus Hispanien,  
Aus Afrika ein Heer,  
Apulien und Campanien  
Sind unser und das Meer.  
Gehetzt von allen Furien  
Ist Rom, aus seiner Ruh  
Erhebt sich selbst Etrurien,  
Ligurien  
Und Gallien fällt uns zu.

Der König Makedoniens  
Zog schon das Schwert zum Streit,  
Die Flotte kreuzt in Joniens  
Gewässern kampfbereit.  
Völker um Libyens Wüsten,  
Die Adria entlang  
Und an Sardiniens Küsten,  
Sie rüsten  
Zu Romas Untergang.

Bald hat die Stadt am Tiber  
Die Nemesis ereilt;  
Schon ward vom Weltmachtsfieber

Dies eitle Volk geheilt,  
Das nichts aus sich geschaffen,  
Das nur von Hellas zehrt  
Und, alles zu erraffen,  
In Waffen  
Sich wider alle kehrt.

Dem Erdkreis zu gebieten  
Vermaß sich dies Geschlecht.  
Wir messen den Quiriten  
Nach ihrem eignen Recht.  
Was auch der Augur deute,  
Geworfen ist das Los;  
Ob morgen oder heute,  
Als Beute  
Fällt Rom uns in den Schoß!"  
Und wiederum die Tropfen  
Der Wasseruhr im Fall  
Hört dumpf vernehmbar klopfen  
Der große Hannibal,  
Und scheint es nicht zu ahnen,  
Daß Rom die Zeit gewinnt,  
Zu gehn mit seinen Fahnen  
Die Bahnen  
Des Ruhms, auf den er sinnt.

v.

ZAMA

Wohin sind deine Scharen,  
Du kühler Schlachtenleu?  
Wie ward in wenig Jahren  
Das Glück dir ungetreu!

Dein Weltreich, o Barkide,  
Schwand hin wie ein Phantom.  
Dir flucht der Ausonide,  
    Und Friede  
Schloß Philipp ab mit Rom.

Sardinien ist gebändigt,  
Hampsikoras ist tot,  
Hispaniens Krieg beendet  
Und Afrika bedroht.  
Längst führte, dir zum Spotte,  
Ruhmtrunken, schlachtenfroh,  
Verehrt gleich einem Gotte,  
    Die Flotte  
Meerüber Scipio.

Numider und Karthager  
Warf er im Siegeslauf;  
Das Heer zerstob, das Lager  
Ging jäh in Flammen auf.  
Der Küstenstädte Prangen  
Ist rings in Staub gelegt,  
Syphax, durch List umgangen,  
    Gefangen;  
Zwei Feldherrn sind erlegt.

Noch dräut in wildem Hassen  
Ein Feind; doch fast mit Hohn  
Harrt seiner stolz gelassen  
Des Glücks verzogner Sohn.  
Die Chlamys schön in Falten,  
Die Flut gesalbten Haars

Vom goldnen Reif der Alten  
Gehalten,  
Halb Phöbus und halb Mars.

Gewaltiges Karthago,  
Wer wendet deinen Fall?  
Tot ist der kühne Mago  
Und tot ist Hasdrubal.  
Und der den Fuß einst setzte  
Auf Rom, mit lauem Mut  
Naht der nun selbst Gehetzte,  
Der Letzte  
Der stolzen Löwenbrut.

Den Rat der Gerusiasten  
Beschied der Meersuffet,  
Als er mit wenig Masten  
Anlief bei Hadrumet.  
Und während man verdrossen  
Beriet in dem Senat,  
Mit Fußvolk, Reitern, Rossen,  
Entschlossen  
War Hannibal genaht.

Die Küste zu beherrschen,  
Lag Scipio im Feld;  
Da stand nach Riesenmärschen  
Vor Zama schon der Held.  
Und als er, karg in Worten,  
Entflammt sein kleines Heer,  
Entströmen Roms Kohorten  
Den Pforten  
Des Lagers wie ein Meer.



Jetzt, da dem Buccinator  
Die Tuba Antwort gellt,  
Und wie ein Triumphator  
Der Feldherr naht, befällt  
Den Punier banges Ahnen  
Vor solcher Übermacht,  
Als er die Veteranen  
Die Fahnen  
Entfalten sah zur Schlacht.

Noch einmal ward um Frieden  
Verhandelt; doch, verwöhnt  
Vom Glück der Waffen, schieden  
Die Feldherrn unversöhnt.  
Nun Schlachtschrei, Heereswogen  
Schwertklirren, Roßgestampf  
Und Hornruf! Pfeile flogen  
Vom Bogen,  
Und es begann der Kampf.

Erst stürzt, von Garamanten  
Gehetzt durch Hieb und Stich,  
Ein Trupp von Elefanten  
Ins Vordertreffen sich.  
Schon lösen sich die Glieder,  
Schon wankt Roms Waffenglück,  
Da scheuchen die Numider  
Sie wieder  
Mit wildem Lärm zurück.

Und während Schreck und Lärmen  
Hier alle Ordnung brach,  
Mit seinen Reiterschwärmen

Stürzt Masinissa nach.  
Rasch ward der linke Flügel  
Vom Hauptheer weggedrängt,  
Von Reitern ohne Zügel  
    Und Bügel  
Besiegt, erlegt, versprengt.

Dort schlagen die Hastaten  
Von alter Römerzucht  
Die gallischen Gäsaten  
Und Mauren in die Flucht.  
Doch dringen hier wie Tiger  
Wutknirschend in die Reihn  
Karthagos alte Krieger,  
    Die Sieger  
Aus hundert Schlachten, ein,

Die auf den Pyrenäen  
Dem Tod, im Alpenschnee,  
Die ihm ins Aug gesehen  
Am Trasimenersee,  
Die altbewährten Horden,  
Die Cannäs Tag geschaut,  
In Waffen Mann geworden,  
    Im Morden  
Der Männerschlacht ergraut.

Ob mancher mit Geröchel  
Im Todeskampf sich wand,  
Im Blut bis an die Knöchel  
Hielt diese Truppe stand.  
In Ehrfurcht, in gerechter,  
Mied selbst der Liebling Mars',

Selbst Scipio diese Schlächter,  
Die Fechter  
Der Schule Hamilkars.

Und wie er zu belohnen  
Die Seinen auch beschwor,  
Es schmolzen die Legionen;  
Doch neue rückten vor.  
Und wo die Helden stunden,  
Auf Leichen hingestreckt,  
Hat sie der Tod gefunden,  
Mit Wunden  
Und ewigem Ruhm bedeckt.

Wie sehr ihr Fall ihn kümmern  
Auch mochte, wie gefeit  
Bei seines Heeres Trümmern  
Stand Hannibal im Streit,  
Den Schwertstumpf in der Rechten,  
Um seiner Heimat Los,  
Mit allen Schicksalsmächten  
Zu fechten,  
Groß, wie sein Unglück groß.

Erst als er in Bedrängnis  
Die Seinen fern und nah  
Erliegen, das Verhängnis  
Sich ganz erfüllen sah  
Und alles Hoffen scheitern,  
Entkam er kummerschwer  
Mit wenigen Begleitern  
Den Reitern  
Von Masinissas Heer.

Roms Feldherr zürnte strenge,  
Als er die Post empfing,  
Daß seinem Sieggepränge  
Der schlaue Feind entging.  
Doch als den Rest der Scharen  
Der Punier überschaut,  
Vor welchem in Gefahren  
    Seit Jahren  
Dem kühnsten Volk gegraut,

Knirscht er, der nie gejamert:  
„Ward ich an Macht so arm?  
Und zweimal Rom umklammert  
Hielt dieser Heldenarm!  
Statt Großes je dem Neide  
Karthagos zuzutraun,  
Und statt auf Philipps Eide,  
    Die beide  
Mein Schwert gelähmt, zu baun,

O hätt' ich, als vom Pferde  
Der stolze Konsul sank  
Und Cannäs durstige Erde  
Das Blut der Römer trank,  
Hätt' ich mit Roß und Reitern  
Die Tiberstadt umstellt,  
Mit Katapulten, Leitern  
    Und Streitern . . .  
Ich wäre Herr der Welt!”

## NACHTRÄGE UND BERICHTIGUNGEN

Seite V, Zeile 17 lies: Fußreise.

„ VI, Z. 5: Erschienen ist die Zeitung erst vom Neujahr 1865 an; in Stuttgart war L seit dem 11. Dezember 1864.

„ XXIII, Z. 19f.: Noch nach D und S zitiert, im Text nach der Handschrift.

„ XXVIII, Z. 10: Zu Kleists „Penthesilea“ vgl. Erich Schmidts Einleitung, WW., II. 7 ff.; über Ls P. S. 8. Das Metrum hat schon B von Platens Ballade „Zobir“ hergeleitet, wohl auch für C. F. Meyers „Pentheus“ die formale Quelle.

„ XXXIV, Z. 7: statt „sonst“ lies: *sondern*.

„ XXXV, Z. 4: „Hannibal“: Man beachte, wie aus dem Metrum der „Schlacht bei Sempach“ (Juli 1870!), der Nibelungenstrophe, durch eine kleine, aber bedeutsame Veränderung eine völlig neu anmutende Form geworden ist: Statt der Nibelungenstrophe liegt dem „Hannibal“ (14. VII.—10. IX. 71) der Hildebrandston zugrunde; die siebente (Halb)zeile ist aber halb wiederholt und auf die 5. und 7. (Halb)zeile gereimt. Die Ästhetik jeder andern Kunst würde solch organische Weiterentwicklung gegebener Formen meisterhaft nennen. — Für Leutholds Ausgehen vom Vorhandenen ist es übrigens bezeichnend, daß die Ballade „Cannä“ (zuerst „Hannibal“, vom 21. IV. 71, im Format des H. geschrieben und ihm beigegeben) noch ganz durch Platens Balladenform bestimmt ist; — siehe „Harmosan“; vgl. auch die Form von Meyers „Hutten“ in ihrem Verhältnis zu Platens „Pilgrim vor St. Just.“

„ XXXVII, Z. 27: In dieser Zählung nicht inbegriffen sind 49 Übertragungen in B 2 (eine von den 50 stand in B 1 unter den Gedichten), und 2 Sprüche sowie 2 neue Übertragungen in B 3. S. die Übersicht Bd. III, Inhaltsverzeichnis.

„ XXXVIII, Z. 14 ff.: Zur II. u. III. Elegie hat sich noch eine Bleistiftskizze gefunden; hingegen ist einiges, was Rita Schultheß in D herausgegeben, im Nachlaß nur in anderer Form oder gar nicht vorhanden. D war weder in der Berliner noch der Münchner Bibliothek zu bekommen; so habe ich die Hefte erst nachträglich einsehen können.

EI gibt über den Nachlaß hinaus nur noch 3 Lieder (III 48—50), 1 Sonett (III 183) und die im Text erwähnten 2 Gelegenheitsgedichte (III 138—39). Nicht im Nachlaß ist „Das Elend“ (aus R; III 92).

„ XL, Z. 2 lies: wiederzugeben.

„ XLV, Z. 15, zweiten: lies dritten.

„ XLVII, Z. 5 lies: Enjambement.

„ XLVIII, Z. 26 lies: *der* Lieder.

„ XLIX, Z. 28, Strophen: jetzt *Oden* (den gangbar gewordenen Titel habe ich zuletzt doch der Konsequenz geopfert).

„ L, Z. 25 lies: Reithards.

„ L, Z. 28 ff.: Die Neue Zürcher Zeitung vom 3. Aug. 1879 gibt „Manegg“ im Erstdruck; in den Neuen Jahrbüchern XXVII 4 habe ich das Sonett „An meine Mutter“ III 169 erstmals wiedergegeben.

„ 24, Liederfrühling, Z. 3: ; nach „Lieder.“

„ 29, Waldeinsamkeit, Z. 4: ; nach „breit.“

„ 37, Lazzaroni, Z. 3: , nach „Himmel.“

„ 40, Für Musik, Z. 9: statt „zur sichern Ruh“ (so B) lies: zu sichrer R.

„ 41, Z. 8 lies: *schönen*.

„ 46, Zum Angelus, Z. 5: nach „verschönt“ streiche das Komma.

„ 47, Lucciole, Z. 5 lies: dunkeln.

- Seite 58, Den Moralisten, Z. 10 lies: *verrufne*.
- „ 73, Z. 23: nach „einst“ streiche das Komma.
- „ 80, Z. 1: statt „beidem“ (BS) lies: *beiden*.
- „ 84, Z. 17: statt „eigenen“ lies: *eignen* (eigenen B).
- „ 86, Z. 1: „einst“ ist Zusatz BS; zu streichen.
- „ 102, Herz und Harfe, Z. 1: statt „ein“ (so BS), lies: *mein*.
- „ 109, Z. 7: statt „Reines“ lies: *Reinen*.
- „ 117, Z. 10 lies: *Sich* Stütze u. H.
- „ 133, Auf Gegenseitigkeit, Z. 2: statt „treibt“ (so BS) lies: *betreibt*.
- „ 134, Z. 3: „artig“, Änderung Bs für „freundlich.“
- „ 140, Z. 1 fehlt das Ausrufungszeichen.
- „ 143, Z. 14: „dem“ schreibe ich für das wohl verschriebene „zum.“
- „ 144, Z. 12: bei „Blick“ streiche den Apostroph.
- „ 150, am Schluß von „Lady Anna“ fehlt das Anführungszeichen.
- „ 151, Z. 9: statt „vom“ lies: *von*.
- „ 152, Z. 9: , nach „betrachtet.“
- „ 158, An —, Z. 5 lies: *schönern*.
- „ 161, II, Z. 5: nach „Massen“ streiche das Komma.
- „ 162, Z. 2 lies: *selbstsücht'gem*.
- „ 162, Unsrer Zeitrichtung, Z. 10 lies: *Kinderzeugen*.
- „ 187, Z. 3: statt „Demut“ wohl „Anmut“ zu lesen.
- „ 187, 3, Z. 4: statt „den“ lies: *dem*.
- „ 195, Genua 10, Z. 2 lies: *Strada* (Druckf.).
- „ 197, Z. 4: statt „sah“ lies: *seh*.
- „ 212, Z. 9: , nach „war“
- „ 212, *Titel*: statt „meines“ (so BS): *eines* (womit auch Schurigs Datierung hinfällt). B2: „meines Bruders Gotthilf Stößel“ (I).
- „ 213, Das Moallakât ist kein Ghasel, ist aber vom Dichter selbst an diese Stelle gesetzt (so noch B1).
- „ 218, XVIII, Z. 4: Ich *hatt' ein* . . .
- „ 221, XXIII, Z. 3: statt „sucht“ lies *such*.
- „ 252, Das deutsche Volk, Z. 7 lies: *ehrn*.
- „ 260, Z. 6: ; statt :
- „ 292, Nr. 5, Z. 3: nach „Ketten“ streiche das Komma.
- „ 317, Z. 1 lies *Podarkes*.
- „ 416, Z. 26: „Todeskampf“ (BS und Text) Verlesung für das richtige: „*Todeskrampf*.“
- „ 422: Der nicht im I. Bd. stehende Spruch XXVII (B5 S. 198) findet sich auf S. 210 des III. Bandes.
- „ 424 (Inhaltsverzeichnis): „Wanderlied“ (S. 33) ist aus C über NS in B2 (nicht B1) übergegangen.
- „ 428: „Das Mädchen von Debreczin“ (S. 140) findet sich schon bei B2 unter den dort zum erstenmal aufgenommenen Übertragungen.

# INHALTSVERZEICHNIS

31 Leutholds Gedichte.

## ERKLÄRUNG DER IN DIESEM VERZEICHNIS VORKOMMENDEN ABKÜRZUNGEN

- B: *Gedichte* von Heinrich Leuthold (herausgegeben von Jakob Baechtold), Frauenfeld, Huber, und zwar erschienen: B1 1878(79), B2 1880 (vermehrt um 18 Stücke), B3 1884 (mit 13 neuen Stücken und Einleitung von Baechtold), B4 1894 (= B3; aber ohne Einleitung, mit Gedicht von J. V. Widmann), B5 1906 (nach Baechtolds Tode, mit dem vollständigen Hannibal).
- S: Heinrich Leutholds *Gedichte*, nach den Handschriften wieder hergestellt (von Arthur Schurig). Leipzig, Inselverlag 1910.
- M: *Ein Münchner Dichterbuch*. Herausgegeben von Emanuel Geibel, Stuttgart, A. Kröner, 1862.
- C: *Cornelia*, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1868, 53. Jahrgang, Darmstadt 1867.
- W: *Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz*. Mit biographischen und kritischen Einleitungen von Robert Weber. III. Band. Glarus, Vogel 1867.
- WH: *Dasselbe*, IV. Band, bearbeitet von J. J. Honegger, Glarus 1877.
- Schw: *Das Schweizerhaus*. Ein Vaterländisches Taschenbuch auf das Jahr 1877, 6. Jahrgang, Bern 1876.
- NS: *Nord und Süd*, begründet von Paul Lindau, 1880. Juni (XIII 387 ff.).
- DD: *Deutsche Dichtung*, herausgegeben von Karl Emil Franzos, Stuttgart 1887. I. 2 S. 41; 8 S. 199. II. 3 S. 70, 73; 10 S. 278—84.
- D: *Deutsches Dichterheim*, herausgegeben von Paul Heinze, Dresden. X. Jahrgang (1890), Nr. 13—15, 17, 19, 21; S. 244 ff.
- EI: *Heinrich Leuthold*. Ein Dichterporträt von Adolf Wilhelm Ernst. Hamburg, Klobß <sup>1</sup> 1891, <sup>2</sup> 1893.
- P: *Leutholds Lyrik und ihre Vorbilder*, Berner Dissertation von Margareta Plüß, 1908.

---

\*: *In dieser Ausgabe zuerst gedruckt.*

[ ] bezeichnet die vom Herausgeber (z. T. nach Baechtold) ergänzten Überschriften.

Mit (B1, 2, 3, 5), (S), (\*) unter der Rubrik „Erster Druck“ wird jeweilen die Ausgabe der *Gedichte Heinrich Leutholds* bezeichnet, wo ein anderswo im Erstdruck erschienenenes Gedicht zum erstenmal Aufnahme fand. Der genaue Nachweis der Seiten, wo die bei B5 und S stehenden Dichtungen dort zu suchen sind, findet sich im alphabetischen Register am Schlusse des III. Bandes.

Aus B5 sind im I. Bande nicht enthalten: „Fragment aus Sizilien“ (M B S), vgl. III, 81 ff.; Sprüche XXVII (vgl. III 212), XXIX (vgl. III 113, Nr. 6, 2. Str.).



# HEINRICH LEUTHOLD

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

	Seite
I. Der Gang des äußern Lebens . . . . .	I
II. Der Dichter . . . . .	IX
III. Über die Ausgabe der Gedichte . . . . .	XXXVI

## LIEDER DER FRÜHEN ZEIT

1848—57

### VATERLÄNDISCHE GEDICHTE

	Datum Erster Druck	Seite
Auf den Alpen . . . . .	— B1	3
Heimweh:		
I. Ihr Berge der Heimat . . . . .	— D (S)	4
II. Mit kosenden Frühlingswinden . . . . .	— D (S)	5
Heimkehr . . . . .	— B1	6
Nach dem Sonderbundskampf . . . . .	1848 B1	6
Ufenau . . . . .	1850 B1	8
Die alten Schweizer . . . . .	10.X.69 B1	9

### LIEBESLIEDER

I. Als ich zum ersten Mal dich sah . . . . .	— EI (S)	12
II. Als der Sommersonne Glut . . . . .	— B1	12
III. Hin! . . . . .	— S	13
IV. Bei Ragaz . . . . .	— B1	14
V. Ich habe Land und Leute . . . . .	1853 B3	14
VI. Oft kamen sie mit Fragen . . . . .	1853 EI (S)	15
VII. O leg den Schmuck aus deinem Haar . . . . .	— D (S)	16
VIII. Die Liebe, die mir im Herzen brennt . . . . .	— D (*)	17
IX. Die Blume bricht des Nordwinds Hauch . . . . .	— B1	17
X. Vorüber ist der schöne Jugend- trug . . . . .	9.II.54 *	18
XI. Ich bin so müd, als ging's mit mir zur Neige . . . . .	— B1	18
XII. Erste Liebe . . . . .	— B1	19

Str. 8. u. 9;  
Str. 1—7 \*

	Datum	Erster Druck	Seite
<b>SEELIEDER</b>			
I. Es brennet heiß des Mittags Glut	—	B1	21
II. Die Kapelle am Strande . . . . .	—	B1	22
III. Der Waldsee . . . . .	—	M (B1)	22
<b>WALDLIEDER</b>			
I. Liederfrühling . . . . .	26.X.53	M (B1)	24
II. Waldfrieden . . . . .	29.X.53	C (B2)	25
III. Wilde Rosen . . . . .	—	C (B2)	26
IV. Rings um mich keines Menschen Spur . . . . .	1853	EI (S)	27
V. Vorüber zürnte das Gewitter . .	—	D (S)	27
VI. Wie ist der Wald verstummt, ver- lassen! . . . . .	—	D (S)	27
VII. Waldeinsamkeit . . . . .	—	M (B1)	28
VIII. Waldvögelein . . . . .	26.I.54	*	29
IX. Herbstgefühl . . . . .	—	B1	30
<b>WANDERLIEDER</b>			
I. Morgen . . . . .	—	D (S)	31
II. Wanderrast . . . . .	—	C (B1)	31
III. Schwüle . . . . .	27.I.54	D (S)	32
IV. Mit großen Tropfen sind die Erlen	6.XI.53	D (S)	32
V. Abend . . . . .	—	EI (S)	33
VI. Wanderlied . . . . .	9.II.54	C (B1)	33
VII. Zum Engel . . . . .	1853	B1	34
VIII. Eglantine . . . . .	—	C (B1)	35
IX. Neapel:			
1. Den Vesuv, doch ohne Feuer	17.XI.53	EI (S)	36
2. Einladung . . . . .	17.XI.53	S	36
3. Lazzaroni . . . . .	25./30.XI.53	*	37
X. Bei Nervi . . . . .	Um 1855	Schw (B1)	38
<b>DER LIEDER VON DER RIVIERA ERSTER KREIS</b>			
I. In ein Album . . . . .	VIII.57	B1	39
II. An Angiolina . . . . .	14.VII.57	*	39
III. Für Musik (Sampierdarena) . .	11.IV.57	Schw (B1)	40
IV. Der Rose gleich, die noch im Samt	1.IX.57	B1	41
V. Mittagsruhe . . . . .	VIII.57	M (B1)	41
VI. Wie schön bist du! . . . . .	26.VIII.57	*	42
VII. O du glaubst wohl nicht an Heilige	1857	B1	43

	Datum	Erster Druck	Seite
VIII. Wie ein kristallner Bergesquell . . . . .	1.IX.57	*	44
IX. Mein Lieb erzählt, wenn im Ver- enden . . . . .	VIII.57	*	45
X. Zum Angelus . . . . .	VIII.57	*	46
XI. Lucciole . . . . .	12.VII.57	*	47
XII. Nach einem ligurischen Volkslied	1.VI.57	M (B1, S)	48
XIII. Das Mädchen von Recco . . . . .	VII.57	M (B1)	50
XIV. Im Sturm . . . . .	VIII.57	M (B1)	51

### AUF GRÄBERN

Auf den Tod eines jungen Dichters:

1. Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch . . . . .	1851	B1	52
2. Sie kam zu ihm in stiller Nacht	1851	EI (S)	52
Auf eine Tote . . . . .	1853	B1, S	54
Am Grabe eines Kindes . . . . .	24.II.55	M (B1)	55

### VIER EINZELNE LIEDER

Ave Maria . . . . .	—	W (B1)	57
Den Moralisten . . . . .	—	B1	58
Des Kindes Abendgebet . . . . .	31.VIII.57	B1	59
Entsagung . . . . .	11.IV.57	M (B1)	60

## LIEDER DER SPÄTEN ZEIT

1869—72, Anhang bis 76

### DER LIEDER VON DER RIVIERA ZWEITER KREIS

I. Es flüstert in den Zypressen . . . . .	2.VII.70	B2	65
II. Es ist nicht vieles verwandelt . . . . .	2.VII.70	S	65
III. Der Atem will mir stocken . . . . .	1870	*	66
IV. Die Frühlingswinde pflügen . . . . .	24.XII.70	Schw (B1)	66
V. Leb wohl, zerfallne Vigne . . . . .	1870	B1	67
VI. Am Meere . . . . .	30.III.71	WH (B1)	67

### TRINKLIEDER

I. Lenzlied . . . . .	X.71	B1	69
II. Greift zum Becher und laßt das Schelten . . . . .	X.71	WH (B1)	70

	Datum	Erster Druck	Seite
III. In der Schenke . . . . .	1871	B1	70
IV. Im Klosterkeller:			
1. Hier scheidet die Klosterpforte	1871	B1	71
2. Jüngst weilten wir lange zu zweien . . . . .	1871	B1	72
V. Freiheit, unter deinem Flügel .	1871	B1	74
VI. Triolette:			
1. Jetzt, da der Lenz ins Land ge- kommen . . . . .	1871	B1	74
2. Den vollen Becher in den Händen . . . . .	1871	B1	75
3. Wer nicht solch Leben sich er- kor . . . . .	1871	*	76
VII. Lang sucht ich den Pfad zum höchsten Ziel . . . . .	11.XI.71	B1	76
VIII. Im Süden . . . . .	15.XII.71	B1	77
IX. [Evoë] . . . . .	26.II.72	B1	78
X. Trinklied eines fahrenden Lands- knechts . . . . .	13.XI.72	WH (B1)	79

### VERMISCHTE LIEDER

Die zerfallene Vigne:

1. Du grüne, blühende Wildnis .	1870	B1	83
2. Als ob es heute wäre . . . .	1870	B1	84
3. Wo blühender Gärten Teppich	1870	B1	85
Blätterfall . . . . .	1870	B1	86
[Du, schön wie die Göttin ] . . . .	IV.70	*	87
[Noch liegst du im Sinn mir ] . . . .	IV.70	S	87
[Unter des Dorfes Linden ] . . . . .	1870	*	88
[Unter den Abendglocken] . . . . .	1870	B1	88
[Holde, braune Augensterne] . . . . .	1870	B2	89
Auf eine Italienerin . . . . .	1870	B2	89
[Mein Kind, das ist der Grund des Übels]	Um 1870	B1	90
Tanzlied . . . . .	26.XII.72	B3	90
Mädchenlied . . . . .	14.XII.71	B1	91
Lais . . . . .	30.VIII.69	B1	91
Mignon . . . . .	14.VI.70	B1	92
Lebewohl . . . . .	14.XII.71	B1	93
In den Alpen . . . . .	1871	DD (*)	94
Trost im Leide . . . . .	14.XII.71	B1	94
[Resignation] . . . . .	1870	S	95

	Datum	Erster Druck	Seite
[Heißes Herz, o lern ertragen]	. . .	17.VII.69	B1 95
Schwermut	. . . . .	23.VI.70	Schw (B1) 96
Sehnsucht	. . . . .	Um 1870	B1 97
[Widerhall]	. . . . .	Um 1870	B1 98
[Reue]	. . . . .	17.XI.70	B1 99
Spielmannslieder:			
1. O Frühlingshauch, o Liederlust		23.V.71	B1 100
2. Die Ströme ziehn zum fernen Meer	. . . . .	23.V.71	B1 100
3. Ich bin ein Spielmann von Beruf	. . . . .	23.V.71	B1 101
4. Und wieder nehm ich die Harfe zur Hand	. . . . .	23.V.71	B1 101
5. Und wird mein Lied mit dem tönenden Reim	. . . . .	23.V.71	B1 101
6. Herz und Harfe	. . . . .	23.V.71	B1 102
Im Volkston	. . . . .	25.XI.70	B3 103
[Südlicher Überdruß]	. . . . .	16.II.71	B1 104
[Aufschluß]	. . . . .	17.VI.70	B1 105
[Wir und sie]	. . . . .	13.XI.70	B1 106
Mein Hausverstand (Todesanzeige)	. . . . .	24.VI.70	B1 107
Lerchen und Unken	. . . . .	22.VI.70	B1 109
Trauer:			
1. Ein unbezwingbar dunkler Hang		29.V.71	B1 110
2. Schon ein Mal in der Sommerszeit	. . . . .	29.V.71	P (*) 111
Thalatta:			
1. Wie süß ist's, von wonnigen	. . . . .	1.IV.71	B1 112
2. Doch furchtbar im prächtigen	. . . . .	1.IV.71	* 113
Lenzfrühe	. . . . .	27.V.72	EI (S) 115
Waldsturm	. . . . .	1872	EI (S) 116

## EPISTELN UND ZEITGEDICHTE

1870—72

### EPISTELN

I. Deutsches Dichterlos	. . . . .	V.70	B3	121
II. Einem Freunde	. . . . .	V.70	B1	123
III. Ave Imperator, morituri te salutant!		13.VII.70	B3	125

	Datum Erster Druck		Seite
An ** . . . . .	5.V.70	B1	128
[Mahnung] . . . . .	5.V.70	B1	129
An einen Freund . . . . .	Um 1870	B1	129
Auf Melchior Meyr . . . . .	10.V.71	B1	130
Feudaler Jammer . . . . .	10.XII.71	B1	131
Eine muntere Alternative . . . . .	1872	B1	133
Auf Gegenseitigkeit . . . . .	X.72	B1	133

### ZEITGEDICHTE

I. Ihr, die ihr tapfer zogt vom Leder . . . . .	2.XII.71	B1	134
II. Kaum senkt der müde Krieg die Sichel . . . . .	1871	B1	134
III. Der Chassepot schweigt, die Mi- trailleuse . . . . .	1871	*	135

## IN ERZÄHLENDEM TONE

(STUDIEN, ROMANZEN, BALLADEN)

### AUS DER FRÜHEN ZEIT

Die gefangenen Juden (Psalm 137) . . . . .	—	*	139
Das Mädchen von Debreczin . . . . .	—	B3	140
Weibertreue . . . . .	—	D (*)	141
Die Rose (Nach einem Grimmschen Märchen) . . . . .	19./20.XII.53	*	141
Vor Cremona (Nach Tacitus hist. III. 22—26) . . . . .	—	B1	142

### AUS DER SPÄTEN ZEIT

Cannä . . . . .	21.IV.71	S	146
[Herr Heinrich, Graf von Toggenburg]	18.II.70	B1	147
Der Than von Dunbar (Schottisch):			
1. Robin, der Than von Dunbar- schloß . . . . .	22.XI.70	B1	148
2. Im Klosterhof zu Kilmarnock . . . . .	22.XI.70	B1	149
Roman:			
1. Mir ist, als wär' es gestern . . . . .	1870	*	150
2. Nun halt ich die Hände wieder . . . . .	1870	*	151
3. Da liegt im Schatten der Linden . . . . .	1870	B1	152

# SONETTE

1848—57

## I.

	Datum	Erster Druck	Seite
I. An Fräulein von E . . . . .	3.VI.48	BI	155
II. An —. (Mit Liedern) Mein Streben war ein ewiges Verneinen . . . . .	—	D (S)	155
III. An —. (Ich weiß es wohl, wie du in deinem Schoße) . . . . .	3.III.53	D (S)	156
IV. O Weib, die Seele du von meinem Leben . . . . .	—	D (S)	157
V. Ein Wort . . . . .	—	BI	157
VI. An —. (Wie in den Abgrund sieht ein Kind mit Zagen) . . . . .	—	BI	158
VII. Neuer Frühling . . . . .	1853	EI (S)	159
VIII. An —. (Einst hab ich fest an meine Kraft geglaubt) . . . . .	—	BI	160

## II.

I. An einen Freund . . . . .	24.XII.54	*	161
II. Das hat am Volk, das man so oft gepriesen . . . . .	7.XII.54	*	161
III. Unsere Zeitrichtung . . . . .	(6.)X.54	BI	162
IV. Mein ganzes Leben war ein reges Fechten! . . . . .	19.X.54	*	163
V. Selbstkritik . . . . .	21.X.54	*	163
VI. Lang irrte ich in gefährlicher Ver- blendung . . . . .	22.X.54	P (*)	164
VII. Zuruf . . . . .	Um 1855	*	165
VIII. An zwei meiner Universitätslehrer	14.XI.54	*	165
IX. Unmut (An einen Freund) . . . . .	8.I.55	BI	166

## III.

I. Auf meine Großmutter . . . . .	—	BI	167
II. Was mir bleibt . . . . .	—	D (S)	167
III. Begeisterung . . . . .	21.XII.54	BI	168
IV. Leidenschaft . . . . .	20.XII.54	*	169
V. Das Genie:			
1. Ich lese sinnend das Sonett zu- weilen . . . . .	3.XII.54	*	169
2. Und doch ward das Genie von jenem greisen . . . . .	3.XII.54	*	170

	Datum Erster Druck		Seite
VI. Conceptio immaculata . . . . .	13.XI.54	*	171
VII. Schön ist's, wenn Tauben gleich die heitern Stunden . . . . .	13.XI.54	*	171
VIII. Nach Süden . . . . .	—	D (S)	172
IX. Einladung (Am Genfersee) . . . . .	—	B3	173

#### IV. NEUERE DICHTER

I. Auf Platen . . . . .	XI.54	B3	174
II. Auf Uhland . . . . .	—	B3	174
III. Auf Freiligrath (Nach dem Er- scheinen seiner Zeitgedichte) . . . . .	—	B3	175
IV. Auf Heine:			
1. Anmut'ge Märchen wunderbaren Klanges . . . . .	—	B3	176
2. Wer kennt sie nicht, die täglich abgeschmackter . . . . .	—	B3	176
V. Auf Lenau . . . . .	—	B1	177
VI. Auf Byron . . . . .	—	D (S)	178
VII. Auf Emanuel Geibel . . . . .	Um 1857	B1	178

#### V. SCHWEIZERSONETTE

I. Aus der Fremde . . . . .	—	D (*)	180
II. 1853:			
1. Wie vieles hat mich ehemals erbittert . . . . .	1853	D (S)	180
2. Der Pforte weben sie den Toten- schleier . . . . .	1853	*	181
III. 1857:			
1. Die alten Eidgenossen . . . . .	1857	*	182
2. Die Zeiten ändern, hab ich oft vernommen . . . . .	1857	*	182
3. Aut-aut. — An die heutige Schweiz . . . . .	1857	*	183

#### VI. AUS DEM SÜDEN

I. [Heimweh] . . . . .	15.I.55	M (B1)	184
II. Aus Venedig . . . . .	6.I.55	D (S)	184
III. Aus Rom . . . . .	7.I.55	*	185
IV. Aus Neapel:			
1. O schöne Tage! — da ge- schmückt mit Kränzen . . . . .	14.I.55	B1	186



	Datum	Erster Druck	Seite
2. Hier siehst du oft an kargem Fischerherde . . . . .	13.I.55	*	186
3. Zwar winkt hier der Genuß gleich Marmorbüsten . . . . .	19.XII.54	S	187
V. Sorrent . . . . .	17.II.55	S	188
VI. In Messina . . . . .	12.I.55	*	188
VII. Aus Genua:			
1. Von diesen braunen, trotzigen Kastellen . . . . .	V.57	B1	189
2. Denkst du des Abends noch, des zauberischen . . . . .	17.II.55	B1	190
3. Dämmerung . . . . .	1855	B1	190
4. Das alte Genua . . . . .	V.57	M (B1)	191
5. Einst wagte keine Macht mit euch zu ringen . . . . .	V.57	B1	192
6. Seesieg bei Ponza . . . . .	IV.57	B1	192
7. Andreas Doria . . . . .	IV.57	B1	193
8. Wo, stolzes Genua! sind deine Flotten? . . . . .	IV.57	B1	194
9. Von euern Säulenhallen und Ge- länden . . . . .	V.57	B1	194
10. Gern mag ich, wenn sie abends sich beleben . . . . .	V.57	WH (B1)	195
VIII. An die Italiener . . . . .	V.57	*	196
IX. Cogoletto und Korsika . . . . .	V.57	*	196
X. Das schönste Los . . . . .	IV.57	*	197
XI. Die Kunst . . . . .	V.57	M (B1)	198
XII. Auf klassischem Boden . . . . .	13.VI.57	*	198
VII. AUS EINER SAMMLUNG: „METRISCHE GYMNASTIK“			
An Professor Neßler . . . . .	—	B1	200
Frühling . . . . .	—	B1	200

## GHASELEN

### DER GHASELEN ERSTER KREIS

1849—55

I. Nach Westen zieht der Wind dahin	—	B1	205
II. An — (Mit Daumers Hafis) . . .	—	B1	205
III. Das Ghasel (An —) . . . . .	—	B1	206
IV. (Nach Hafis) . . . . .	—	C (B1)	206

	Datum	Erster Druck	Seite
V. Die Moralisten mag ich nicht	—	B1	207
VI. Komm, küsse mich schnell auf den Mund, mein Lieb!	—	B1	207
VII. Ist es wohl der Geist der Liebe	—	B1	208
VIII. Wenn Meister auch der Kunst zu sein	21.X.54	B1	208
IX. Kaum hat den Liedersegen mir	—	C (B1)	209
X. An — (Es sehnet sich mein Herze bang)	—	B1	210
XI. An — (Stumm, traurig wandle ich fortan)	—	B1	210
XII. Die Poesie	21.VI.49	*	211
XIII. Auf den Tod eines Bruders	—	B1	212
XIV. Das Handgemeng (Arabisch)	Um 1855	B1	213
XV. Das Fest ist eröffnet	1853	B1	214
XVI. Am Genfersee:			
1. Der rauhe Winter schüttelt	—	B1	215
2. Mit Freunden (Freunde, lagert euch im Schatten)	—	B1	215
3. Auf Savoyens Schneege- birgen	—	B1	216
4. Mit dem Gewinne den Ver- lust	—	B1	217
XVII. Persische Vierzeile (Lenztrunken strömt die Nachtigall)	30.IX.53	B1	218
XVIII. Einst schrieb ich schlechter Verse viel	1853	B1	218
XIX. Persische Vierzeile (Nicht milder ist des Mondes Silberlicht)	—	B1	219
XX. Auf den Jahreswechsel	—	B1	219
XXI. Mit dir und mit dem Gott der Liebe	—	*	220
XXII. Sub Rosa	—	B1	221
XXIII. Im sichern Hafen land ich nie	—	C (B1)	221
XXIV. Das Menschenleben	9.VI.54	C (B1)	221
XXV. Ich habe manche Nacht durch- wacht	—	B1	222
XXVI. Ich weiß, wie wenig es mir nur gelungen ist	—	B1	223
XXVII. Mit Freunden (Dem Gold im Becher wollen wir)	—	D (*)	223
XXVIII. Wie oft ich nach dem Glück gehascht	28.II.55	B1	224

	Datum	Erster Druck	Seite
XXIX. An Platens Grab . . . . .	14.III.55	B1	225
XXX. Dank dir, Schicksal! das zu bannen . . . . .	19.II.55	B1	225
XXXI. Ich steure auf des Lebens Flut	26.II.55	B1	226
XXXII. An eine junge Dame . . . . .	(28.)II.55	B1	227
XXXIII. Ich weiß nicht, ob ein Kelm dereinst . . . . .	—	EI (S)	228
XXXIV. Neue Liebe (Der Garten schlägt, ein stolzer Pfau) . . . . .	—	C (B1)	228
XXXV. Keine blasse Laura will ich .	—	*	229
XXXVI. An einen Freund (Deine steilen Pfade gingst du) . . . . .	—	C (B1)	230

### DER GHASELEN ZWEITER KREIS

1869—72

I. Lebensphilosophie . . . . .	1870	B1	231
II. In ein Album . . . . .	1870	*	231
III. Der Dichter . . . . .	20.IV.72	B1	232
IV. Du beklagst mich, der ich sonst nur . . . . .	7.IV.70	B1	233
V. Nütze deine Augenblicke . . . . .	12.VI.70	*	233
VI. Persische Vierzeilen:			
1. In dieser Welt des Unbestands	—	B1	234
2. Wer noch klein wie du, der streckt sich . . . . .	—	B1	235
3. Laß dich von den Ungewittern	1869	B1	235

### ODEN

1870—74

#### ASKLEPIADEISCHE ODEN

Nachts . . . . .	1872	Schw (B1)	239
Die Muse . . . . .	23.IV.72	Schw (B1)	239
Der Tod . . . . .	20.IV.72	B1	239
An Charmion . . . . .	17.I.70	B1	240
Meerfahrt . . . . .	17.I.70	B1	241

#### ALKÄISCHE ODEN

Der Zürchersee . . . . .	25.III.72	B1	242
Den Kindern des Glücks . . . . .	10.VI.72	WH (*)	243

	Datum Erster Druck	Seite
An Heinrich von Treitschke . . . . .	6. VIII. 72 *	244
Entmutigung . . . . .	1872 Schw (*)	244
Das französische Volk . . . . .	10. VI. 72 *	245

### SAPPHISCHE ODEN

Ode an das Meer . . . . .	25. III. 70	B1	246
Serenade . . . . .	1. 70	WH (B1)	248
Perlen und Rätsel . . . . .	1. 70	B1	248
Gereimte sapphische Oden:			
1. Wenn du nahst, leichtfüßiger als die Horen . . . . .	26. IX. 72	B1	249
2. Holdes Kind, in deine gelösten Locken . . . . .	26. IX. 72	B3	249
An Grillparzer . . . . .	26. VII. 72	B1	250
Auf Moritz Hartmann . . . . .	1872	B1	251
Auf Carl Brater . . . . .	24. IV. 74	B1	251
Das deutsche Volk . . . . .	27. VIII. 72	B3	252
Dem deutschen Volke . . . . .	8. IX. 72	B3	253
Die deutsche Sprache . . . . .	8. VIII. 72	NS (B2)	253
Die Bestimmung der Schweiz . . . . .	9. IX. 72	B3	254
Dem Schweizervolke . . . . .	2. III. 72	Schw (*)	255
Das Eisen . . . . .	30. VII. 73	B1	257
Gegen Rom:			
1. Mächtig stehst du da, mit dem Siegerfuße . . . . .	1. IX. 72	*	258
2. Einst am Felsen Petri zerschellte unsrer . . . . .	29. VIII. 72	B1	259
Am Genfersee:			
1. Wem zur Last geworden die Welt, er schweife . . . . .	26. IX. 72	WH (B1)	260
2. Hier, wo einst der zornige, schenkelnackte . . . . .	1872	*	260
3. Wo des Tiguriners gewalt'ge Streitaxt . . . . .	1872	B1	261
An einen jungen Dichter . . . . .	1872	Schw (B1)	261
[Der Weise] . . . . .	28. VIII. 73	B1	262
[Schweigende Weisheit] . . . . .	17. II. 73	DD (S)	262
[Ermutigung] (Wende dich nicht ab von der Zeit) . . . . .	6. IX. 72	B1	263
[Vom bitteren Lorbeer] . . . . .	1. IX. 73	*	263
Abschied . . . . .	4. XI. 73	NS (B2)	264

## ELEGIEN

1870—71

	Datum	Erster Druck	Seite
Aus dem Süden . . . . .	1870/71	B1	267
Annina . . . . .	8.I.71	EI (S)	270
Anakreon . . . . .	29.XII.70	EI (S)	273
Sonnenuntergang . . . . .	13.I.71	B1	274

## SPRÜCHE

### RITORNELLE AUF NEUERE DEUTSCHE DICHTER

Um 1870 (1—17)

Seite  
279—281

Erster Druck: B1: 5, 8, 11, 12, 14, 16. — Baechtolds Kellerbiographie<sup>3</sup> I 253, Anm.: 6. — \*: 1—4, 7, 9, 10, 13, 15, 17.

### DISTICHEN

1870, beendet am 25. V. 71 (1—30)

282—290

Erster Druck: WH: 1, 3 (B1), 4, 5, 7, 8, 12. — B1: 2, 18, 23, 29. — B2: 10, 26. — B3: 20<sup>III</sup>. — DD: 11, 14, 19<sup>I</sup>, 21, 22, 25. — \*: 6, 9, 13, 15—17, 19<sup>II—VII</sup>, 20<sup>I</sup> u. II, 24, 27, 28, 30.

### SPRÜCHE

Um 1870 (1—86)

291—309

Erster Druck: WH: 2 (B1), 6 (B1), 10 (B1), 22 (B1), 23, 24, 28, 32 (B1), 33 (B1), 60, 62 (B1). — B1: 1<sup>II</sup>, 3, 5, 7, 9, 11, 13, 14, 17—19, 25, 27, 30, 31, 39, 43, 44, 46—48, 50, 53 (1. Str.), 54—57, 61, 63, 69, 71—73, 76, 78, 79 (unter „Trinklieder“), 81, 85, 86. — B2: 1<sup>I</sup>, 36 (27, 72, 76 bei B2—5 weggelassen). — B3: 1<sup>III</sup>. — DD: 12. — \*: 4, 8, 15, 16, 20, 21, 26, 29, 34, 35, 37, 38, 40—42, 45, 49, 51, 52, 53 (2. Str.), 58, 59, 64—68, 70, 74, 75, 77, 80, 82—84.

# EPISCHES

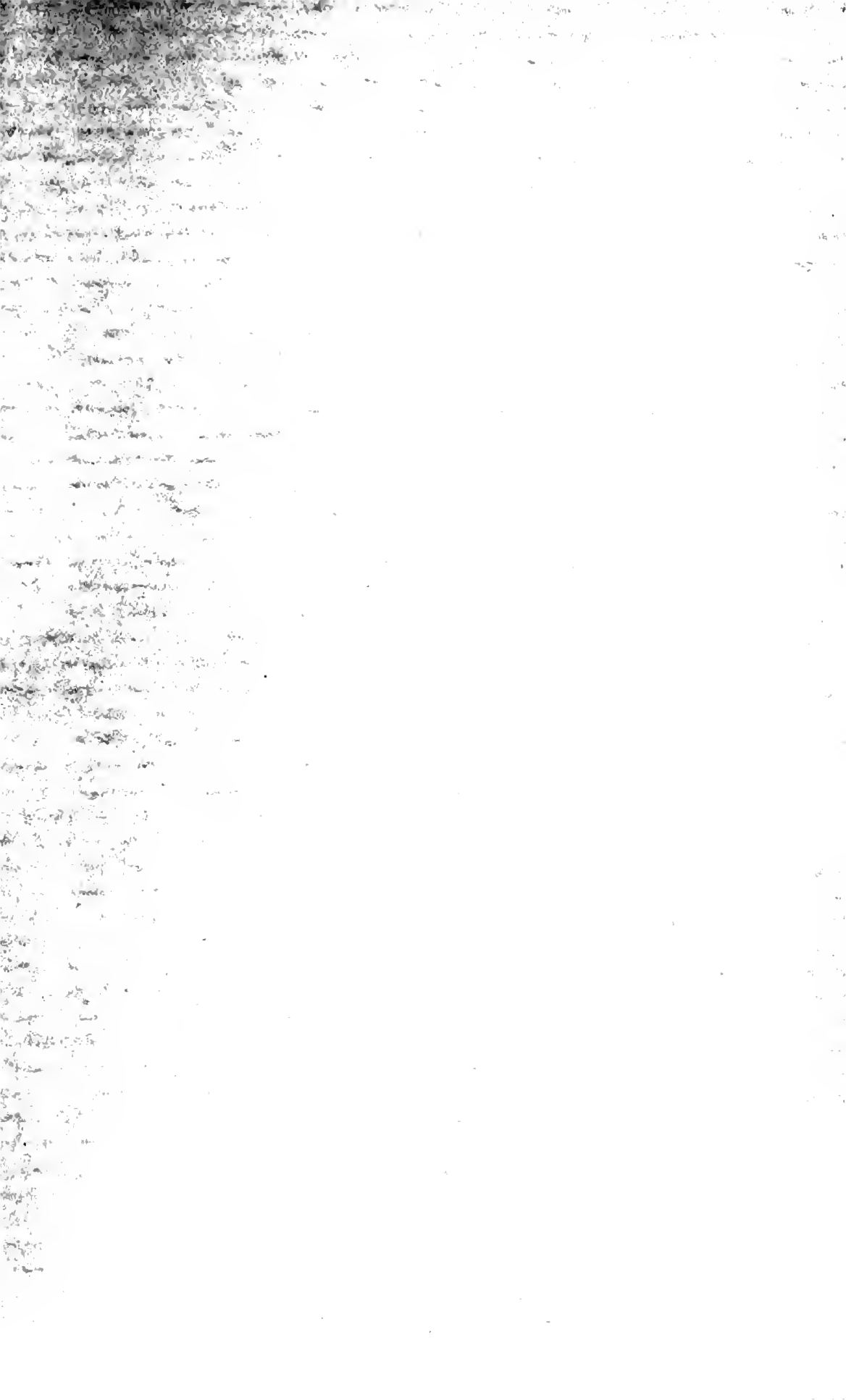
## PENTHESILEA, ein Epos in zwölf Gesängen

1868/69

	Erster Druck	Seite
<i>Erster Gesang</i> : Ankunft der Amazonen in Troja, Auszug zum Kampfe	B1	313
<i>Zweiter Gesang</i> : Podarkes . . . . .	B2	318
<i>Dritter Gesang</i> : Diomedes und Thermodossa . . . . .	B2	322
<i>Vierter Gesang</i> : Bremusa . . . . .	B1	325
<i>Fünfter Gesang</i> : Rache Penthesileas, Einzelkämpfe, Lernos, Menelaos, Idomeneus, Meriones . . . . .	B2	328
<i>Sechster Gesang</i> : Begegnung mit Nestor . . . . .	{ B1 ohne Str. 39 u. 40; ganz: B2 }	332
<i>Siebenter Gesang</i> : Vordringen der Troer, Theon und Pheres . . . . .	B2	339
<i>Achter Gesang</i> : Bewegung der Frauen in Troja, Arsinoë, Theano, Kassandra, Zweikampf zwischen Penthesilea und Amphion . . . . .	{ WH (B1) Str. 53—79 } { B2 ff. (S) ohne Str. 46—48; diese * }	344
<i>Neunter Gesang</i> : Flucht der Achäer	B1	365
<i>Zehnter Gesang</i> : Achill und Penthesilea . . . . .	B1	369
<i>Elfter Gesang</i> : Fall der Amazone . . . . .	B1	374
<i>Zwölfter Gesang</i> : Klage Achills und Bestattung der Penthesilea . . . . .	B1	378
<b>DIE SCHLACHT BEI SEMPACH</b>		
18. VII. 70	*	382

## HANNIBAL, fünf Rhapsodien

	Datum	Erster Druck	Seite
I. Mago . . . . .	8. VIII. 71	{ B2 ohne Str. 3, 11, 19, 20, 23, 24, 26, 27; EI fehlt Str. 3; ganz bei B5 }	392
II. Im Punierlager . . . . .	24. III. 71	{ B2 ohne Str. 3, 4, 7, 9—11, 12 (Vers 5—9), 13 (Vers 1 bis 4). — EI ohne Str. 4; 12 u. 13 = B2. — B5: ganz }	400
III. Vor Capua . . . . .	1871	WH (B1)	404
IV. Maharbal . . . . .	10. IX. 71	EI ohne Str. 12; diese: B5	407
V. Zama . . . . .	14. VII. 71	{ EI ohne Str. 6, 8, 16—20; diese: B5 }	412







300232

LG

Author Leuthold, Heinrich

L6544g

Title Gesammelte Dichtungen. Vol.1.

**University of Toronto  
Library**

**DO NOT  
REMOVE  
THE  
CARD  
FROM  
THIS  
POCKET**

**Acme Library Card Pocket  
Under Pat. "Ref. Index File"  
Made by LIBRARY BUREAU**

